Sylvia

Georg Hiltl

Hiltl

Sylvia.

Historische Erzählung

von

George Hiltl.

Berlin, 1870.
Verlag von Gustav Behrend.

I. Ein Thespiskarrn.

Ein heftiges Regenwetter tobte über die Landstraße dahin, welche sich von der kleinen Stadt Bischofswerda gegen Dresden zu durch die Windungen der Thäler zog. Es war für die Reisenden ein unbehaglicher Moment in der Natur, denn der Wind schnaubte mit solcher Gewalt durch die Schluchten, daß er den stark niederprasselnden Regen wie nasse, zusammengeballte Wolken gegen alles trieb, was nur Widerstand leistete, und deshalb hatte es auch ein ziemlich großer, mit getheerter Leinwand bedeckter Wagen sehr schlimm, der wie ein Schiff im Sturme auf der See gegen das Unwetter auf der Straße kämpfte. Einige Male schien es so, als wolle der brausende Sturm das Fuhrwerk umstürzen, denn er setzte sich in dem getheerten Ueberzuge wie in einem großen Segel und schüttelte den Wagen, daß er von rechts nach links schwankte und eine sehr verdächtige Neigung zum „Kippen" verrieth. Diese Beengung ward von dem lauten Wehgeschrei einiger Personen begleitet, welche im Innern des Fuhrwerkes saßen und, dem Tone nach zu urtheilen, lauter Frauenzimmer sein mußten.

Das Mißliche der ganzen Lage erhöhte sich noch wesentlich dadurch, daß diese ganze Scene bei einbrechender Nacht spielte. Der dunkle Gewitterhimmel sorgte für eine noch viel schneller eintretende Finsterniß, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre, und ringsum ließ sich kein lebendes Wesen erblicken, auf dessen Hilfe im Falle der Noth zu rechnen gewesen wäre. Der Wagen war jedoch augenscheinlich nicht ohne Escorte oder Beistand. Es ließ sich nicht bestimmen, wie viel Personen in seinem Innern Platz genommen hatten, aber fünf bis sechs männliche Individuen schritten zu Fuß neben dem Gefährte einher. Sie hatten sich in höchst pittoresker Weise durch Decken, alte, weitfaltige Mäntel und dergleichen Dinge vermummt oder gegen den strömenden Regen geschützt, blieben indessen bei der Noth des Fuhrwerks nicht müßig, sondern halfen oft, wenn die aufgeweichten Stellen des Weges die Räder einsinken ließen, durch Schieben und Eingreifen in die Radspeichen, während der Kutscher aus Leibeskräften auf die von Regen und Schweiß triefenden Rosse lospeitschte. War der schwerfällige Wagen wieder ein wenig fortgerückt, so holten die Männer Athem, schritten keuchend unter ihren Hüllen weiter und riefen den Insassen des Wagens Muth zu; bald genug aber vermochten auch sie nur noch schwache Hilfe zu leisten, weil die Finsterniß einen ganz verwünschten Querstrich machte, und der Wagen blieb mitten in dem Unwetter halten.

Die Begleiter umstanden ihn rathlos, und der Kutscher rief in jenem breiten, immer so komisch klingenden sächsischen Dialekte: „Ach Herrjähses, da sitzen mer nu im Kothe feste!“

Die Männer vermochten trotz der unangenehmen Situa-

tion nicht ein Lächeln zu unterdrücken. „Wir sitzen in der Höhle des Pluto, — oder nähern uns ihr mit reißenden Schritten," sagte ein Mann mit tiefer Stimme und fast declamirend.

„Wären wir nur erst dicht daran," fiel ein Zweiter ein, „wir dürften hoffen, dort vor dem strömenden Regen sicher zu sein."

„Mädchen — Damen — Signoras," rief ein junger, bildhübscher Mann, sich gewandt auf das Rad schwingend und von dort aus seinen Oberkörper unter das Leinwanddach schiebend, „ich wollte, ich wäre heut der Sohn des Zauberers Horribilifax oder der wunderthätige Ritter in Marino's herrlichem Spiele: dann sollten Sie gleich von dieser fatalen Landstraße fort — in einen köstlichen Palast versetzt werden."

„Hebt die Leinwand nicht so hoch auf! der Zugwind geht so scharf hindurch, und wir könnten das Unglück erleben, die Sylvia heiser nach Dresden zu bringen." Diese Worte, welche eine rauhe weibliche Stimme dem galanten Manne zurief, wurde durch mehrere andere Wehrufe übertönt, und alle diese Rufe lauteten: „Schützt die Sylvia! schützt die Sylvia!"

Die Genossen des feuchten Landstraßenabenteuers blieben nun, zu einem Feldherrnrathe vereint, im Regen stehen, aber ein breitschultriger, kleiner Mann ergriff endlich die Initiative. Er trat zu dem Kutscher und sagte mit gebieterischer Stimme: „Also was soll nun werden? kommen wir heut noch gegen Dresden, oder was wird sonst?"

„Ach mei gues Herrchen, liebster Herr Brinzibal, dieses ist unmäglich. Wie kann ich weiter mit die Pferde? es is

Sie reene unmäglich, und es bleibt nischt weiter übrig, als daß wir die Nacht in Stolpen zubringen."

Der Kleine brummte etwas in den Bart von neuen unerwarteten Ausgaben, von schweren Zeiten bei hoher Bezahlung, und die Genossen schnauften sehr vernehmlich unter ihren Decken hervor, als hätten sie von diesen Aeußerungen des Kleinen nichts Gutes für sich erwartet.

„Ihr habt gehört, was uns bevorsteht," sagte der Kleine, „wir bleiben totaliter auf der Landstraße liegen, wenn wir es riskiren, nach Dresden zu fahren — ergo muß uns Stolpen die Ruhe gewähren."

„Vorwärts, über den Rubicon," rief der Mann mit der tiefen Stimme, und unter den vereinten Kräften der Männer ward der Wagen weitergeschoben, wobei eine Schauerwolke von Regen und Schmutz zwischen die Gruppen fuhr, ihren ganzen Inhalt an häßlicher Flüssigkeit auf die Reisenden entladend. Sie hielten es für's Beste, zu schweigen und sich nöthigenfalls nur durch Geberden anzufeuern, die Pferde schienen, wie es diesen Thieren oft genug nachgerühmt wird, Menschenverstand zu besitzen, und kraft dieser Begabung das tröstende Uebereinkommen, nach welchem sie bald unter sicherem Dache weilen konnten, begriffen zu haben, denn sie eilten schneller als je auf der Landstraße vorwärts, so daß sich die Männer schon genöthigt sahen, zuweilen einen Trab oder, wie man heute sagen würde, Dauerlauf zu beginnen, um nur nicht weiter zurückzubleiben, als ihnen lieb sein konnte. So, halb springend, halb laufend, keiner der zahllosen Pfützen achtend, welche die Straße überschwemmten, näherte sich das sonderbare Fuhrwerk mit seiner Escorte in der Dunkelheit dem Städtchen Stolpen, polterte über die

lange Brücke des Wesenitzflusses und rasselte endlich bei Rennersdorf vorüber in die Gassen der Altstadt.

„Wohin wenden wir uns?“ rief der Kleine dem Kutscher zu.

„Ich fahre gleich bei den drei Kronen vor,“ erscholl die Antwort, und wenige Minuten später hielt der Wagen vor dem Thorwege eines großen Gasthofes, von dessen Front ein langer, eiserner Träger auslief, an welchem sich ein Schild, mit drei übereinanderstehenden Kronen bemalt, im Winde schaukelte.

Bei der mangelhaften Erleuchtung ließen sich die Ankömmlinge nicht sogleich erkennen, und der unter der schützenden Pforte stehende Hausknecht lief deshalb zur Glocke und ließ sie durch kraftvollen Zug laut und gellend ertönen. Auf dieses Zeichen kamen sofort eine Menge Menschen herbei, voran der Wirth, seine Sammetmütze zwischen den Fingern drehend, der, um durch das Regenwetter in der Unterhandlung über das Nachtquartier nicht gestört zu werden, befahl, das Thor zu öffnen und den Wagen in den Flur des Hauses zu fahren. Als dies geschehen, als die begleitenden Männer versammelt waren, erschienen Wirth und Hausknechte mit brennenden Kienspänen und Laternen, um die späten Gäste zu empfangen. Es bedarf keiner Versicherung, daß diese Leute nicht empfehlenswerth aussahen. Der Marsch oder vielmehr die Jagd, das Rennen durch Schmutz und Nacht, die Regenschauer, endlich die seltsame Umhüllung ließen die Reisenden als wahre Landstreicher erscheinen, und nur die Anwesenheit des Wagens konnte einige bessere Begriffe erwecken.

Während die Hausknechte neugierig in den Wagen zu schauen sich abmühten, betrachtete der Wirth die Männer,

welche stöhnend ihre Decken ablegten. Er leuchtete ringsumher und ließ das Licht auf den Wagen, auf dessen Schoßkelle, dann wieder auf die unter dem Langbaum schaukelnden Packete fallen. Das Laternenlicht beleuchtete zwar ein sonst ganz gewöhnliches Fuhrwerk, allein die Bagage mußte doch dem Beobachter ziemlich seltsam erscheinen, denn aus dem umhüllenden Leinwandstreifen schauten hier ein Paar Lanzenspitzen, dort die kugelförmigen Enden eines vergoldeten Stabes, an dieser Stelle eine Leiter, an jener ein Instrument, welches genau einer Clystierspritze glich, hervor, und dicht daneben knäuelten sich zwei Packete, welche auf den ersten Blick Stricke zu sein schienen, bei näherer Besichtigung jedoch die ziemlich freien Nachbildungen von Nattern oder sonstigem Schlangengezüchte waren. Sie hatten stark durch den Regen gelitten, und sämmtliche Amphibien ließen ihre Häupter hängen.

„Aha! so — so —“ machte der Wirth, nachdem er diese Musterung vollendet hatte, bei welchem Ausrufe er zugleich das Licht seiner Laterne ausblies und den Hausknechten, welche bereits dem Kutscher beim Abschirren der Pferde behilflich waren, Halt! zurief. „Ich brauche nichts weiter zu sehen,“ fuhr er kalt und geringschätzend fort, „Komödianten! — weiter nichts.“

Der Kleine nahm jetzt eine herausfordernde Miene an und blähte sich dergestalt auf, daß er viele Aehnlichkeit mit dem Frosche in der Fabel haben mochte, dann, den Zipfel seines vom Regen halb aufgeweichten Mantels wie den einer Toga über die Schulter werfend, sagte er, indem er mit tragischem Schritte gegen den Wirth avancirte. „Ja wohl, mein Lieber — Komödianten — weiter nichts. Aber Diener der Muse, Freunde der Fürsten, Obdach suchen die

Jünger des Komus und Momus unter Deinem Dache — aufgemacht, schnell, damit wir einziehen können!"

Der Wirth schüttelte jedoch eigensinnig das Haupt. „Wenn der Herr Freund der Fürsten ist, na gut, so lasse Er sich im Schlosse einquartieren, und wenn die Fürsten Ihn aufnehmen, dann werden sie auch für Ihn bezahlen; ich aber, ich scheere mich nicht um seine großartigen Geberden, denn ich weiß, was das zu bedeuten hat. — Ich kenne die Komödianten aus dem ff, und ich weiß, was meine Börse darunter zu leiden hatte, als ich im Sommer vorigen Jahres den Hahnemann von Leitmeritz her in mein Haus genommen hatte. Nicht einen Groschen habe ich von ihm bekommen; ich habe mich an die Römerhelme, an die Fackeln und an die Masken gehalten, aber für den Plunder nicht die Hälfte herausgekriegt!"

„Hahnemann, Hahnemann!" rief pathetisch der Kleine. „Wie kann Er diesen Menschen nennen? Hahnemann — hier steht Kirsch — Joseph Kirsch, der Principal des löblichen Musenspiels, vor ihm. Weiß Er, was das sagen will?"

„Ach — das ist mir ganz und gar gleichgiltig," entgegnete der unpoetische Wirth. „Ich habe wohl Seinen Namen schon nennen hören, mein lieber Herr; Er soll den Hanswurst ganz prächtig agiren." Die tölpischen Hausknechte und noch einige der herbeigekommenen Gäste lachten recht unverschämt bei diesen Worten.

„Natterngezücht!" rief nun der Mann mit der tiefen Stimme, „wagt Ihr es, in solcher Weise uns gegenüberzutreten? Ich werde Euch zeigen — —" er schlug bei diesen Worten seinen Rock auseinander und ließ ein Paar Pistolen blinken, welche in seinem Gürtel steckten.

„Ruhig, ruhig, Kramer," gebot der Principal. „Ich

werde in anderer Weise mit dem Monsieur sprechen. Weiß Er, mein lieber Freund, daß Er zukünftige königlich polnische und kursächsische Hofkomödianten vor sich hat? Weiß Er, daß ein königlicher Befehl mich und meine Leute hier nach Dresden beruft, um auf dem Hoftheater daselbst meine Vorstellungen zu geben? he?"

Der Wirth kraute seine Glatze. „Na, da müßte Er anders aussehen, denn so wie Er und Seine Mosjes jetzt beschaffen sind, würde man die gesammte Gesellschaft nicht in die Stadt ziehen lassen — ein bischen abbürsten müßten sich die Herren wohl."

Ein wieherndes Gelächter erschallte nun in dem Hausflur, es reizte die Schauspieler aber zu desto größerem Zorne. „Zimmer anweisen! den Wagen in die Remise! Wir lassen uns das nicht gefallen!" so riefen die Männer von der Truppe des Herrn Kirsch ergrimmt durcheinander, indem sie drohend auf den Wirth zuschritten; der jugendliche Liebhaber zog sogar einen Hirschfänger blank.

Diese unbedachtsame Handlung bewirkte jedoch, daß der Wirth nun auch seine Hilfstruppen in Schlachtordnung aufstellte, und es entstand der Ruf: „Werft sie hinaus! Gebt ihnen keinen Pardon!" Mehre Leute eilten herbei, die Hunde, welche vom Hofe aus hereingekommen waren, bellten, ein Hausknecht läutete die Glocke, und im Innern des noch mit dem getheerten Plane bedeckten Wagens kreischten einige Frauenstimmen nach Hilfe, zugleich wurde das Verdeck zurückgeschlagen, und es zeigten sich nun den erstaunten Blicken der Stolpener — vier Frauen, welche die süße Hauptlast des Wagens gebildet hatten. Zwei dieser Frauen standen in ziemlich gereiftem Alter, die beiden anderen waren bedeutend jünger, eine derselben ein junges, etwa zwanzig

Jahre zählendes Mädchen. Sie hatte den Hals mit einem dicken Tuche umwunden, aber diejenigen Gäste des Kronenwirthes, welche sich zur jeunesse d'orée von Stolpen rechneten, sahen auf den ersten Blick, daß es eine wunderschöne junge Person war.

Die plötzliche Erscheinung der vier Frauen führte eine Pause herbei, die Parteien standen einander gegenüber, der nahe Ausbruch des Kampfes war noch um einige Minuten verschoben. „Das ist denn doch stark!" rief der Wirth. „Wer will mich zwingen, Leute hier im Hause zu beherbergen, wenn ich nicht Lust dazu habe?"

Eben wollte der Principal wieder eine donnernde, mit einigen Handgreiflichkeiten begleitete Replik loslassen, als auf's Neue die Glocke des Hausthores gezogen wurde. Im Feuer des Zwistes hatte Niemand die Ankunft eines Wagens gehört, der soeben über das schlechte Pflaster gerasselt war und nun vor dem Wirthshause hielt.

„Herr Gott, da kommen neue Gäste," schrie der Wirth, „und ich habe diese Gesellschaft noch hier; hurtig macht auf!"

Alles lief durcheinander; für den Augenblick waren die Komödianten vergessen, und die Thüre ward geöffnet. Man sah draußen einen eleganten Reisewagen halten, zwei Laternen brannten zu beiden Seiten des Kutscherbockes, und zwei Herren stiegen unter Flüchen und Verwünschungen vor der Thüre des Gasthofes aus.

„Was zum Teufel ist denn das für eine Wirthschaft?" rief der Eine. „Man kann nicht in das Thor, muß mitten im Regen aussteigen!"

Der Wirth bückte sich wie ein Fragezeichen und kroch zu dem Reisenden. „Gnaden werden verzeihen — aber — hier

— Sie sehen — ein Wagen stopft den Hausflur — ein Wagen mit —"

„Ah, also Er kann uns nicht aufnehmen, will Er sagen?"

„Oh nein, nein. Diese Leute hier sollen hinaus — müssen Platz machen. Eben wollte ich sie spediren."

„Das wäre unnütz," sagte der Fremde; „denn wir wollen nicht hier bleiben; wir wollen nur unsere Pferde, den Jäger und den Kutscher hier unterbringen; wir selbst aber gehen hinauf auf das Schloß."

Der Wirth machte eine Bewegung des Staunens und bückte sich noch einmal. „Wie Euer Gnaden befehlen," sagte er. „Ich werde die betreffenden Personen und den Wagen unterbringen."

Die beiden Reisenden hatten sich während dieser Unterhaltung dem Wagen genähert, welchen die Schauspieler noch immer umstanden. Bei der erregenden Scene waren verschiedene Lichter und Lampen herbeigebracht worden, so daß nunmehr der ganze Flur mit allen darin befindlichen Personen hell beleuchtet war; die Reisenden vermochten deshalb auch genau die Gesichter der Leute zu erkennen, welche in dem Wagen saßen, oder denselben hüteten. „Sehen Sie, Graf," flüsterte der jüngere der beiden Reisenden seinem Begleiter zu. „Sehen Sie das bildschöne Mädchen dort im Wagen?" Er starrte die junge Komödiantin an, welche von den Ihrigen mit dem Namen Sylvia belegt und, wie schon angedeutet, der Gegenstand sorglichster Pflege und Vorsicht wider die rauhe Luft gewesen war.

„Aha, Sie sind ein Lovelace," sagte der ältere Herr; „nehmen Sie sich in Acht, mein Lieber. In Ihrer schwierigen Situation müssen Sie besonders vorsichtig sein, wenn

das schöne Geschlecht Ihnen gegenübertritt; es ist die erste Prüfung, welche Sie bestehen sollen."

Der junge Mann schien aber gar keine Notiz von dieser Mahnung zu nehmen, sondern versenkte sich in wohlgefälliges Staunen über die reizende Persönlichkeit. „Mein Himmel," rief er endlich, „es scheint so, Herr Wirth, als wollten Sie durchaus jene Leute trotz Regen und Unwetters auf die Gasse werfen?"

„Dazu hab' ich den besten Willen," antwortete der Wirth in brutaler Weise.

„Und nur unsertwegen?" sagte der Baron.

„Nein; ehrlich gestanden, nein. Es sind Komödianten, welche Sorte von Menschen ich nicht gern in mein Haus aufnehme von wegen —" er machte die Geberde des Zahlens.

Jetzt aber trat der Principal, Herr Kirsch, zwischen ihn und die Reisenden. „Mein Herr," sagte er zu dem Baron, „wer Sie auch sein mögen — Ihr Aeußeres verräth den Mann von Bildung, von Welt. Sie werden wissen, daß der Gattungsname Komödianten Gutes und Schlechtes in sich begreift; aber wir selbst sind Leute, denen auch ihre Feinde Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen als den Principal dieser Gesellschaft, den weltbekannten Schauspieldirector Johann Christoph Kirsch." Er schob seine Hand unter die Weste und stellte sich gravitätisch vor den Baron hin, der ihn verwundert und mit Lächeln betrachtete. „Ich bin," fuhr Kirsch fort, „kein gewöhnlicher Principal, nein, ein Befehl des Herrn von Dieskau ruft mich nach Dresden, um daselbst auf dem königlich-kurfürstlichen Theater einige Vorstellungen zu geben. — Meine Papiere kann ich vorweisen,

und ich finde es empörend, daß dieser Mensch hier es wagt, die Künstlergesellschaft auf die Straße setzen zu wollen!"

Der Wirth zuckte die Achsel, aber der ältere Fremde nahm sofort einen anderen Ton an. Er hatte seine Lorgnette gezogen und betrachtete durch dieselbe das Personal. „Ah, messieurs, mesdames," sagte er sehr artig, „ich bedaure den Unfall, der Sie alle hier betroffen, die Verzögerung, welche Ihre Weiterreise hier erlitten. Herr Wirth, diese Herrschaften werden Ihm hiermit bestens empfohlen, und nun sogleich die Zimmer bereit, die Pferde, den Wagen dieser Herren und Damen in die Stallung gebracht! Vorwärts, schnell!"

Der Wirth verzog den Mund. „Ich müßte aber doch erst wissen — ich will nur sagen: wer kann mir eigentlich garantiren?"

„Ich, mein Freund, kann das," rief der Fremde. „Ich bin der Graf Wackerbarth-Salmour; hoffentlich bedarf es weiter keiner Auseinandersetzung."

Bei Nennung dieses Namens erbebten der Wirth vor Schrecken und die Komödianten vor Freude; sie wußten nun, daß sie unter mächtigem Schutze standen, denn der Conferenzminister und Oberhofmeister des Kurprinzen Friedrich Christian war eine zu bedeutende Persönlichkeit, als daß man es hätte wagen dürfen, ihm eine Weigerung entgegenzusetzen. Der Wirth machte deshalb auch keine Umstände weiter, und in kurzer Zeit befand sich das Personal des Herrn Kirsch in dem großen, behaglichen Gastzimmer. Graf Wackerbarth und sein Begleiter fanden sich ebenfalls daselbst ein. „Herr Wirth," befahl der Graf kurz, „Sie werden nun Sorge tragen, daß zwei Männer, mit Laternen oder Windlichtern versehen, uns das Geleit

zum Schlosse hinauf geben. Der Regen hat nachgelassen, und es läßt sich leidlich hinauf spazieren, aber die Dunkelheit ist abscheulich; eilen Sie.“ Der Wirth flitzte zur Thür hinaus, und der Graf näherte sich nun, zur größten Freude seines Begleiters, den Komödianten.

„Herr Graf,“ begann Kirsch, „wir sind Ihnen zum größten, aufrichtigsten Danke für den Schutz verpflichtet.“

„Schon gut, mein Freund,“ sagte Wackerbarth, graziös mit der Hand abwehrend, „ich protegire gern die Künstler, und ich freue mich, wenn das anerkannt wird.“

Es fiel dem Principal auf, daß der Graf sehr sorgfältig die Schauspieler musterte und namentlich seine Blicke auf Sylvia ruhen ließ, welche freilich schön genug dazu war. Da aber auch der Begleiter des Grafen die junge Schauspielerin mit glühenden Augen beobachtete, begann Herr Kirsch Sorge zu hegen, daß die Beschützer sich für ihre Großmuth durch einen vielleicht allzu kühnen Anspruch auf Sylvia entschädigen möchten. Er trat deshalb wieder einen Schritt vor und sagte: „Erlauben Sie nun, Herr Graf, Ihnen die Mitglider meiner Gesellschaft vorstellen zu dürfen. Herr Kramer, Held und Vater.“ Der Mann mit der tiefen Stimme verbeugte sich. „Bellon, Liebhaber,“ fuhr Kirsch fort; „Pelzner, der Darsteller der Pantalons und Doctoren, — Weininger, der Renommist, und hier Schrader — mein Pierrot und tölpischer Diener.“ — Herr Schrader war ein baumlanger Mann, dessen Glieder, Arme und Beine aus lauter Charniers zusammengesetzt schienen; denn sie klappten fortwährend, wie die Feder eines Taschenmessers. Nach den Verbeugungen der Vorgestellten kamen die Damen an die Reihe: „Frau Pelzner — keifende Alte.“

„Ah — sehr angenehm,“ sagte der Graf.

„Frau Leue — junge Mütter," fuhr Kirsch fort. „Hier Zezi — unsre Soubrette, und ich selbst der Harlequin und Principal der Gesellschaft."

Der Graf und sein Begleiter blickten verwundert und fragend auf die noch nicht vorgestellte, schöne Komödiantin. „Nun, und jenes reizende Kind dort?" sagte Wackerbarth mit seltsamem, halb flüsterndem Tone.

„Diese junge Dame," sagte Kirsch, „ist die Sylvia." Sylvia stand von ihrem Sitze auf und machte dem Grafen eine Verbeugung. Dieser wendete von der jungen Person kein Auge; ein leichtes Gefühl der Unruhe schien ihn zu befallen, und er schüttelte ein wenig sein Haupt. „Mademoiselle Sylvia? und der sonstige Name?"

„Ich trage weiter keinen Namen," sagte das junge Mädchen mit wohltönender Stimme, die ein Klang von Wehmuth durchzitterte.

„Mademoiselle Sylvia kam zu unsrer Gesellschaft in Prag," fiel Kirsch schnell ein. „Dort sah sie Herr von Dieskau, und da ich mich bereits um die Gunst beworben hatte, in Dresden Vorstellungen geben zu dürfen, wurde mir vor einigen Wochen diese Erlaubniß ertheilt unter der ausdrücklichen Bemerkung aber, Demoiselle Sylvia mit in die Hauptstadt zu bringen und dieselbe dem Hofe sowie dem Publico in ihren besten Rollen vorzuführen."

„Sie ist es," flüsterte der Graf leise; „pauvre enfant!"

Der Begleiter des Grafen war der jungen Dame jetzt ganz nahe. Er neigte sich leicht und sagte: „Ich zweifle nicht daran, daß Demoiselle die Dresdner entzücken werde; in welchen Rollen wird man Sie zuerst sehen?"

„In Rollen, wo es gilt, die herrliche Stimme geltend zu machen, welche der Sylvia in ihrer Kehle sitzt," erwiderte

Herr Kirsch; — „oh, meine Herren, Sie werden staunen, wenn Sie diese Töne vernehmen — wenn Sylvia ihre Melodieen schmettert. Deshalb auch wollte Herr von Dieskau durchaus die Sylvia nach Dresden haben. Sie kann sich dreist mit der Albuzzi und der Dennert messen; selbst Faustina Hasse würde die schöne Stimme anerkennen."

„Principal, Er schmeichelt," rief Sylvia. „Ich bin noch eine Anfängerin."

Der Graf hatte während der ganzen Zeit die Gestalt der Sängerin gemustert. Dieser reizende, von blonden Haaren umwallte Kopf, dessen tiefblaue Augen, kleiner Mund und feingeformtes Näschen einen Correggio oder Mourillo entzückt haben würden, diese schlanke Gestalt, deren edle Formen sich in dem einfachen Reisekleide ebenso graziös zeigten, wie sie in dem seidnen Gewande der Bühnenheldin sich gezeigt haben würden; diese Bewegungen, welche eine angeborne Eleganz verriethen — dies Alles kam dem Grafen so bekannt vor. Er suchte in seinem Gedächtnisse hin und her, doch er konnte sich nicht sagen, wo er schon einmal diese weibliche Erscheinung erblickt, oder ein mindestens ihr etwas gleich sehendes Wesen angetroffen habe. „Und Herr von Dieskau," begann er nach einer Pause, „hatte sich nicht weiter um die Herkunft unserer reizenden Kunstnovize bekümmert? Ich dächte, es wäre doch interessant gewesen, zu erfahren, welche glücklichen Eltern diesem Engel das Leben gaben. Oh, Demoiselle Sylvia will uns nur neugierig machen. Dieses Gesicht, dieser Wuchs, diese Anmuth, sie gehören einer Dame von Stande an, und bei ihrer Jugend, mein schönes Fräulein, kann es noch gar nicht so lange her sein, daß Sie von Ihren Eltern, von dem hei-

mathlichen Heerde fortzogen, vielleicht durch irgend eine traurige Veranlassung genöthigt, auf der Bühne — —"

„Sie irren, Herr Graf," sagte Sylvia mit fester Stimme. „Ich bin aus Neigung eine Angehörige des Theaters, und ich kannte keinen heimathlichen Heerd, in dem Sinne wenigstens nicht, wie Sie, Herr Graf, es zu verstehen scheinen."

„Also Sie vermögen nichts von Ihrer Abkunft zu berichten? — Oh, Pardon, aber Ihre Erscheinung ist so interessant, daß ich wirklich nicht umhin kann, mich bei Ihnen selbst zu erkundigen, woher Sie stammen."

„Sparen Sie mir die Antworten; lassen Sie mich schweigen darüber, Herr Graf. — Ich war von jeher allein in der Welt," sagte Sylvia mit schmerzlichem Lächeln."

„Ah, je comprends," lispelte Wackerbarth; „ein Kind der Liebe — diable! Vater und Mutter müssen schön gewesen sein. Hm, hm, es ist in der Zeit des hochseligen Herrn Augustus so vielerlei passirt, und ich stehe in meinem dreiundsechzigsten Jahre, während dieser Jahre habe ich doch auch Manches erlebt. — Wohin bringe ich nun das schöne Gesicht? Und dies reizende Kind soll bestimmt sein — verwünschte Politik und Palastintrigue — que faire? wir müssen Alles aufbieten." Während der Graf dieses Selbstgespräch vollendete, waren die beiden Hausknechte eingetreten, welche ihn und seinen Begleiter auf das Schloß führen sollten.

„Ah, es ist Zeit," rief der Graf, seinen Mantel umschlagend. „Wir wollen eilen. Herr Principal — meine Damen und Herren, au révoir in Dresden, und Sie, schöne,

reizende Sylvia, mögen Sie viel Glück in allen Dingen haben, in allen, sage ich noch einmal."

Sein Begleiter stotterte noch ein paar Worte, und da er sich von Sylvia's Anblick kaum losreißen konnte, mußte der Graf ihn beim Arme nehmen und den Schwärmer zur Thüre hinausziehen.

Draußen auf der Gasse blies der Wind noch immer scharf genug, und obwohl es schon im Maimonat war, fühlte man doch noch einen kalten, winterlichen Hauch; die beiden Männer wickelten sich fest in ihre Mäntel. Ihnen voran schritten die Hausknechte des Gasthofes mit den brennenden Laternen. Die Gesellschaft stieg den Bergweg hinan, der zum Schlosse Stolpen führte. In diesem Wege war man zum Theil gegen den Wind gedeckt, und die beiden Herren konnten daher eine Unterhaltung beginnen.

„Sie vermochten sich kaum von der schönen Sylvia loszureißen," begann Wackerbarth. „Ei, ei, mon cher Baron, Sie sind zu empfindsam."

„Ich leugne es nicht!" rief begeistert der junge Mann. „Dieses reizende Geschöpf hat mich völlig verwirrt gemacht! Ich vergesse die ganze Mission, die ich mit so vieler Lust ergriffen hatte."

„St! St! um's Himmels willen!" beschwichtigte der Graf; „wie können Sie so etwas laut aussprechen? wie kann man Ihnen denn eine diplomatische Mission anvertrauen?"

Der junge Mann schlug sich auf den Mund. „Es ist wahr, wenn man solche Dinge vor hat, darf man nicht an Nebensachen hängen; aber ich hoffe, die Sylvia in Dresden wiederzufinden, vielleicht, wenn Alles glücklich vorüber ist."

„Mein lieber Baron Klingen," sagte der Graf, stehen bleibend; „denken Sie nicht weiter an jenes Mädchen. Sie

werden wohl thun, wenn Sie danach trachten, die Sylvia zu vergessen — streben Sie danach."

Baron Klingen blieb ebenfalls wie angewurzelt stehen. „Vergessen?" rief er; „Graf, ich will nicht hoffen, daß man mir Vorschriften machen darf, an wen und wohin ich meine Gefühle zu verschenken habe?"

Wackerbarth nahm einen ernsten, fast barschen Ton an. „Baron, Sie sind jung. Sie wollen Alles zugleich genießen: Glück in der Liebe, Glück in der Carriere, Glück in Ihren Zielen an dem tâble vert — oh, das ist zu viel. Sie ließen sich in die Intrigue einweihen, Sie gehen mit mir just in diesem Augenblicke zu einem der seltsamsten Rendezvous, welches Sie wohl als Cavalier haben können, und dennoch betrachten Sie sich ganz vogelfrei? Denken Sie denn nicht, mein Lieber, daß bei unserem Unternehmen Rechte und Pflichten sehr gleichmäßig vertheilt sind? Und dann, um auf die in Ihnen so plötzlich lodernde Leidenschaft zu kommen, auf die Sylvia; wissen Sie denn nicht, mein Freund, daß Sie so gut wie verlobt sind? Wissen Sie denn nicht, daß es in der Nähe Dresdens eine Villa giebt, welche der Familie von Servigni gehört und daß diese Familie neben manchen anderen interessanten Dingen auch ein weibliches Mitglied, Namens Jeanne, besitzt, dessen bestimmter Bräutigam, der Herr Baron Robert von Klingen, mir zur Seite geht?"

Der Baron neigte sein Haupt und seufzte. „Es ist wahr," sagte er, „Alles ist wahr, was Sie mir da sagen, meine Mission, meine Verpflichtung, meine Verlobung; was aber die Letztere betrifft, so ist das doch eine Grausamkeit ohne Gleichen — einen Menschen testamentarisch zu vermachen, einer Braut den Bräutigam, so zu sagen, als Erbstück übergeben, das ist abscheulich!"

„Eh bien, so lassen Sie es doch fahren, das große Glück?"

Klingen seufzte wieder. „Herr Graf," sagte er, „Sie wissen, daß der alte Herr von Servigni und mein Vater innig befreundet waren. Eine jener seltsamen Testaments-klauseln, wie sie sich in den alten vergilbten Papieren noch genugsam vorfinden, bestimmt, daß, nach Uebereinkunft beider Väter der Familien, Robert von Klingen und Jeanne von Servigni ein Paar werden sollen. Mir, dem armen Edelmanne, wird durch diese Heirath ein großes glänzendes Vermögen in Aussicht gestellt; mir wird eine lachende Zukunft gezeigt, wenn ich einwillige, Jeanne zu heirathen; ist das nicht eine Folter? Bedenken Sie, daß ich arm bin, daß die Aussicht, welche sich mir eröffnet, eine glänzende ist, wenn ich das Vermögen, welches Jeanne von Servigni mir als Heirathsgut zubringt, neben mein Amt, neben meine Patente stellen kann; bedenken Sie, daß eine ehrwürdige, alte Mutter, eine jüngere Schwester vertrauensvoll auf mich blicken, daß ich ihnen durch die Einwilligung in jenes Ehebündniß ein herrliches Leben bereiten kann, ein Leben, wie es einst meine Familie führen konnte, ehe die harten Schläge des Schicksals unser Hab und Gut vernichteten —"

„Nun, und Sie willigen doch nicht in die Heirath? Sie haben Scrupel?"

„Gewiß! Ich soll meine Freiheit, meine Neigung verkaufen, Herr Graf; ich soll ein Wesen für das ganze Leben an mich fesseln, für welches ich keine Empfindung der Liebe in mir sich regen fühle; dennoch muß ich mir sagen, daß durch ein Wort der Zusage für jene Heirath der Name meiner Familie wieder den alten Glanz erhalten würde, der um unser Wappen strahlte. Stehe ich theilweise nicht in-

mitten eines Scheidepunktes, bald hierhin, bald dorthin gezerrt von widerstrebenden Gefühlen, die mich ohne Unterlaß quälen?"

„Kennen Sie denn Jeanne von Servigni?"

„Ich darf sagen: nein! Als ein kleiner Knabe sah ich sie — das kleine Mädchen. Es war in jenen Tagen, als unsre Familie, in glücklichen Verhältnissen, innig befreundet mit den Servignis war. Damals schlossen unsere Väter jenen Vertrag."

„Sie sehen, daß die Servignis mindestens Leute von Wort sind," sagte der Graf. „Wenn der alte Marquis, der nach Ihrem Vater starb, der den Ruin Ihrer Familie nicht aufhalten konnte, dennoch seinen Pact getreu hielt, so spricht das gewiß für seine Ehrenhaftigkeit. Sie kommen mindestens in eine wahrhaft edle Familie."

„Ich habe daran nie gezweifelt, aber der Zwang — der Zwang. Wenn ich nun keine Neigung für Jeanne, und sie nicht die geringste für mich empfindet? Ist es da nicht Marter, zwei solcher Wesen aneinander zu fesseln?"

„So sagen Sie kurzweg: nein! und die Geschichte ist vorüber."

Robert von Klingen schwieg. „Hätte ich die geringsten Aussichten, ich zögerte keine Minute, Herr Graf," sagte er.

„Ihre Aussichten sind die besten. Seitdem Sie in den Staatsdienst getreten sind, kann es Ihnen nicht fehlen. Ihr König, Friedrich der Zweite, weiß talentvolle Leute zu placiren."

„Alles ungewiß, Alles auf das Gelingen oder Verlieren basirt. Meine Mission, welche mich dem Gesandten Grafen Maltzahn beiordnet, ist eine sehr wichtige; aber noch kann ich sie nicht einmal klar übersehen. Es gehen absonder-

liche Dinge vor, und der Himmel hat sich mit Wolken bezogen; was werden wir nicht Alles erleben!" Die Unterhaltung schwieg, und die beiden Männer gelangten endlich an das Außenthor des Schlosses. —

Schloß Stolpen, welches sich auf einem Grunde von Basaltfelsen über der Stadt erhebt, war zu jener Zeit sehr einsam. Es enthielt nur eine Besatzung von Invaliden, und selbst die Staatsgefangenen, welche zuweilen hinter den alten Mauern verwahrt wurden, fehlten jetzt. Ueber dem Eingange schaukelte eine Laterne in rostiger Kette, die eichene Pforte war fest geschlossen.

„Geht, Leute; wir bedürfen Euer nicht mehr," sagte der Graf, den Hausknechten ein Stück Geld reichend. Nachdem die Escorte sie verlassen hatte, zog der Graf die Glocke. Es dauerte eine geraume Zeit, bis schlürfende Tritte über den Hof und zum Thore gelangten; dann ward ein Schließbalken fortgezogen, die Pforte öffnete sich, und ein halb militärisch gekleidetes Individuum zeigte sich in der geöffneten Thüre.

„Wer da?" fragte der Wächter.

„Mein Freund," begann der Graf sehr höflich, „ist die Schloßfrau zu sprechen?"

„Wer soll das sein?"

„Ei nun, die hohe vornehme Dame, welche seit beinahe vierzig Jahren dieses Schloß bewohnt."

„Ihr meint die tolle Gräfin?"

„Ich weiß nicht, Bursche, ob Er berechtigt ist, die Frau Comtesse mit diesem Namen zu belegen," rief Wackerbarth zornig und in so gebieterischem Tone, daß der Hüter des Thores erschreckt an seine Mütze griff. „Vorwärts und gemeldet!" commandirte der Graf weiter. „Sag' Er, es

seien die Herren da, welche der Dame des Schlosses ihre Ankunft aus Halle gemeldet hätten; flink, tummle Er sich! Wir haben keine Lust, hier im Dunkel zu stehen."

Der mürrische Wächter schien vollkommen von seiner Grobheit curirt, denn er lud durch eine zuvorkommende Handbewegung die Herren ein, in den Hof zu treten, dann schloß er das Thor.

„Dort, in jenem Thurme logirt sie," sagte er. „Belieben Sie zu warten; ich melde Sie bei dem Kammerdiener."

Wackerbarth und Klingen blieben im dunklen Hofe. „Sie sehen," sagte der Graf, „wie man gefallene Größen behandelt. Jener Schlingel spricht wie von einer Blödsinnigen, wenn er eine Person meint, an deren Augenwinken einst die Geschicke vieler Tausende hingen. Dort — dort." Er deutete auf den Thurm, hinter dessen schmalen Fenstern Lichtschein sich bewegte. Klingen seufzte, seine Gemüthsstimmung harmonirte mit der unheimlichen Umgebung; er fuhr mit der Hand an seine Stirne. „Mein Freund," sagte der Graf, „Sie dürfen nicht mehr an Sylvia denken. Dieses reizende Gespenst hat Ihre Sinne gefangen genommen."

„Oh — zum Theil ja; aber wie sollte ich nicht dürfen? Kann man es mir verargen?"

„Das nicht; allein ich sage Ihnen mit Bestimmtheit, Sie müssen diese kleine Person vergessen. Sie ist Ihnen nicht aufbewahrt."

„Wie? Man hätte über Sylvia verfügt? Es ist also nicht Zufall, daß sie bei jener Gesellschaft sich befindet?"

„Durchaus nicht. Das Räthsel wird sich Ihnen lösen — aber da kommt der alte Kammerdiener. Silence! Sie

werden heut noch etwas ganz Absonderliches zu sehen bekommen."

Ein alter kleiner Mann trat in die schmale Thurmthüre. Er hielt einen dreiarmigen, mit brennenden Kerzen besteckten Leuchter in der Hand. Sein Gesicht war spitz, gelb und durchfurcht von Runzeln, seine Kleidung eine Livree, deren Farben bleich schimmerten, deren Schnitt einer Mode angehörte, die um dreißig Jahre zurückdatirte. „Messieurs", rief er mit näselnder Stimme, „die Gnädige erwartet Sie." Wackerbarth und sein Begleiter folgten dem Alten, der sie eine schmale, gewundene Treppe hinaufführte.

II. Die Gräfin Cosel.

Durch einige ganz kleine, halberleuchtete Gemächer schreitend, gelangten sie in ein fast rundes Gemach. Es war genau der Form des Thurmes nachgebildet und hatte nur ein großes, durch dicke Vorhänge geschlossenes Fenster. Uebrigens sehr behaglich ausgestattet, wurde dies mehr wohnliche als prächtige Zimmer durch einen schweren, mit sechszehn Armen versehenen Kronleuchter, auf welchem ebensoviel Kerzen brannten, erleuchtet. Die Reisenden hatten noch nicht lange im Zimmer verweilt, als aus dem Nebengemache eine hochgewachsene Dame trat. Ihre ganze Erscheinung mußte auf jeden, noch so nüchternen Beschauer unwillkürlich den Eindruck des Außergewöhnlichen machen. Die Dame war ganz schwarz gekleidet. Die Kleider, aus den reichsten und schwersten Seidenstoffen gefertigt, umschlossen die hohe, edle Gestalt. Um den Hals legte sich ein breiter, weißer Kragen, so daß die Tracht lebhaft an

die jener Figuren erinnerte, welche sich auf den Bildern des Meister Rubens finden. Das Gesicht der Eingetretenen war weiß wie Elfenbein, die Haut fast durchsichtig und trotz des Alters der Dame noch immer glatt, ohne jene starken Falten, welche nur allzubald das schönste Antlitz verunzieren, wenn Kummer und Sorge ihre Wirkungen äußern. Gleichwohl lag ein Zug tiefer Melancholie auf diesem schönen, strengen Angesichte, dessen tiefschwarze Augen unruhig blickten und nur zuweilen den Ausdruck einer schmachtenden Hingebung annahmen, wenn sie zur Decke des Gemaches emporblickten.

Die Reisenden verbeugten sich. Die Dame erwiderte den Gruß nicht, sondern stand eine Zeit lang still, den Grafen betrachtend, dann reichte sie ihm die Hand und sagte: „Es ist lange her, daß wir uns nicht sahen.“

„Gnädige Frau,“ entgegnete Wackerbarth, „für mich ist es noch einmal so lange, als es in Wirklichkeit der Fall ist; denn so seltene glänzende Erscheinungen vermissen Leute in meinem Alter doppelt.“

„Alter, Alter, das ist es,“ sagte die Dame, durch einen Wink mit der Hand zum Sitzen einladend. „Aber ehe ich weiter gehe — Sie nehmen ein Nachtquartier auf dem Schlosse an?“

„Wir sind so frei,“ sagte der Graf.

„So erlauben Sie, daß ich Vorbereitungen treffen lasse.“

Sie schellte dem alten Kammerdiener, gab ihm einige Befehle und entließ ihn dann wieder.

„Fangen wir an,“ sagte sie, auf Robert von Klingen blickend. „Dieser junge Herr ist? —“

„Er ist ein angehender Diplomat, Baron Robert von Klingen, hat seit einem Jahre Anstellung in preußischen

Diensten genommen. Bei den bevorstehenden, sehr verwickelten Unterhandlungen hat man nach einem fähigen Hilfsarbeiter für Maltzahn, den preußischen Gesandten, gesucht. Da ich nun als Freund des Kronprinzen zur preußischen Partei gehöre, gelang es meinen Bemühungen in Berlin, dem jungen Baron diese, jedenfalls wichtige Stellung zu verschaffen. Nachdem ich es durchgesetzt hatte, reiste ich ihm bis Halle entgegen. Ich erneuerte dort ein Freundschaftsbündniß mit dem Sohne des Barons von Klingen, welches ich einst mit dem Vater geschlossen hatte. Ich habe den jungen Freund für unsre Pläne gewonnen. Er ist um so lieber der Unsrige, als die Sache, welche wir durchsetzen wollen, auch die seines Königs ist. Baron von Klingen weiß, daß eine Verbindung von Edelleuten besteht, welche sich zum Sturze des allmächtigen Premierministers, des Grafen Brühl, vereinigt haben, und er ist bereit, uns seine Hilfe zu leihen, welche in diesem Augenblicke und durch die Stellung des Barons für uns sehr wichtig sein dürfte." — Robert verneigte sich zustimmend. — „Und nun, mein Freund," fuhr der Graf fort, „müssen Sie auch wissen, welcher Größe, welcher hohen Dame Sie gegenüberstehen: Sie sind Gast der Gräfin Constantia von Cosel."

Robert erhob sich schnell von seinem Sessel. „Der — Frau Gräfin von Cosel?" sagte er mechanisch und das bleiche Antlitz der Dame betrachtend, aus welchem die dunklen Augen Blitze hervorschossen.

„Gräfin Cosel," sagte diese mit bitterem Lächeln und schwerem Kopfnicken, „die ehemalige Geliebte August's des Zweiten, den die Welt den Starken nannte, der aber sehr schwach war, die ehemalige Herrscherin in Sachsen, um de-

ren Lächeln sich an offener Tafel zwei Könige bewarben — jetzt seit beinahe vierzig Jahren gestürzt und Gefangene auf Schloß Stolpen."

„Sie gehen zu weit Gnädigste," fiel der Graf ein. „Sie sind frei — Ihre Zurückgezogenheit, Ihr Gefängniß, wenn ich es so nennen darf, ist ein freiwilliges."

„Lassen wir das. Jener junge Herr scheint bei Nennung meines Namens zu erschrecken. Ja, ja! die Namen fürstlicher Geliebten werden selten mit Freuden gehört oder ausgesprochen — es knüpfen sich traurige Erinnerungen für Land und Leute daran. Aber," rief sie, die Stimme erhebend und sich aufrichtend, „die Gräfin von Cosel hat nicht ein Andenken hinterlassen, dem die Menschen fluchen können. Sie liebte den König, sie ließ sich vielleicht blenden von Glück und Glanz, und in dieser Verwirrung aller Sinne ist sie anmaßend geworden, sie wollte allein herrschen über den König, und das konnten die Stellenjäger nicht dulden, welche den Monarchen durch die Geliebte beherrschen wollten, — das stürzte die Cosel. Sie hat nicht das Land ausgesogen, wie es heute jener ungerechte Haushalter thut; sie hat nicht Wucher getrieben mit Aemtern, Ehren und Würden, und was sie erhielt als Zeichen der königlichen Neigung, ist nur ein unbedeutend Bruchtheilchen, verglichen mit den Millionen an Schätzen, Würden und geraubten Gütern, welche in den Rachen des Ungeheuers gezogen wurden, das sich Graf Brühl nennt."

Robert von Klingen vermochte den Blick nicht mehr von dem Gesichte der Dame zu wenden, die in ihrer Aufregung wahrhaft schön geworden war. Die Röthe stieg ein wenig in diese bleichen Wangen und gab ihnen auf kurze Zeit den Zauber der Jugend wieder, und als sie so dastand mit

lebhaftem und doch schmachtendem Blicke, da war es dem Baron, als sei ihm Alles: das Gesicht, der Ausdruck, die Gestalt und der Ton seit ganz kurzer Zeit schon bekannt. Seine Gedanken verwirrten sich, er hatte keine Zeit, sie zu ordnen, und er stotterte nur: „Es scheint, gnädigste Gräfin, als stehe ich hier vor der Lösung eines Räthsels.“

„Sie haben Recht,“ sagte die Gräfin Cosel mit kurzen Worten. „Die schreckliche Staats- und Finanzwirthschaft, das Elend, welches der Brühl über dieses arme, unglückliche Sachsen heraufbeschworen hat, vereinigte eine Zahl wackerer Männer, an dem Sturze des Gehaßten zu arbeiten. Schon sind einige Versuche gemacht worden, aber sie mißlangen alle. Die kühnen Leute haben zum Theil ihre Verwegenheit mit dem Kerker gebüßt. In höchster Noth greift man nach Allem, und die Herren in der großen Welt erinnerten sich, daß auf Schloß Stolpen, in freiwilligem Gefängnisse, nachdem sie fast zwanzig Jahre lang Staatsgefangene war, die einstige Geliebte, die allmächtige Freundin August's des Starken lebt. Sie kamen heimlich, unter allerlei Verkleidung und sagten und baten: „Gieb Du einen Rath, Du kennst die labyrinthischen Wege der Palastintrigue, Du kennst Geheimnisse, welche vielleicht schwer wiegen bei dem Könige, dem Sohne Deines hinübergegangenen Geliebten.“ So wurde ich hineingezogen in die Verbindung und ward der Mittelpunkt derselben. Aber, von Brühl's Spähern umringt, mußten wir die offene Verbindung aufgeben, nur durch Vertraute ward es möglich, brieflich zu unterhandeln. Ich gab die Wege an, auf denen man dem Minister beikommen kann; von mir rührt das Project her, eine genaue Berechnung der ungeheuren Verschleuderungen aufzustellen und sie dem Könige in die Hände zu spielen;

ich theilte dem Baron Bischopfield den Ort mit, wo gewisse Papiere verborgen lagen, welche Brühl sorgfältig hütete, deren Auslieferung ihn stürzen mußte; ich verkehre, wie Sie wissen, seit meiner Zurückgezogenheit viel mit Leuten, welche in die Geheimnisse der Kabbalah eingeweiht sind." Die Gräfin lachte bei diesen Worten unheimlich, dem Baron lief ein Schauer über den Nacken, er blickte befremdet die Gräfin an; er glaubte eine Wahnwitzige vor sich zu haben. Die Gräfin schien seine Gedanken zu errathen. „Urtheilen Sie nicht vorschnell," sagte sie mit sanfter Stimme, „das Unheil erweckt oft die Retter aus dem Schlafe, und ich habe noch immer Anhalte in der Welt, Leute aus früheren Tagen, die sich im Stande der Noth meiner erinnern, es giebt alte Erinnerungen, die man nicht vergeblich wachruft; und mit Hilfe solcher habe ich für meine Freunde gewirkt. Es wäre vielleicht nicht gelungen, mich aus meiner Stille aufzustören, wäre nicht ein Zwischenfall eingetreten, der mich, die Gräfin von Cosel, in Zorn versetzte, der mich hinaustrieb in die laute Welt, um zu sehen, zu hören, zu staunen. Dieses für mich schreckliche Ereigniß ist die Wahrnehmung gewesen, daß die Gräfin Moszinska, meine Tochter, ein Liebesverhältniß mit dem Zerstörer Sachsens, mit Brühl, eingegangen, daß ein Complott gegen den Staat im Werke war. Sollte sich zum zweiten Male der Fluch eines ganzen Landes an meinen Namen hängen? sollte es heißen, die böse Brut arbeitet fort und fort — sie ist nicht erstickt. Nein, ich beschloß zu handeln, ich trat hin vor meine Tochter, ich beschwor sie, dem Minister die schrecklichen Thaten vorzuhalten, ihm die Thür zu schließen, oder, was noch besser sein werde, die Gräuel dem Könige zu berichten, den Namen der Cosel mit Ehren zu umgeben — umsonst. Von

dieser Zeit an ließ Brühl mich genauer beobachten, die Verbündeten mußten vorsichtiger sein als je, und der Sturz des Ministers ist nun durch seine Wachsamkeit in die Ferne gerückt. Dennoch wird daran gearbeitet. Die verschiedensten Beweise seiner Untreue gegen König und Staat sind gesammelt, die Wege sind geebnet, auf denen man zum Herrscher gelangt und endlich, um nichts zu versäumen, wird man ein weibliches Wesen finden, dessen Reize den Monarchen fesseln, man wird suchen, durch diesen mächtigen Hebel zu wirken. Es war einmal schon Rettung in Aussicht durch die Faustina, die Geliebte des Königs, aber das Gold Brühl's bestach sie, und die Sängerin, die Komödiantin, ließ den Augenblick vorübergehen; doch jetzt wird es glücklicher ablaufen."

Der Baron hatte aufmerksam zugehört. „Ich bin dankbar für das Vertrauen, welches mir zu Theil wird," sagte er. „Nur kann ich mir nicht recht erklären, was meine Person in der ganzen Sache nützen soll."

„Sie werden das gleich erfahren," sagte die Gräfin; „wir bedürfen eines Mannes, der im äußersten Falle dem Könige furchtlos die Augen öffnet. Es kann dies nicht, oder nur schwer, ein sächsischer Unterthan sein. Sie aber, der Fremdling, der von keinem Brühl angetastet werden kann, Sie vermögen es. Sie werden Ihrem Herrn, Ihrem Vaterlande einen großen Dienst leisten; denn wenn dort der Graf Wackerbarth, das heißt die Partei des Kurprinzen, die Oberhand gewinnt, wenn Brühl gestürzt wird, dann ist Sachsen ein Bundesgenosse Preußens, ja, ohne Zweifel wird ein blutiges Zusammentreffen Deutscher gegen Deutsche vermieden, welches sonst binnen kurzer Frist die Länder und Felder mit Blut bespritzen und düngen wird."

Klingen trat erschrocken hinter seinen Stuhl. Was sich im geheimnißvollen Dunkel der Cabinette vorbereitete und selbst den Mitarbeitern nur durch einen Schleier sichtbar schien, das sprach die einsame Bewohnerin des Schlosses Stolpen ungehindert aus. Woher bezog diese seltsame Frau ihre Nachrichten? Klingen sah bereits ein, daß er sich in ein Netz verwickelt habe, aus welchem ihn nur ein Zufall, oder die genaueste Berechnung aller Verhältnisse, Züge und Ereignisse befreien konnten, wenn er es nicht durch einen Hieb zertrennte.

„Der Baron wird um so mehr Ursache haben, für Sachsen zu wirken, als dieses Land in Zukunft seine zweite Heimath sein wird,“ sagte jetzt der Graf; „er heirathet Fräulein Jeanne von Servigni.“

„Ah,“ bemerkte die Gräfin, „ein eben so reiches, als edles und schönes Mädchen; ich gratulire. Sie haben dann freilich die Brühl'sche Clique gleich gegen sich; die Servignis sind von Alters her die Feinde des Ministers gewesen.“

Robert nickte mechanisch; das Netz zog sich immer dichter um ihn zusammen.

„Sie werden in großen Zeiten Ihre Studien machen, Herr Baron,“ sagte die Gräfin; „Alles wird aufgeboten, eine Veränderung zu bewirken: Intrigue, das Ausland, die Leidenschaft — à propos, hat die Leidenschaft für etwas Schönes, Reizendes gesorgt? Die neue Erscheinung muß dem Könige, der ziemlich phlegmatisch ist, gewaltig imponiren, wenn sie reussiren soll. Sahen Sie die Person?“

Der Graf wurde unruhig, und der Baron schien von dieser Unruhe angesteckt zu sein, denn er blickte mit seltsamem Ausdrucke die Gräfin an. „Ich,“ versetzte endlich Ersterer, „ja, ich sah die Schöne durch Zufall; ich ver=

muthe auch nur, daß sie bestimmt ist, jene wichtige Rolle zu spielen."

„Hat Dieskau sie nicht in Prag gesehen?"

„Es ist so."

„Dann ist sie es."

Klingen erzitterte, er faßte die Lehne des Sessels und biß seine Lippen aufeinander.

„Sagten Sie nicht, Graf, Sie hätten durch Zufall die junge Person gesehen?" fragte die Cosel.

„Allerdings." Der Graf ward noch befangener.

„Und wo sahen Sie die Kleine?"

Wackerbarth konnte nun nicht mehr ausweichen. „Seltsamer Weise hier unten, im Städtchen; vor kaum einer Stunde haben wir sie verlassen. Sie war mit der Truppe des nach Dresden berufenen Principals Kirsch auf dem Wege, und man mußte wegen des Unwetters hier in der Stadt bleiben."

„Ei, das ist seltsam. Halten Sie das Mädchen für gewandt, halten Sie es für schön genug, unseren Plan zur Ausführung zu bringen?"

„Das Letztere ja; die Sängerin ist in der That eines der reizendsten Mädchen, welche ich je gesehen habe. Ob es sich jedoch zu der projectirten Intrigue eignet?" Der Graf zuckte die Achseln.

„Ich habe viel Menschenkenntniß, und ich möchte das Mädchen sehen. Da es so nahe bei mir ist, macht es keine Mühe. Wir wollen es morgen heraufkommen lassen," sagte die Gräfin. „Ich werde heut noch hinuntersenden. — Wenn die Späher Brühl's erfahren sollten, daß Sie mir hier auf dem Schlosse einen Besuch gemacht haben, dann können Sie mir ja aus alter Freundschaft eine Sängerin

gebracht haben, die meine Einsamkeit durch einige Arien erheitert.“ Die Gräfin lachte wieder schneidend und gellend.

Klingen war in einer schwer zu beschreibenden Lage. Die Sylvia, jenes sanfte Geschöpf, dessen liebliche, engelgleiche Züge ihn sofort beim ersten Zusammentreffen gefesselt, mit unnennbarem Entzücken erfüllt hatten, — sie sollte als Spielball, als Köder benutzt werden, um den eben so harmlosen Monarchen zu bestricken. Der Baron sagte sich wohl, daß die Trennung des Königs von Brühl eine Wohlthat sei, daß Unheil dadurch vermieden werde; aber sollte das schöne, sanfte Mädchen, dessen Talente die Hörer entzückten, ohne Weiteres der gefährlichen Intrigue zum Opfer fallen? War sie nicht in Gefahr, der Rache Brühl's zu verfallen, wenn der Anschlag mißlang? Und gelang es — ward nicht die Ruhe des schönen Kindes für immer vernichtet? Klingen sagte sich zwar, daß die Komödiantin möglicherweise über solche Gedanken leicht hinwegsehen würde; er kannte den Charakter der Sylvia nicht, hatte sie zum ersten Male gesehen, aber dennoch, er wollte nicht glauben, daß dieses edle Antlitz trügen könne, und redete sich fest ein, daß die Sängerin nicht freiwillig sich zum Werkzeug hergeben werde, indem sie sich verkaufte — er betrachtete sie als ein Opfer, und eine neue, schreckliche Probe stand ihm bevor: er kannte die Gefahr des Mädchens, er sollte schweigend die Arme der ungewissen Zukunft überliefern helfen. Der Baron verwünschte die Mission, welche ihn von Berlin hergeführt; er bereute es, dem Grafen seine Mitwirkung versprochen zu haben, und er versuchte noch einmal sich von den soeben gewobenen Banden zu befreien: „Ich gestehe, gnädige Frau,“ sagte er, „daß ich ganz plötzlich in ein fremdes Land mich versetzt sehe; nicht nur habe ich mein leibliches, sondern

nach mein geistiges Vaterland vertauscht. Ich fürchte nur, meine Kräfte werden nicht ausreichen. Die Mission, welche mein Chef mir vorzeichnet, kenne ich noch nicht einmal, aber die, welche meine Freunde von mir durchgeführt wissen wollen, übersteigt meine Kräfte — ich bin ehrlich, ich gebe mich nicht für stärker aus als es wirklich der Fall ist. Eine directe Anklage des gefürchteten Premierministers bei dem Könige zu wagen, — bedenken Sie, welch' ein Auftrag für mich, den Neuling in der Sache! Ich glaube sogar, daß die Einmischung meinerseits in eine solche Angelegenheit dazu beitragen würde, meine ganze diplomatische Carriere schnell zu beenden; denn ohne Zweifel würde mein Chef, noch mehr aber Seine Majestät, mein Allergnädigster Herr, erzürnt darüber sein, daß ein Attaché, der kaum mit dem Staatsgeschäft in Berührung kommt, auf eigene Hand Politik treibt. Ich bitte also, mich von so subtilen Diensten entbinden zu wollen; meiner Discretion in der Sache sind Sie gewiß, und kann ich sonst helfen —"

„Sie werden in den unruhigen und ereignißreichen Zeiten kein Glück machen, wenn Sie nicht kühner auftreten, Herr von Klingen," sagte die Gräfin, einen geringschätzenden Ton annehmend. „Die Gefahr für Ihren König verkleinern wollen, kann dieser Ihnen nicht übel nehmen. Sie sind einmal in unser Vertrauen gezogen, und wir entlassen Sie nicht mehr aus demselben. — Sie müssen uns helfen. Sollte man übrigens Willens sein, von preußischer Seite, das heißt von Seiten Ihres Gesandten, ein Doppelspiel zu unternehmen, so würde dies nur zum größten Nachtheile für das Berliner Cabinet ausfallen."

„Wir würden das abwarten," entgegnete Klingen, den

die kühne Sprache verletzte. „Was wollten Sie gegen König Friedrich den Zweiten unternehmen?“

„Einen Schlag thun, der wirkungsvoller sein dürfte, als Alle ahnen,“ sagte die Gräfin, dicht an den Baron tretend. „Wir würden dann dem Dresdener Cabinet, dem Premier-Minister von Brühl einen Vergleich bieten und gegen gewisse Vergünstigungen ihm Personen, Papiere — mit einem Worte, die Beweise in die Hände liefern, daß bereits seit einem halben Jahre ein schrecklicher Verrath gegen Sachsens Cabinet und Regierung im Werke ist, weil seit jener Zeit unausgesetzt sämmtliche Verhandlungen des Wiener, Versailler und Petersburger Cabinets mit dem Dresdener, durch Treulosigkeit eines oder mehrerer Beamten an die königlich preußische Regierung zu Berlin ausgeliefert, das will sagen, auf das Genaueste copirt, übersendet werden. — Meinen Sie nicht, daß dieses ein harter Schlag für Seine Majestät von Preußen wäre?“

Klingen erbleichte. Der Abgrund, welcher sich vor ihm aufthat, wurde immer breiter und tiefer; er hatte noch nicht einmal die Aufwartung bei seinem Chef gemacht, hatte den Fuß noch nicht auf die Straßen Dresdens gesetzt und doch, doch war er schon inmitten eines Meeres der gefährlichsten Intriguen. Er sah wohl ein, daß er sich nicht weiter weigern dürfe, mindestens mußte er den Anschein der größten Bereitwilligkeit wahren; auch konnte er nur auf diese Weise der schönen Sylvia Beistand leisten, wenn sie dessen überhaupt würdig war. Sein Amtsantritt, die Einführung bei dem Minister, die Einführung im Hause der Servignis, wo die ihm bestimmte Braut seiner wartete — dies Alles stürmte auf den jungen Mann so mächtig ein, daß er dem Drucke erlag und nur mit einer erzwungenen Festigkeit

sagte: „Ich werde, im Hinblick auf die, meinem Könige nützlichen Constellationen thun, was ich für die Sache thun kann.“

„Sie werden es nicht bereuen, Herr Baron,“ sagte die Gräfin, „und nun genug für heute. Sie finden in Ihrem Schlafgemache das Souper, meine Herren. Morgen Vormittag werde ich die Sängerin sehen — nicht wahr?“

Der Graf verneigte sich bejahend, die Gräfin reichte ihm und Klingen die Hände, dann entfernte sie sich schnell.

Die Reisenden fanden bald, durch den Diener geleitet, ihr Schlafgemach. Auf einem runden Tische, dicht vor dem ungeheuren Bette, stand das Souper. Es war einfach, nur der herrliche Wein zeugte davon, daß man bei einer ehemaligen Größe speiste. Wackerbarth sowohl als der Baron verzehrten schweigend den Imbiß.

„Sie zürnen mir jetzt,“ so brach endlich der Graf sein Schweigen, „weil ich Sie in einen Taumel von Ereignissen riß, den Sie nicht vermuthet hatten.“

„Ich gestehe allerdings ein, ich bin verwundert. Als wir uns in Halle trafen, konnte ich nicht ahnen, in wenigen Stunden ein Mitarbeiter an so außerordentlichen Dingen zu werden,“ sagte der Baron.

„Lassen Sie sich vom Strome treiben,“ erwiderte der Graf, aus seinem Glase einen Zug thuend.

„Eines vor Allem ist mir räthselhaft,“ sagte Klingen, „klären Sie mich auf, was die Einführung bei der Gräfin Cosel bedeuten soll, die mir ganz fern steht, die für mich vollständig nebensächlich sein würde, selbst wenn ich mich der projectirten, gefährlichen Unternehmung gegen Brühl mit Leib und Seele hingeben wollte. War es nöthig, mich hier mit auf dieses Schloß zu schleppen? Weshalb mußte

ich die Bekanntschaft der Gräfin machen, die mich bei dem mißtrauischen Brühl noch obenein compromittiren kann?“

„Sie sind Neuling in der Diplomatie, mein Lieber,“ sagte der Graf, „sonst würden Sie leicht begreifen, daß dieses ganze Heranziehen Ihrer Person ein sehr feiner Schachzug ist, wie man zu sagen pflegt. Sie scheinen mir nothwendig; Sie erhalten durch meine Vermittelung eine bevorzugte Stellung; Sie können mir deshalb nicht abschlagen, sich dem Unternehmen der politischen Intrigue anzuschließen, zu deren Leitern ich, Ihr Protecteur, der Freund Ihres Vaters, gehöre. Eh bien! so weit hatte ich Sie schon in der Falle. Es war nun aber nothwendig, Sie noch fester an uns zu ketten. Deshalb Ihre Einführung bei der Gräfin, welche ich selbst lange genug nicht sah. Man hält Sie, und gewiß mit Recht, für einen Mann von Ehre; indem Sie zum Vertrauten unsrer Pläne gemacht wurden, fesselte man Ihre Person an unsre Sache; denn nachdem die Gräfin Sie von Allem in Kenntniß setzte, müssen Sie zu uns halten, oder Sie müssen ein Verräther werden. Das Letztere wäre aber doppelt gefährlich. Sie würden einmal Ihrem Herren schaden, dann aber, und das ist noch gewisser, Sie würden vor aller Welt als ein Verräther compromittirt dastehen, der sich im Bunde mit dem schrecklichen Premierminister befindet. Deshalb mußte man Sie in das Geheimniß einweihen. Sie sind viel zu ehrenhaft, um den Verräther abgeben zu können, und Sie sind daher an uns gebunden. Nun wissen Sie, weshalb ich Sie zur Gräfin führte. Hätte ich Ihnen jene Eröffnungen gemacht, Sie würden den Glanz der Wichtigkeit vollkommen eingebüßt haben.“

Klingen senkte sein Haupt und gestand sich, daß er ge=

schlagen, daß sein erstes Scharmützel auf dem Schlachtfelde der Diplomatie unglücklich für ihn ausgefallen sei. Er faßte übrigens die Sache von der heiteren Seite auf und sagte, mit dem Grafen anstoßend: „Nun, dann warten wir ab, was uns die Zukunft bringt. Es lebe, was wir lieben!“

„Sylvia?“ sagte der Graf, lauernd auf den jungen Mann blickend. „Oh, mein Freund, Sie wissen recht wohl, zu welch' wichtigen Dingen jenes Mädchen auserſehen ist, und Jeanne von Servigni?“

„Ich werde sie kennen lernen,“ seufzte Robert. „Nach dem, was mir die Gräfin heute flüchtig andeutete, ist die Heirath eben nicht diplomatisch, wenn Brühl der Feind jener Familie ist; meine Stellung wird dadurch erschwert.“

„Warten Sie ab,“ rief der Graf aufstehend. „Vergessen Sie Alles und denken Sie vorläufig nur an Ihre bald erfolgende Vorstellung in Dresden.“

Er begann seine Nachttoilette zu machen.

„Sehen wir morgen noch die Sylvia?“ sagte der junge Baron.

„Meinetwegen! Es muß doch Einer von uns sein Urtheil abgeben; aber trauen Sie meiner Erfahrung, morgen wird sie uns nicht halb so reizend erscheinen, wie es heute der Fall war. Das glückliche Zusammentreffen, der Ort, die Umgebung, ach, das trägt Alles viel zum Reize bei.“ Er warf sich in das Bett.

Der Baron suchte ebenfalls bald sein Lager auf, aber er vermochte nicht zu schlafen, während der Graf bald genug ein tüchtiges Schnarchen hören ließ.

Die Ereignisse des Tages scheuchten den Gott des Schlummers von dem Bette des Barons. Er gedachte zu=

erst der schönen Sylvia, dann der seltsamen Eröffnungen, welche ihm, dem Neuling, schon jetzt den Einblick in ein Chaos von Intriguen aller Art gewährten; er gedachte des gefährlichen Geheimnisses, welches die Gräfin drohend ihm eröffnet hatte, des Depeschen= und Actendiebstahls aus der sächsischen Kanzlei. Wer waren jene Personen, die sich zu so gefahrvollen Unternehmungen hergaben? Klingen hatte schon in Berlin erfahren, daß sich von Preußen aus gewisse Unternehmungen vorbereiteten, und dieses geheime Spiel, welches ein kühner Verräther wagte, lag offen vor der Gräfin Cosel und deren Vertrauten — ein Wort, ein Wink, und es war enthüllt, der Rache Brühl's preisgegeben waren die Unglücklichen, welche sich hatten verleiten lassen, im Interesse des Gegners zu arbeiten. Klingen schloß seine Augen. Die Gebilde hielten nun einen Tanz vor seinen geistigen Blicken, und der Wind, welcher um die Zinnen des Thurmes strich, schien die Musik zu machen; dennoch war es dem Baron, als vernehme er deutlich Klänge eines orgelartigen Instrumentes, und als würde in einförmiger Weise dazu gesungen. Er horchte auf, er hatte sich nicht getäuscht. In einem Thurmzimmer wurde in der angegebenen Weise musicirt, und eine weibliche Stimme sang dazu einen Choral oder ein Gebet. Je schärfer Klingen aufhorchte, desto deutlicher vernahm er den Gesang; es schien ihm, als werde einer jener hebräischen Chorpsalmen gesungen, die in den Synagogen auf den Hörer so großen Eindruck machen, ja, er glaubte einzelne Worte zu verstehen.

Bei aller Schönheit des Gesanges hatte dessen Einförmigkeit doch etwas Schauerliches in der so dunklen, vom Windespfeifen gestörten Nacht. Zuweilen war es dem

Baron, als nähere sich die Sängerin der Wand, welche das Schlafzimmer von dem ihrigen trennte. Er wollte sich Gewißheit verschaffen und weckte den Grafen, der ihn sehr verdrießlich fragte: „Höllenelement, was wollen Sie?"

„St— hören Sie nicht den sonderbaren Gesang hier in der Nähe?" fragte der Baron.

Der Graf horchte auf. „Ja, ja. Doch darum brauchten Sie mich wahrhaftig nicht zu wecken."

„Aber wer ist die Sängerin?"

„Nicht die Sylvia, sondern die Gräfin Cosel. Wissen Sie denn das nicht?" sagte der Graf gähnend, „die Cosel ist zum Judenthum übergetreten. Sie betet und singt hebräisch."

„Sie scherzen!"

„Nein, durchaus nicht. Wie ihr das in den Sinn gekommen — dieu le sait — aber es ist so, und es hängt wohl mit einer Art von Gelübde zusammen, denn jede Nacht wandelt sie zwei Stunden umher unter Gesang und Gebet, um ihre früheren Sünden abzubüßen. Doch nun lassen Sie mich schlafen."

Er wendete sich um. Klingen horchte gespannt auf die Töne, welche nach und nach schwächer wurden. Seine Gedanken weilten bei der seltsamen Frau, und mit einem Räthsel mehr belastet, schlummerte er endlich ein.

III. Zusammenfinden.

„Wir nehmen die Chocolade bei der Gräfin im Zimmer, und dann geht es vorwärts nach Dresden." Mit diesen Worten weckte der Graf seinen jungen Freund am folgen-

den Morgen. Klingen erhob sich. Die Sonne schien hell in das Thurmfenster, und die Blätter der Epheuranken schaukelten sich vor dem Fensterchen. — Alles bot einen viel freundlicheren Anblick, als des Abends vorher, und der Baron vollendete unter halblautem Trällern einiger Opernarien seine Reisetoilette. Der Graf schien nicht bald genug von dem Schlosse hinab in die Stadt kommen zu können. Er wäre am liebsten von der Gräfin ohne weiteren Abschied gegangen, aber sie hatte ihn zum Frühstück bitten lassen.

„Ich habe mir überlegt, daß es besser sein würde, Sie sehen die Komödiantin nicht mehr," sagte er halb scherzhaft zu Klingen.

„Aber ich sehe sie ja doch sicher in Dresden."

„Ah — wenn Sie erst den Kopf mit der Diplomatie voll haben, dann ist mir nicht bange für Sie."

Der Kammerdiener trat mit der Meldung ein, daß die Gräfin die Herren erwarte. Sie fanden die sonderbare Frau vor dem Tische an ihrem Kamine; auf dem Tische war die Chocolade in den herrlichsten Meißner Porzellanschaalen und Kannen servirt.

„Sie sehen, daß ich mir meine freiwillige Gefangenschaft nach besten Kräften behaglich mache," scherzte die Gräfin wehmüthig. „Vielleicht kommt die Zeit, wo ich noch einige Jahre hindurch herrschen kann, herrschen wie ehemals." Sie stand heftig auf, kreuzte die Arme über die Brust und ging im Zimmer auf und nieder.

Der Baron glaubte nach diesen Worten einen tiefen Blick in die ehrgeizigen Pläne jener Frau gethan zu haben, welche in der Stille der Nacht ihre Sünden von ehemals abbüßte, die gefährlichsten Intriguen spann und ohne allen Zweifel die verschiedenartigsten Personen als Werkzeuge be=

nutzte. Er nahm sich vor, auf der Hut zu sein, und so sehr er verlangt hatte, Sylvia noch einmal zu sehen, betrieb er doch durch kleine Aufforderungen die Abreise.

„Oh," sagte die Gräfin, „ich dachte, die Herren sollten die Sängerin noch sehen. Ich habe meinen Kammerdiener hinunter in die Stadt gesendet, um das Mädchen kennen zu lernen, ehe sie in die Residenz kommt."

Klingen zauderte; er wollte fliehen, und dennoch trieb es ihn, zu bleiben; der Graf aber ließ sich nicht in seinen Entschlüssen wankend machen.

„Wir müssen fort," trieb er. „Der Baron hat Recht, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren; denn zu Mittag müssen wir in Dresden sein."

„So leben Sie denn wohl, meine Herren," sagte die Gräfin. „Es wird nicht lange mehr währen, und unsre Pläne sind zur Reife gediehen; dann erst sehen wir uns wieder. Sie, Herr Baron, bleiben Sie fest, es wird Ihnen einst nützen," sagte sie mit starker Betonung. „Grüßen Sie mir unbekannter Weise Ihre Braut, wenn Sie einmal mit ihr von diesem Besuche sprechen."

Klingen küßte der Gräfin die Hand, Wackerbarth hatte noch einige Papiere von ihr empfangen und verabschiedete sich ebenfalls, und schon waren Beide in der Nähe der Thüre, als plötzlich der Kammerdiener mit der Meldung eintrat: „Die Sängerin Sylvia ist, wie Gnädigste befohlen, auf das Schloß gekommen."

Bei diesem Worte blieb der Baron wie gebannt stehen, auch der Graf vermochte nicht, das Zimmer zu verlassen. Er hatte sich weggesehnt, aber er sah ein, daß eine höhere Macht ihn an dieses Schloß fesseln wolle; er sollte die Sängerin noch einmal sehen.

„Nun warten Sie noch einige Minuten,“ bat die Gräfin, und auf ihren Wink öffnete der Diener beide Thüren.

Sylvia trat ein. Sie hatte ihre einfachen Reisekleider an, welche sie schon gestern getragen, aber auf dem üppigen Haare saß ein rundes Filzhütchen, und der schlanke Oberkörper war durch ein sammetnes Mäntelchen verhüllt. Die Sängerin verneigte sich tief. Die Gräfin war ein wenig bei Seite getreten. Sie musterte die schöne Gestalt des Mädchens; der Baron, welcher kein Auge von Sylvia wendete, ließ nun auch seine Blicke zur Gräfin hinüberschweifen gerade in dem Augenblicke, als Sylvia die Worte sprach: „Die gnädige Frau Gräfin haben befohlen, mich zu sehen.“ War es Zufall? waren es die erregten Nerven der Gräfin, oder hatte irgend ein unbekanntes Etwas auf die Dame so schweren Eindruck hervorgebracht — der Baron sah deutlich, wie die Gräfin bis in das Mark erbebte, sie machte eine Bewegung des Vorschreitens, dann lehnte sie sich wieder zurück, erfaßte krampfhaft die Lehne eines nahestehenden Sessels und preßte ihre Hand auf die Brust. Sie hatte keine Worte schnell genug finden können, um der Sängerin auf ihren Gruß zu antworten, ihre Augen traten aus den Höhlen, und sie streckte von ferne her den Arm nach Sylvia.

Dieselbe war harmlos und unbefangen; sie bemerkte den Eindruck nicht, welchen sie auf die Gräfin machte; aber Wackerbarth und der Baron folgten jeder Bewegung der Cosel, und sie wurden sich erst jetzt klar, was ihnen, die persönliche Schönheit des Mädchens abgerechnet, an derselben so auffällig gewesen war — sie staunten über die große Aehnlichkeit der Sängerin mit der Gräfin Cosel.

Trotz des Alters hatte die Gräfin sich dennoch die untrüglichsten Spuren ihrer einstigen Schönheit bewahrt, das reizende und feine Profil ihres edlen Gesichtes hatten der Zeit getrotzt, die Augen, welche zwar dunkel und feurig blickten, während die Sylvia's blau und schwärmerisch schauten, hatten durch den Kummer keinen trüben Ausdruck angenommen. Die Elfenbeinweiße ihres Antlitzes allein zeugte von den Kämpfen mit dem Schicksale, und die Falten ihres Mundes deuteten den Schmerz an, der hier gezuckt hatte. Trotz dessen konnten die beiden Beobachter vollständig das jugendliche Gesicht Sylvia's mit dem der Gräfin vergleichen; und die Aehnlichkeit war frappant.

Jetzt erst fiel dem Grafen ein, weshalb das Mädchen gleich bei der ersten Begegnung ihm so aufgefallen war; dieses Gesicht, diesen Wuchs hatte er oft in ähnlicher Weise gesehen, ja, es war die Gräfin, wie sie einst aussah in den Tagen des Glanzes; aber hatte doch der Graf seit langer Zeit die Einsiedlerin des Schlosses Stolpen nicht mehr gesehen es — war noch eine andere Person, welcher die Sylvia gleichen mußte; und wenn der Graf bei der Cosel mit seinen Gedanken weilte, so brauchte er nicht lange zu suchen; er hatte schnell gefunden, was er suchte — diese Gestalt, dieses Gesicht, Mund, Nase, selbst der Ton der Stimme, die Farbe der Augen, des Haares, Alles traf zu — die Sylvia war eine Doppelgängerin der Tochter der Gräfin Cosel, die Sängerin glich zum Verwechseln jener schönen, galanten und leichtfertigen Gräfin Moszinska, welche seit dem Jahre 1737 Wittwe des Kronschatzmeisters von Polen war, in einem fürstlichen Palaste, mit fürstlichem Aufwande zu Dresden lebte und seit Jahren die Geliebte

des Premierministers Brühl war, den sie beherrschte, wie er selbst den König und das Land.

Der Graf hatte sich beim ersten Zusammentreffen der Gräfin mit der Sängerin zum scharfen Beobachter der Situation gemacht. Dieser schreckliche innere Kampf der Cosel, diese mächtige Erregung waren nicht Zufälligkeiten: die Gräfin hatte erkannt, daß jenes, durch seltsame Fügung zur Vollendung ihrer Pläne bestimmte Mädchen in naher Beziehung zu ihr stand. Welch' neues Geheimniß trat ihm hier entgegen? Die Sylvia schien ihre Eltern nicht zu kennen; sie hatte keine bestimmten Antworten geben können, und dies bestärkte noch mehr die Annahme des Grafen, daß dieses Mädchen mit der Familie der Gräfin auf besondere Weise zusammenhänge, und selbst der Baron ahnte einen Zusammenhang, als er die Gesichter, die Gestalten vergleichend, die große Erregung der Gräfin gewahrte.

Constantia v. Cosel hatte endlich die Herrschaft über sich wieder gewonnen. „Mein Kind," begann sie mit zitternder Stimme, „ich bat um Ihren Besuch, weil der Ruf von Ihrer Schönheit und Ihrem Talente selbst bis in mein stilles Asyl gedrungen ist. Der Herr Graf theilte mir mit, daß er durch Zufall gestern Ihre Bekanntschaft gemacht habe."

„Es ist richtig so, gnädige Frau," sagte die Sängerin. „Nur müssen Sie in aller Gnade nicht von meinen unbedeutenden Fähigkeiten sprechen. Es ist wahr, in Prag und sonst wo war man sehr wohlwollend gegen mich, allein Dresden? — ich zittere, wenn ich denke, daß ich neben Albuzzi und Dennert stehen, daß eine Faustina mit mir zusammen wirken soll."

Die Gräfin fuhr schnell mit der Hand über ihre Augen, dann sagte sie plötzlich: „Gehen Sie gern nach Dresden?"

„Ich muß wohl; denn der Herr von Dieskau hat mir so glänzende Anerbietungen gemacht, er hat meinem Principal so viel Privilegien eröffnet, daß ich anfange zu glauben, man erwarte mich dort mit einer Art von Wohlwollen, ja mit Freuden.“

Die Gräfin erzitterte, und der Baron kämpfte mit sich, ob er nicht vortreten und dem armen, für gefährliche Zwecke aufbewahrten Mädchen zurufen solle: „Kehre um, man will Dich opfern.“ Die Gräfin trat wieder auf Sylvia zu; ihre Schritte waren unsicher, und sie wankte; sie fuhr mit der Hand sanft an Sylvia's blühende Wange und sagte mit einem Tone, der den Männern durch's Herz ging: „Liebes — schönes — armes Kind.“

Sylvia's Gesicht zeigte den Ausdruck ängstlichen Staunens. „Armes Kind!“ rief sie. „Oh, gnädigste Frau, Sie irren sich. Eine Sängerin, welche etwas gelernt hat, deren Principal gut ist — die ist nicht so arm; sie kann gut bestehen, nur müssen die Zeiten ruhig sein.“

„Nein, nein, ich meinte nur die Entfernung von der Heimath, von den Eltern.“ Die Gräfin betonte dieses Wort scharf und fixirte die Sängerin dabei.

„Eltern? Heimath?“ sagte Sylvia mit reizender Unschuld und Offenheit, „ich kenne Beides nicht.“

„Sie ist es,“ murmelte leise die Gräfin. „Ich irre mich nicht.“ Hierauf nahm sie die erstaunte Sängerin bei der Hand und führte sie in eine Fensternische. „Sie erinnern sich durchaus nicht Ihrer Eltern? Ihrer Angehörigen?“ fragte sie das junge Mädchen.

„Nein, gnädige Frau. Es ist mir aus der Erinnerung nichts geblieben, als eine ganz ungewisse Erscheinung, und diese stellt sich meinem Gedächtnisse dar in Gestalten eines

reich gekleideten Herrn und seines schwarz gekleideten Dieners oder Secretärs, der mir immer Furcht machte durch die häßlichen Augen und den Zwickelbart. Ich erinnere mich einer freundlichen Gegend und eines kleinen Hauses und der Leute, die mich pflegten oder erzogen. Ich glaube, daß ich später, als ich wieder in jene Gegend kam, dieselbe erkannte, es war in der Nähe des Schlosses von Moritzburg."

Die Gräfin nickte eigenthümlich mit dem Kopfe. „Und wo blieben Sie in der Folge?"

„Ich wurde im Singen unterrichtet; ich hatte gute Anlagen. Als ich etwa zwölf Jahre zählen mochte, kam ich in das Stift der Nonnen von Pardubitz. Hier bildete sich meine Stimme vollends aus; ich sang an den großen Kirchenfesten, und Sie dürfen mir glauben, daß es doppelt gefüllt in der Kirche war, wenn man wußte, daß ich singen würde. Ich ward deshalb vielleicht unter besonders strenger Obhut gehalten; denn die Priorin meinte, ich sei ein Schatz für das Stift, wenigstens hörte ich das einmal sagen. Mir wurde diese Gefangenschaft unerträglich, weil ich doch aus meiner Jugend her, unter der Pflege des redlichen Zimmermannes, bei welchem ich an Kindes Statt gewesen war, ein freies Dasein hatte, und ich begann meine Gefangenschaft schmerzhaft zu empfinden. Eines Tages, als ich eben in der Kirche gesungen hatte, kam ein Mann in das Kloster und verlangte die Priorin zu sprechen. Sie blieb eine Zeit lang mit ihm am Sprechgitter, dann entfernte er sich. Ich ward gleich darauf noch fester eingeschlossen. Man muß vielleicht gefürchtet haben, daß meine für das Kloster kostbare Gesundheit doch am Ende unter solcher Strenge leiden könne, denn ich wurde wieder ein

wenig besser behandelt. Man ließ mich in den Garten gehen; und da ich keine Neigung zum Entwischen oder zur Nachlässigkeit zeigte, wurde ich sogar mit den Laienschwestern einige Male in die nächste Stadt gesendet. Hier blieb ich eines Tages in dem Gasthause, und weil alle Welt mich als die Kirchensängerin kannte, beredete der Wirth mich, ich solle einmal singen. Er hatte verschiedene seiner Gäste in der Nähe — ich sang gern von jeher — sehr gern und ließ mich nicht lange nöthigen. Während die Laienschwestern sonst immer nur mit kärglichen Gaben in's Kloster zurückkehrten, erhielten sie immer viel, wenn ich sang. Sie wendeten auch nichts dagegen ein, und so hatte ich bald einen sehr großen Hörerkreis um mich versammelt. Meine Stimme rührte Alle, besonders aber betrachtete mich ein Mann höchst aufmerksam, der schon einige Male in jenem Gasthause verkehrt hatte, und als mein Gesang vorüber war, kam der Mann auf mich zu, fragte mich schnell nach verschiedenen Dingen, die meine Herkunft betrafen, nach meinem jetzigen Leben und überzeugte sich bald, wie unzufrieden ich sei. Er sagte mir, daß er Signor Moretti heiße und bereit sei, für mich recht viel zu thun, wenn ich ihm folgen wolle. Ich vernahm mit Staunen aus seinem Munde die Neuigkeit, daß ich in der Kehle Hunderte und Tausende zu stecken habe, ich hörte von der großen, schönen Welt sprechen, die ich kaum geahnt hatte, und ich zauderte nicht, den freundlichen Mann zu bitten, er möge mich aus der schrecklichen Haft des Klosters befreien. Moretti versprach mit großer Freude, mich frei zu machen. Er befahl mir, meinen Aufenthalt im Gasthause, so lange wie möglich hinzuziehen. Ich lief in den Hof, wieder in die Küche, ich hörte wohl, daß einige Male nach mir gerufen wurde, es schienen die

Stimmen der Laienschwestern zu sein, und ich hatte mich bereits ergeben in dem Gedanken, heut Abend wieder im Kloster zu sein, als ich, in den Hof des Hauses tretend, Moretti gewahrte. Er erfaßte mich ohne Zaudern und flüsterte mir zu: „Komm!“ Dann führte er mich durch eine Hinterthür auf den Feldweg; hier stand ein wohlbespanntes Fuhrwerk, in demselben saß eine bildschöne Frau, die mich mit Liebkosungen empfing, ich nahm Platz neben ihr, Moretti bestieg den Bock des Wagens, und blitzschnell ging es von dannen. Ich will hier gleich bemerken, daß Moretti einer jener Männer war, welche die Italiener Impresario nennen. Er hatte von Venedig aus Auftrag, gute Stimmen zu suchen, und er nahm sie, wie er bei mir bewies, wo und wie er sie erhaschen konnte. Ich will Sie, gnädige Frau, nicht mit langen Erzählungen ermüden. Mein Lehrer und dessen Frau bildeten meine Stimme trefflich aus. Ich erntete in Venedig, in Mailand, in Verona und später in Turin großen Beifall; aber Moretti ward mein Tyrann. Er behandelte mich, wie ehemals die Nonnen mich behandelt hatten, und ich war wieder eine Gefangene, bis ich von dem Italiener entfloh. Damit hatte nun freilich meine Freiheit begonnen, aber die Entbehrung trat ein. Moretti hatte mindestens immer für meine behagliche Lebensweise gesorgt, es war sein eignes Interesse. Nun stand ich allein. Ich kannte die Art und Weise nicht, wie man unterhandeln, wie man sich ein Unterkommen an guten Bühnen verschaffen müsse, Alles dieses war durch Moretti geschehen. Ich irrte umher bei wandernden Gauklern — oh, die Geschichte dieser Jahre würde Sie sehr bewegen — da kam ich nach Augsburg, wo mich mein jetziger Principal, der sehr ehrenwerthe Herr Kirsch, fand. Er nahm mich

bei seiner Gesellschaft an, gab mir gute Beschäftigung, und ich ward ein Liebling seiner Zuschauer. In München schon wollte man mich unter die Hofkirchensänger aufnehmen; ich schlug es aber aus. In Prag hörte mich Herr von Dieskau, er unterhandelte mit meinem Principal, und da dieser Dresden als sein nächstes Ziel im Auge hatte, willigte er ein, mich dorthin zu lassen, wenn Herr von Dieskau ihm die Erlaubniß verschaffen wolle, auf dem königlichen und kurfürstlichen Theater Vorstellungen geben zu dürfen. Dies geschah, und so bin ich denn hier — hier, wohin mich ein sonderbarer Zufall geführt hat, den ich nicht bedaure, denn ich stehe vor einer Dame, die zu den berühmtesten gezählt wird, und ich fühle, daß ich Sie — verzeihen Sie mir die Kühnheit — daß ich Sie lieben könnte."

Die Gräfin lächelte beglückt von dieser Aeußerung; sie schien darüber eine große Freude zu empfinden, aber gleich darauf umzog ein Schatten ihr Antlitz; sie rang nach Fassung, man sah ihr die Angst, welche ihre Brust durchwühlte, deutlich an, und sie sagte, mühsam sich fassend: „Und weshalb nennt man Sie denn Sylvia?"

„Moretti hat mich so getauft, ich ward sonst bei meinen Pflegeeltern und im Kloster Friederike Alexandrine genannt. Andre Namen kenne ich nicht, und ich habe mir oft den Kopf zerbrochen, weshalb man mir gerade diese Namen gab, sie mögen wohl von den Leuten geführt worden sein, welchen ich mein Dasein verdanke."

„Die Namen der harten, sündigen Mutter," lispelte die Gräfin. Dann trat sie mit Sylvia wieder in das Zimmer. „Werden Sie uns nicht einmal eine kleine Probe Ihres Talentes geben?" sagte die Gräfin.

„Sie haben nur zu befehlen," sagte Sylvia.

Baron Klingen und der Graf hatten Alles, ihre Abreise, ihre Mission und Verpflichtung bei dem Anblick Sylvia's vergessen. Außerdem war es ihnen klar, daß die Gräfin der Sängerin nicht ganz fern stand: die große Bewegung verrieth ihnen dieses Gefühl, und es galt nicht dem Interesse der für politische Zwecke erwählten Person, sondern es war ein sicheres Etwas, welches die Gräfin zu der Sängerin zog. Der Baron faßte einige Hoffnung und beschloß, im entscheidenden Augenblicke mit seinen Entschlüssen hervorzutreten; jetzt erwartete er selbst nur den Moment, wo Sylvia ihre Stimme ertönen lassen sollte, mit der größten Spannung. Graf Wackerbarth hatte sich dagegen in einen Sessel geworfen und saß, die Lorgnette bereit haltend, wie einer der vornehmen Logenhabitués, welche zu jeder Zeit die Zuschauerräume der Theater bevölkert haben.

Gräfin Cosel hatte den Deckel eines kleinen, aber kostbar verzierten und mit Perlmutter eingelegten Klaviers zurückgeschlagen. Die Sylvia nahm Platz vor demselben. Sie präludirte einige Male, indem sie leicht und graziös ihre reizenden Finger über die Tasten gleiten ließ, dann lehnte sie sich ein wenig zurück, ließ ihre schönen Augen zur Decke des Zimmers emporblicken und aus dem halbgeöffneten Munde quoll, mächtig und lieblich zugleich, der erste Ton einer Arie aus Hasse's Cleofide. Je weiter Sylvia sang, desto mehr veränderte sich ihre ganze Persönlichkeit, sie schien aufzugehen in den Tönen, die immer schwellender und ergreifender an die Ohren der entzückten Hörer schlugen; sie hob sich zuweilen ein wenig von dem Sessel, als werde sie mit magischer Gewalt emporgezogen, das Instrument schien nicht allein von ihren Händen in Bewegung gesetzt zu werden; denn es dünkte den Anwesenden, als hebe sie die

Hände oft empor, um damit zu winken, und dennoch wurden während solcher Momente die Tasten gerührt und die Töne des Instrumentes gehört. Die Gräfin, Wackerbarth und der Baron wagten kaum zu athmen, aus Furcht, die so herrlichen Klänge selbst durch einen leisen Hauch zu stören, sie lehnten sich zurück in die Sessel und genossen — Alles um sich her vergessend, in vollen Zügen. Die Sängerin schloß mit einem mächtigen Accorde — nach einigen Augenblicken herrschte tiefe Stille, dann erhob sich die Gräfin und umarmte schweigend Sylvia, der Graf applaudirte — der Baron wagte nicht ein Wort zu äußern.

Als die Gräfin das schöne Mädchen aus ihrer Umarmung ließ, eilte sie schnell zu Wackerbarth. Fast krampfhaft umklammerte sie seine Arme, zog ihn in die Mitte des Zimmers und flüsterte: „Dieses herrliche Kind darf nicht nach Dresden — es darf nicht als ein Opferthier benutzt werden — ich — ich darf es nicht leiden — hören Sie? — ich habe Rechte und Pflichten diesem Kinde gegenüber."

„Ich habe mich nicht getäuscht," sagte leise der Graf, „dieses Kind ist — —"

„Rufen Sie sich die Züge der Gräfin Moszinska, meiner Tochter, in das Gedächtniß, und dann betrachten Sie jenes Mädchen."

„Ah, ich war auf der rechten Spur," sagte der Graf, seine Stirn runzelnd. „Aber was wollen Sie thun; es ist Alles vorbereitet; Dieskau ist ein Complottmann, hat schon in Dresden von der Sängerin gesprochen; der ganze Plan muß geändert werden."

„Alles gleich; ich dulde nicht, daß dieses Kind geopfert werde."

„Es wird uns Alle compromittiren, wenn Sie plötzlich in die Oeffentlichkeit treten. Sie werden dem Pater Guarini verdächtig, der ja die Beobachtung aller Dinge übernommen hat, welche mit dem Theater in Verbindung stehen, und dann erfährt es auch Brühl."

„Sei's drum! ich muß das Mädchen hier behalten."

„Aber gnädige Frau, wenn das Mädchen selbst nun nicht will?"

„Dann entdecke ich ihr Alles!"

„Sie phantasiren. Wissen Sie denn bestimmt, daß — —"

„Ich — gewiß! so kann die Natur nicht lügen, so kann die Natur nicht gaukeln."

Sylvia war mit dem Baron, der sich diesen kostbaren Moment zu Nutzen machte, in tiefer Unterhaltung begriffen. Sie konnte nichts von dem Gespräche hören und mit Erstaunen vernahm sie deshalb die Worte der Gräfin: „Mein Kind würden Sie wohl einwilligen, nicht nach Dresden zu gehen?"

So erstaunt Sylvia über diese Frage sein mochte, der Baron war es nicht minder, aber er war zugleich erfreut, daß dieses schöne Mädchen nicht die Beute lüsterner Stutzer werden sollte. Die politische Intrigue, zu welcher sie ersehen, sollte mit Hilfe einer andern Person in's Werk gerichtet werden, welche nichts von dem Schatze mehr zu verlieren hatte, den Sylvia gewiß in seinem ganzen Werthe besaß.

Die Sängerin blickte nun freilich höchst betroffen auf die Gräfin.

„Nicht nach Dresden?" sagte sie mit heitrem, lächelnden Blicke; „weshalb denn nicht nach Dresden? Wohin sollte ich gehen?"

„Ich würde Sie bitten, bis auf Weiteres hier zu bleiben," sagte zögernd und ihre Augen mit dem Ausdruck des Schmerzes fragend auf Sylvia richtend, die Gräfin.

„Hier? oh, gnädige Frau, Sie verzeihen, dieses Alles ist sehr hübsch, sehr behaglich, sehr reich; aber es ist keine Freiheit, es ist einem Gefängniß gleich."

„Man ist oft am sichersten in einem Gefängnisse."

„Oh, die Freiheit ist viel, viel werth!" rief begeistert die Sängerin. „Und so schön auch die herrlichen Zimmer in Palästen, die reichen Säle in den Schlössern sein mögen — was ist das Alles gegen den prächtigen Anblick eines ganz gefüllten Opernhauses von der Bühne herab, wo die Flammen der Kerzen funkeln und sich in den geschliffenen Gläsern der vielen Kronenleuchter brechen, die von den Decken herabhängen; wo die Töne des Orchesters sich mit dem donnernden Jubel der Hörer vereinigen, der nach gelungener Arie uns zu Theil wird — oh, gnädige Frau, wenn Sie einmal dieses berauschende Glück genossen hätten, Sie würden es begreiflich finden, daß man allem Andern eher entsagen kann als diesem."

Die Gräfin drückte die Hand vor ihre Augen.

„Ja wohl — sehr schön jene Momente," sagte der Graf. „Aber denken Sie nun, mein Kind, wie wir Sie fanden, in einem holperigen Wagen, inmitten der Komödianten und auf dem Punkte, von einem rohen Wirthe auf die Landstraße gesetzt zu werden — das sind Unterschiede."

„Gewiß," rief Sylvia; „aber sie müssen sein. Es muß in unserem Leben ein Wechsel stattfinden, und gerade in ihm liegt der Reiz des Komödiantenlebens. Ich war auf der höchsten Höhe in Venedig, in Prag, und ich kam mir sehr lächerlich vor in dem Gasthofe hier in dieser klei-

nen Stadt. Oh, das bringt die Abwechslung in unser Leben, daß wir geworfen und geschüttelt werden zwischen Freud' und Leid, das ist genau so wie unser Stand selbst; heute Königin — morgen Bettlerin, und was Sie, mein Herr, von den Komödianten sagen, glauben Sie mir, es sind gute Genossen, in Freud' und Leid für mich bei der Hand, wir haben gute und schlimme Tage getheilt, und wenn es einmal am Ende mit der Sorge ist, dann hat man auch seinen festen Platz."

„Sie ist nicht zu halten," seufzte die Gräfin.

„Sie ist verloren; sie kann nur mit den Flittern einer Bühne glücklich sein," sagte leise der Baron.

„Aber," rief die Gräfin in großer Angst, „wenn ich Ihnen nun sagte, daß Gefahren Ihrer in Dresden warteten, daß sie sich dort nicht glücklich fühlen, nicht den gewünschten Erfolg finden würden?"

Sylvia ward ängstlich. „Ach, gnädige Frau, das wäre hart, das wäre ein harter Schlag des Geschickes. Mein Gott, was wissen Sie? was ist geschehen?"

Noch ehe die Gräfin zu antworten vermochte, ward unter heftigem Wortwechsel die Thür des Zimmers aufgerissen, und ein kleiner, gedrungener Mann trat herein. Er war zwar einfach aber höchst anständig und sauber gekleidet und hielt einen Stock in der Hand.

„Der Principal!" rief Sylvia freudig.

„Was will Er, guter Freund?" fragte die noch in voller Erregung befindliche Gräfin.

„Ich? ah, Madame," entgegnete Kirsch artig, aber bestimmt. „Ich — aber da sind die beiden Herren von gestern, ich will mich an ihre Güte auf's Neue wenden und ich kam — —"

„Nun? weshalb?“

Der Principal ließ seine Augen besorgt umherschweifen. „Ich kam, weil ich, ich will es gestehen, besorgt um die Sylvia bin. Ich weiß, daß jedesmal, wo sie sich auch zeigt, alle Welt von ihr entzückt ist, und diese Bewunderung geht nicht ohne einige Gesangsbeiträge vorüber; aber es ist ihr nicht immer gut, und ich fürchte, daß, wenn sie zum Exempel hier viel singt, dieses Nachtheil für ihre Stimme mit sich bringen möchte, weil die Anstrengung von der Reise, das Unwetter, die Aufregung von gestern eine Schonung der Stimme fordern. Ich bin ihr, mir und dem Publicum schuldig, über eine so herrliche Stimme zu wachen.“

Die Gräfin betrachtete den kleinen Mann mit verächtlichen Blicken. Er war es, in dessen Händen ein solcher Schatz sich befand, wie Sylvia war. Sie trat auf Kirsch zu und sagte: „Weiß Er, mein Freund, vor wem Er steht?“

„Vor der Frau Gräfin Cosel, die seit langen Jahren als Gefangene in diesem Schlosse lebt,“ sagte Kirsch, sich verbeugend.

Die Gräfin biß die Lippen. „Weiß Er auch genau, wer, was, woher, welchen Stammes die junge Person ist, an deren Person Er Rechte zu haben glaubt?“

Sylvia wendete sich schnell zur Gräfin um, der Graf und der Baron blickten den betroffen gaffenden Principal neugierig an.

„Nein, das weiß ich freilich nicht,“ sagte Kirsch; „aber ich habe einen Vertrag mit der Sylvia.“

„Wenn nun aber plötzlich eine hochgestellte Person jenes Mädchen als ihr Eigenthum reclamirte — was würde Er dann sagen?“

Sylvia stieß einen Ruf der Ueberraschung aus. Der Komödiantenprincipal ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen. „Ich würde," begann er ruhig, „die Sylvia fragen: „Hast Du es schlecht bei uns gehabt?"

„Nein!" rief das Mädchen. „Nie!"

„Haben die vornehmen Eltern, oder was sie sonst sein mögen, sich in der ganzen langen Zeit um die Sylvia bekümmert? — nein; sie hat also keine Pflichten gegen sie. Wenn sie daher gern noch bei dem Theater bleiben will, so würde ich endlich Folgendes sagen: Ich habe hier den schriftlichen Vertrag für mich und die Sylvia, in Dresden zu spielen, abgeschlossen mit Herrn von Dieskau, und ich würde schwer geschädigt werden, wenn ich ohne die Perle der jungen Sängerinnen, ohne Sylvia, nach Dresden käme. Demnach werde ich auf meinem Rechte bestehen und Sylvia nach Dresden, zum Singen auf der Bühne, führen."

„Aber wenn er nun mit Gewalt an der Wegführung dieses Mädchens gehindert würde?"

„So würde ich Gewalt entgegensetzen."

„Aber ich will nicht, daß man Gewalt anwende," rief Sylvia. „Ich will mit Euch gehen, Principal — ich habe Pflichten gegen Euch."

„Ah, das ist gut. So komm, Sylvia," rief Kirsch; „es soll Dich kein Mensch halten."

„Bleib', bleib', mein Kind," rief die Gräfin; „ich leide es nicht, daß Ihr Sie mit Gewalt fortführt, ich rufe meine Diener."

„Gnädige Frau, ich bitte, mich mit Sylvia frei ziehen zu lassen," sagte Kirsch. „Wenn Sie mir Gewalt entgegensetzen wollen, so werde ich nicht denselben Weg einschlagen, vielmehr ruhig hinab in die Stadt gehen. Dort ist gerade

in diesem Augenblicke im Gasthofe zu den drei Kronen der Herr Kanzler Baron von Stammer; diesem würde ich den Hergang einfach erzählen, ihm meine Papiere vorweisen und um seinen Schutz bitten. Ich glaube, er würde als ein Rath des Herrn Grafen von Brühl mir wohl Recht verschaffen können."

Bei Erwähnung der Anwesenheit Stammer's hatten die Gräfin und der Graf eine Bewegung des Schreckens gemacht, denn Stammer, Globig und Loß bildeten jenes furchtbare Triumvirat des verabscheuten und dennoch so gefürchteten, allmächtigen Premierministers, der allein in Sachsen herrschte. Eine Berührung mit Stammer in diesem Augenblicke wäre die gewisse Vernichtung aller Pläne gewesen.

„Wohlan denn," sagte die Gräfin. „Ziehen Sie gen Dresden, mein Kind. Es war eine flüchtige Laune von mir. Ihre Stimme sollte mich zuweilen erheitern, in meiner Einsamkeit mich trösten; nein, nein, Sie müssen in einen glänzenderen, größeren Kreis gerathen. Leben Sie wohl, aber nehmen Sie diese Erinnerung. Sie zog aus ihrem Schreibtische ein Fach und wühlte ein wenig darin herum, dann nahm sie eine jener prächtig gearbeiteten Busennadeln hervor, welche in Itellien's Goldschmiedewerkstätten gefertigt wurden. Ein kostbarer, wie ein Schmetterling geformter Stein zitterte auf einer Goldfeder.

„Gnädige Gräfin," sagte Sylvia bestürzt, „es ist zu viel!"

„Gehen Sie, gehen Sie!" sagte die Cosel leise, „dem Verhängnisse entgegen," setzte sie noch leiser hinzu.

Kirsch, dem die Angst den Mund schloß, zog Sylvia hinaus.

„Es sollte sein," sagte die Cosel mit dumpfer Stimme. „Welch eine Verwickelung! wenn Stammer wüßte, daß dieses

Mädchen bestimmt werden soll, seinen Mäcen zu stürzen wenn die Gräfin Moszinska, meine Tochter, die Geliebte jenes Mäcens, jenes Ungeheuers, ahnte, daß Sylvia — ah!" — sie lehnte sich in malerischer Stellung an den Kamin. — „Dieses Alles wird seinen Lauf nehmen; — es ist mit einem Fluche belastet, das Geschlecht, dem ich angehöre."

„Sie sind erregt," sagte der Graf.

„Es muß so sein — natürlicher Verlauf."

„Gnädige Gräfin," rief jetzt der Baron feurig. „Hier meine Hand! ich werde Sylvia, jenen Engel, schützen."

„Greifen Sie nicht in das Getriebe des Verhängnisses, Herr von Klingen," sagte die Gräfin. „Sie stehen in einem feurigen Kreise, und Jeanne von Servigni ist Ihre bestimmte Braut."

Der Baron schlug die Hand vor das Gesicht, und als er wieder aufblickte war die Gräfin verschwunden. Wackerbarth zog ihn hinaus, und bald waren sie in ihrer Reisekalesche auf der Straße nach Dresden. Sie hatten die Komödianten nicht mehr gesehen.

Eine Stunde später verließen diese die Stadt Stolpen. Im Vordertheil des ersten Wagens saßen Kirsch und Sylvia. Die Sängerin blickte nach dem Schlosse empor. Es war ihr, als sehe sie oben am Fenster des Coselthurms die Gräfin — sie lehnte sich aus dem Wagen. Gerade jetzt fuhr eine andere Chaise bei dem Wagen der Schauspieler vorüber, ein Herr lehnte sich ebenfalls weit aus dem Schlage und betrachtete Sylvia. Kirsch grüßte den Reisenden ehrerbietig, Sylvia zog sich mit einem dumpfen Ausruf des Staunens in den Wagen zurück.

„Was ist Dir, Sylvia?" fragte Kirsch. „Erschrecktest Du vor jenem Manne?"

„Ich — glaube es war so."

„Pah!" lachte der Principal. „Es war der Baron von Stammer, ein mächtiger Mann."

„So, so," erwiderte Sylvia, „seltsam, sehr seltsam; aber die Phantasie spielt wunderbare Streiche. Mir war es, als habe ich denselben Mann wieder erblickt, der einst, als ich noch ein Kind war, mit einem reich gekleideten Herrn zu mir kam in die Wohnung meiner Pflegeeltern, und durch seine Augen und den Zwickelbart sich mir so furchtbar nahte."

IV. Vormittagsarbeiten des Grafen Brühl.

So herrlich und als Anziehungspunkt für viele tausend Fremde auch heute noch die Brühl'sche Terasse in Dresden dasteht, sie ist nur noch ein Ueberbleibsel in ihrer heutigen Gestalt gegen den feenhaften und großartigen Aufenthalt des allmächtigen Ministers, gegen den Palast Brühl's, von welchem jene Terasse nur ein Stück bildete. Der Minister hatte seit 1737 diese Prachtbauten, diese Gartenanlagen mit Kiosken, Statuen, Fontainen und Quellen ausführen lassen. Dreizehn Häuser hatte er gekauft, um Raum zu gewinnen. Im Garten lagen das prächtige Belvedere, ein Schauspielhaus und die große berühmte Bildergallerie.

Der Minister stand auf dem Gipfel seines Glanzes und seiner Macht. Es gab in Sachsen keinen König mehr — Brühl war der Monarch. Es gab keinen Staatsdiener mehr, denn sie waren Creaturen Brühl's, es gab keinen Mann mehr, der einem hohen Posten vorzustehen hatte — Brühl war Inhaber aller bedeutenden Stellen. Er verei=

nigte in seiner Person zweiunddreißig Aemter und Würden, er besaß des Königs Vertrauen nicht nur, er besaß dessen Macht und er umgab den Monarchen durch einen fast unzertrennbaren Kreis von Creaturen und Spionen. Ohne Brühl vermochte Niemand dem Könige auch nur ein Wort zu sagen, denn Brühl verließ den Monarchen nie. Die Finanzen des Landes, die inneren Verhältnisse — Alles war zerrüttet, Alles konnte erkauft werden: Recht, Unrecht, Würden, Ehren, Stellungen. Mit den habgierigen Creaturen Brühl's besetzt, waren alle Stellen der Verwaltungszweige nur eben so viele Gelegenheiten für ihre Inhaber, um Geld erpressen zu können. Der Minister, der allein als Besoldung dreiundfünfzigtausend Thaler bezog, hatte schon im Jahre 1749 die Summe von fünf Millionen und achtundfünfzigtausend Thalern aus den Staatskassen unterschlagen. Alles war von Brühl für Geld zu erhalten, und in derselben Weise raubten seine Untergebenen, in derselben Weise blieben, durch die Hände gieriger und treuloser Beamten fließend, die Zahlungen für die wenigen verdienstvollen Männer, für Armen- und öffentliche Anstalten oft Monate lang ausgesetzt. Jede Spionage, jede Treulosigkeit wurde gelohnt, wenn sie nur dem Minister Nutzen brachte. Er selbst stand im Solde Oesterreichs, und ein schwarzes Cabinet setzte ihn in den Stand, jede Verhandlung, selbst die Verbindungen der Privatleute kennen zu lernen. Selten ging ein Brief uneröffnet in's Ausland, der dem Minister wichtig schien.

Mehr als fürstliche Pracht herrschte am Brühl'schen Hofe. Er hielt seine besondere Schauspiel- und Tänzergesellschaft; dreihundert Pferde standen in seinen Ställen, Pagen, Lakaien, Kammerdiener, Stallmeister und Bereiter

bildeten eine vollständige kleine Völkerschaft, und auf seine Tafel kamen täglich sechszehn Gänge.

Alles in Sachsen zitterte vor Brühl. Bei dem geringsten Verdachte, den der Minister wider einen Unglücklichen hegte, konnte dieser gewiß sein, in den Kerker wandern oder der Landesverweisung entgegensehen zu müssen. Der König war nur vorhanden, wenn Brühl ihn agiren lassen wollte: er handelte, entschied und widerrief, je nach dem Brühl ihn dazu veranlaßte.

Es hat wohl in der Geschichte keines Landes eine Gestalt gegeben, welche sich in ihrer unbeschränkten Macht mit Brühl vergleichen ließe. Selbst unter den unbeschränktesten Monarchen findet sich höchstens unter den asiatischen Herrschern einer oder der andere, dessen Allgewalt sich in ähnlicher Weise der Güter und Rechte seiner Untergebenen bemächtigt hätte. Brühl hatte nur noch nicht die Macht erlangt, nach Belieben den Tod über Mißfällige verhängen zu können, sonst vermochte er so ziemlich Alles.

Eine so furchtbare Gewalt mußte den Gegendruck erzeugen. Es hatten sich während der unbegreiflich langen Herrscherzeit Brühl's verschiedene Complotte zu seinem Sturze gebildet; Brühl aber vernichtete sie alle. Er hatte die Königin als Feindin sich gegenüber gehabt, er hatte sie verdrängt. Seine tollsten Wagnisse hatte er durchgesetzt und die Schwächen des Monarchen bis zur Ohnmacht hinabgedrückt.

In der äußeren Politik ebenso durch seine Spione bedient, hatte Brühl besonderen Haß auf eine große Person geworfen: auf Friedrich den Zweiten, König von Preußen. Nach dem Berliner Frieden vom 28. Juli 1742 hatte die Kaiserin Maria Theresia sich Brühl's zu versichern gewußt.

Die erste Bestechung geschah durch Schenkung von Gütern in Böhmen. Brühl hatte ebenso mit Millionen die polnischen Stimminhaber bewogen, ihn zum Indignaten zu erwählen. Sobald der Minister im Solde des Wiener Cabinets stand, war er die Seele, der Mittelpunkt aller Hetzereien, Ränke und Intriguen gegen Preußen. Er versuchte jedes Mittel, um dem Könige von Preußen zu schaden; er bezahlte Spione in Berlin und erkaufte in Westminster und Versailles sich die mächtigsten Verbündeten.

Friedrich der Große hatte indeß zum Unglücke Brühl's oder vielmehr Sachsens, nicht die Maxime: den linken Backen hinzuhalten, wenn man ihm den rechten geschlagen hatte. Er vergalt Gleiches mit Gleichem. Seit geraumer Zeit war der König im Besitz der wichtigsten Verhandlungen und Depeschen. Er hatte vollkommene Einsicht in den Gang der sich gegen ihn spinnenden Intrigue, und er bedurfte nur noch weniger Beweise, um den Schlag zu führen, den er längst beabsichtigte.

In Sachsen selbst lechzte ein großer Theil der Bevölkerung nach Befreiung; die redlichen Männer ballten die Fäuste und knirschten vor Wuth mit den Zähnen, die Verwegensten rotteten sich zusammen, um das Aeußerste zu wagen, die Erbärmlichen krochen weiter vor Brühl, der stets die heiterste Miene zeigte, ohne einen Schatten der Furcht, der Sorge, der Scham oder des Nachdenkens auf seinem immer lächelnden Antlitze.

Die zehnte Morgenstunde hatte soeben geschlagen. In der großen Gallerie des Brühl'schen Palastes war es bereits sehr lebendig. Die Masse von Dienern, Aufwärtern und Pagen würde schon allein die Räume bevölkert haben, allein es waren außerdem noch eine Menge von Bittstellern, sich

meldenden und noblen Müßiggängern vorhanden. Wenn man sich in den Gallerien des Brühl'schen Palais aufhielt und den Minister oder einen seiner Beamten erwartete, so konnte der Harrende nie Langweile empfinden, denn die Pracht, der Luxus und die Schönheit der hier aufgespeicherten Dinge waren so mannichfaltig, daß sie den Beschauer Tage lang hätten beschäftigen können. Mit blendendem Glanze waren die Möbel ausgestattet; die schwerseidenen Vorhänge ließen halb gedämpft das Licht auf die prachtvollen Tapeten fallen, in deren Mittelfeldern die kostbarsten Malereien in Medaillonform prangten. Die herrlichen Plafondgemälde, die kastanienbraunen Oefen und Kamine spiegelten sich in den breiten venetianischen Gläsern, welche schwere, silberne Rahmen einschlossen. An dicken Ketten hingen die Lüstres von den Decken, oder es streckten sich aus breiten Schildplatten die prächtigen Armleuchter hervor. Die schwellenden Teppiche ließen alle Schritte verhallen, die kostbaren Uhren, welche auf reichen Consolen prangten, schlugen in hellen, langsam folgenden Tönen die Stunden, und auf Ecktischen, Gueridons und Spiegeluntersätzen, auf besonderen Etagèren prangten zahlreiche Gruppen jener köstlichen Porzellanfiguren aus Meißens berühmter Fabrik, in ihrer Gesammtheit allein schon einen ungeheuren Werth repräsentirend, und dennoch besaß der Minister außerdem noch einen weit größeren Schatz: sein Porzellanservice! Hierbei befanden sich zehn Tafelaufsätze, von denen jeder auf 30,000 Thaler geschätzt wurde. Alles strotzte im Palaste von Gold und kostbaren Arbeiten, Alles war — das muß eingestanden werden — schön und künstlerisch geschmackvoll, aber es waren alle diese Dinge gefertigt aus dem Schweiße des Volkes, und es hing vielerlei an diesen Wänden, was noch nicht

bezahlt oder vielmehr mit den von Brühl gefertigten Steuerscheinen bezahlt war, welche im Auslande gerade so viel Werth hatten, wie die später von der französischen Republik gefertigten Assignaten.

Die Beschauer und Wartenden in der Gallerie sahen mit sehnsüchtigen Blicken auf die Uhren. Sie freuten sich, als die neunte Stunde schlug, denn nun mußte der Minister bald erscheinen. Punkt neun begab er sich zum Könige, und Brühl hielt diese Zeit auch pünktlich inne.

Mit dem letzten Schlage trat er in die Gallerie. Das Aeußere des „Allmächtigen“ konnte für bildhübsch gelten. Er war ein Mann von mittlerer Körpergröße, aber seine Glieder zeigten die schönsten und wohlgebildetsten Formen; er bewegte sich mit der größten Leichtigkeit und Eleganz, so daß man kaum etwas Vollendeteres sehen konnte. In gleicher Weise einnehmend waren der Ton seiner Stimme und die unübertreffliche Art, sich fließend und gewandt mit jedem in der ihm geläufigen Manier zu unterhalten. Der Minister hatte dafür ein sehr feines Gefühl, und er erkannte bei den ersten Worten, wie er mit dem Fremden sich zu unterhalten habe. Seine Höflichkeit trieb er bis zur Ueberschwänglichkeit, und sie war so groß, daß sie den damit Beehrten auf's Tiefste beschämen und in Verlegenheit setzen mußte. „Wir sind alle Schauspieler und haben nur die Aufgaben, unsre Rollen möglichst gut darzustellen.“ Das war Brühl's Wahlspruch.

Sobald er in die Gallerie getreten war, drängte sich die zunächststehende Menge ihm entgegen. Der Minister hatte für jeden leere, fade, aber äußerst verbindlich klingende Worte. Er reichte hier die Hand, warf dort einen Kußfinger und ließ im Vorbeigehen ein paar Complimente

fallen. Er hatte heute einen rosaseidenen Rock, blauseidene Beinkleider, ebenso gefärbte Weste und grauseidene Schuhe mit großen Brillantschleifen zu seiner Toilette gewählt. Seine Augen fuhren mit der größten Behendigkeit über die Gruppen hin; er kannte gewöhnlich gleich ein ihm fremdes Gesicht aus der Menge heraus und ließ sich dann die ihm unbekannten Personen vorstellen. Fast immer konnte man dann auf seinem Antlitze ein kleines Wölkchen der Sorge schweben sehen; denn selten blieb er frei von Mißtrauen, ehe er sich von der Unschädlichkeit des Neulings überzeugt hatte.

Ein solcher Moment war es, als der Minister von seinen beiden Kammerherren, dem Baron von Gersdorf und dem Herrn von Berlepsch begleitet, sich einem der kostbaren Pfeiler näherte, dessen in eine Console auslaufender Fuß die prachtvollste Gruppe aus Meißner Porzellan trug, welche Daphne's Verwandlung in einen Lorbeerbaum darstellte. Dieser Gruppe zur Seite stand ein junger, in schwarzen Sammet gekleideter Mann.

„Wer ist jener Monsieur dort an der Console?“ fragte Brühl leise Gersdorf, während er noch einem andern Mann zunickte.

„Es ist ein neuer Attaché des Herrn Grafen Maltzahn,“ antwortete der Baron.

„Ah, ein Preuße? Wieder Einer mehr,“ sagte Brühl mit Stirnrunzeln. „Es kommen jetzt alle Augenblicke dergleichen noble Aventuriers her. Ich mag die Preußen nicht sehen; am liebsten ist es mir, wenn ich nur schriftlich mit ihnen verkehren darf — sehr unangehme Leute das; so massiv — wahre Lourdauds.“ Er näherte sich dessenungeachtet dem jungen Manne.

Berlepsch ging einige Schritte voraus, sprach mit dem Bezeichneten und führte ihn endlich zu Brühl. „Excellenz, der Herr Baron von Klingen, Attaché des Gesandten seiner Majestät von Preußen, will sich die Ehre geben, Ihnen vorgestellt zu werden."

Klingen verneigte sich artig vor dem gefürchteten Minister. Brühl reichte ihm schnell die Hand, sein Gesicht verzog sich zu dem süßesten Lächeln. „Mein theurer Baron," rief er mit lauter Stimme, „ich bin charmé, Sie hier in Dresden zu sehen. Als getreuer Diener meines Königs, recognoscire ich stets die Leute und Herren, welche in unsre Nähe kommen sollen, und da hat mir denn die Fama äußerst Günstiges von Ihnen berichtet."

„Ich wagte nicht zu denken, daß mein Name Eurer Excellenz bekannt sein dürfte," sagte Klingen.

„Ah, bah," rief Brühl, „Sie irren, habe meine kleinen espionages — allerdings — meine listes de conduite — ha! ha! ha! je connais tous — gewiß! Und dann, wenn Jemand aus Preußen kommt, aus dem Lande, in welchem ein Friedrich herrscht, ein Freund der Musen, ein Staatsmann, Dichter, ein Genie ersten Ranges. Ah, mein lieber Baron, Sie können gar nicht glauben, wie sehr aufmerksam ich alles betrachte, was aus Preußen kommt, aus diesem Staate, der sich mit einer ganz unglaublichen Rapidité aufschwingt. Interessante Leute, interessante Leute die Preußen — eh bien, ich hoffe Sie bald in meinen kleinen anspruchslosen cercles zu begrüßen — mich Ihrem trefflichen Chef empfehlen — Adieu für heut — nehme Vorstellung als geschehen an — keine façons weiter, bin ein Freund von schlichten und geraden Leuten — Adieu! Adieu!" Er ging

schnell weiter, um einigen der Nahestehenden ähnliche Worte zu sagen und Bittschriften entgegenzunehmen.

Robert von Klingen war durch den Schwall der Reden, welche Brühl ihm entgegenwarf, so betäubt, daß er sich erst ein wenig sammelte, als der Minister vorüber war. Da dieser jedoch die Vorstellung des neuen Attachés als vollendete Thatsache ansah, so glaubte der Baron seine Pflicht gethan zu haben. Es blieb ihm nur noch Eines zu thun: er mußte in das Palais des Königs, um sich auch dort vorzustellen. Der Baron hatte jedoch bereits gehört, daß der Monarch Niemandem eine Audienz gewähre, wenn Brühl nicht zugegen sein konnte, und er verzichtete deshalb schon von Hause aus darauf und wollte sich nur damit begnügen, seinen Namen in das ausliegende Meldebuch zu schreiben. Er ging in das königliche Schloß.

Auch hier erwartete eine große Menschenmenge den Minister. Er allein hatte den ersten Zutritt beim Könige, und er allein konnte bestimmen, welche Vorträge heute seiner Majestät gehalten werden sollten. Erst wenn Brühl eine Zeit lang beim Könige gewesen war, dann erst öffneten sich die Thüren, der Monarch empfing einige der Audienzsuchenden, fertigte militärische Angelegenheiten ab, gab die Parolen und dergleichen mehr. Robert von Klingen fand daher bei seiner Ankunft viele dieser Gruppen in sehr schlechter Laune, sie standen bereits seit langer Zeit hier müßig. Namentlich waren viele Officiere verschiedenen Ranges in ganz böser Stimmung; Klingen forderte von dem Huissier das Buch und trug seinen Namen ein. Er blickte während dessen auf die Versammelten, und es entging ihm nicht, daß die meisten, im Gegensatze zu den im Brühl'schen Palais Harrenden, flüsternd, mit finsterer Miene und oft

drohender Geberde sich unterhielten. Der Baron zog sich in eine der Seitennischen zurück, die mit kleinen Canapés von zwar sauberer, gegen die Brühl'schen Möbel jedoch fast ärmlicher Arbeit versehen waren. Er konnte von hier aus den Eintritt Brühl's und die Wirkung beobachten, welche der Minister in seiner Erscheinung auf alle diese Leute machte.

Sobald der verhaßte Mann in den Vorsaal trat, stellte sich Alles in Ordnung; aber diesen Bewegungen konnte man den Zwang ansehen, die Gesichter der alten Officiere lagen in ernsten und düstern Falten, die Jüngeren aber bissen ihre Zähne aufeinander, und ihre Hände umklammerten die Griffe der Palasche oder der Degen. Man sah ihnen die Gewalt an, welche sich Alle auferlegten, um den gerechten Zorn hinunterzuwürgen, den sie beim Anblicke des Ministers empfanden. Brühl hatte scheinbar gar keine Notiz von dem Mißbehagen genommen, welches er einflößte. Er benahm sich jedoch diesen Männern gegenüber anders, als es bei seinen Leuten im eignen Palaste geschehen war. Sein Gruß war allerdings freundlich, allein die halbgeschlossenen Augen, die boshaft lächelnden Lippen und die halbe Wendung, welche sein Kopf machte, als er durch die Reihen der Officiere ging, mußten Jedem beweisen, daß er den Versammelten seine Gewalt fühlbar machen wollte.

„Herr von Zedtwitz," rief er dem dienstthuenden Kammerherrn entgegen. „Melden Sie Seiner Majestät, daß ich bereit bin, höchstdero Befehle entgegenzunehmen."

In diesem Augenblicke trat ein hoher Officier zu dem Kammerherrn.

„Herr von Zedtwitz," sagte er gelassen, „melden Sie Seiner Majestät, daß der Oberst von Wilster hier ist, um

den Rapport über die gestern stattgehabte Uebung der Chevauxlegers Seiner Majestät abzustatten, und daß derselbe schon anderthalb Stunden wartete. Vielleicht komme ich vor dem Herrn Minister in das Cabinet."

Zedtwitz stand wie mit Purpur übergossen da. Er wagte dem Obersten nicht eine abschlägige Antwort zu geben — er wagte noch weit weniger, dem Minister vorzugreifen.

„Mein Herr Oberst," begann Brühl, sich artig verbeugend, „Sie scheinen unwillig des langen Wartens wegen. Was hindert Sie, früher einzutreten?"

„Ihre langsame Abfertigung drüben in dem Palais, Herr Minister," sagte Wilster barsch. „Ich wartete, bis Sie kamen, denn sonst kriegt man ja Seine Majestät doch nicht zu sprechen."

Brühl erbebte leicht. „Sie beurtheilen meinen Einfluß zu vortheilhaft," sagte er; „aber ich bin in der That untröstlich, daß Sie, meine Herren, so lange warten mußten; gewiß, sie haben vollkommen Recht: es ist nicht in der Ordnung, so wackre Männer nutzlos antichambriren zu lassen, ich werde Sie gleich zufriedenstellen." Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt er in das Cabinet des Königs, blieb kaum fünf Minuten darin, erschien wieder vor der Thür und rief mit dem brüsken Tone eines recht groben Huissiers: „Seine Majestät der König erlassen sämmtlichen Herren den Rapport oder alle sonstigen Meldungen. Sie wollen ungestört bei Ihren Arbeiten bleiben und wünschen Ihnen einen guten Morgen." Damit ging er wieder hinein und schlug die Thür zu.

Der Unmuth der hier Versammelten hielt sich nun nicht länger zurück. Laut und heftig wurde dieses brutale Benehmen des Ministers kritisirt, unwillkürlich stießen die

Officiere ihre Degen auf den Boden des Saales, die drohenden Reden erschallten unbekümmert, von den Erregten ausgestoßen, wenngleich in den Winkeln und Ecken genug von den Hörern Brühl's sichtbar waren. „Es ist kein Heil mehr, als durch offene Gewalt zu erringen,“ rief ein junger Baron von Froben. „Wir müssen ihm an den Hals,“ setzte der cholerische Watzdorff hinzu. „Sollte man nicht wünschen, der Feind überwältige uns?“ zürnte Wilster. „Wenn es wahr ist, daß sich etwas vorbereitet, dann möchte ich, die Preußen kämen her und — —“. „St!“ warnte in diesem Augenblicke ein junger Rittmeister, „sehen Sie nicht, daß seine Creaturen, daß Fremde hier sind? Wer ist jener Mann dort in der Nische?“

Auf diese Bemerkung trat der Oberst an den Tisch, sah in das Meldebuch, und nachdem er den Namen des Fremden gelesen, kam er schnell auf diesen zu. „Mein Herr,“ rief er lachend, „ich freue mich, Sie persönlich kennen zu lernen; denn brieflich kennen wir uns lange schon. Ich wünsche freilich, unsere Bekanntschaft hätten wir unter angenehmern Verhältnissen gemacht; allein, mein lieber Baron von Klingen, die Dinge liegen einmal so, und da wir Verwandte, nahe Verwandte sein werden —“

„Herr Rittmeister,“ sagte der Baron zögernd, „ich weiß nicht — —“

„Oho, Sie sollen es gleich wissen. Ich stelle mich Ihnen als Ihren Schwager vor. Ich bin der Rittmeister von Seiner Majestät Kürassieren, Anton von Servigni, der Bruder Ihrer bestimmten Braut Jeanne, — hier meine Hand.“

Der Baron hatte eine Empfindung, als erwache er aus einem Traume. Die vielen Ereignisse um ihn her

ließen ihn seine Privatangelegenheiten ganz vergessen; jetzt mit einem Schlage stand Alles lebhaft wieder vor ihm — seine Pflichten, seine Neigung.

„Sylvia,“ flüsterte er leise, dem Rittmeister die Hand reichend.

„Auf gute Freundschaft,“ sagte der Rittmeister. „Habt Ihr das Ungethüm gesehen? gesehen, wie es mit uns verfährt? ist der Bursche nicht reif? oh, wir werden ihn schon zu Falle bringen. Wackerbarth hat Euch gewonnen; wir wissen Alles.“

„Ich wollte morgen erst Ihrer Familie meine Aufwartung machen,“ sagte Klingen zögernd; „dann sind meine Meldungen beendet.“

„Gut denn. Sie können es halten, wie Sie wollen; aber jetzt lasse ich Sie noch nicht los. Kommen Sie, ich muß Ihnen von unsern Plänen erzählen.“ Er nahm den Baron unter den Arm und zog ihn hinaus.

Als Brühl in des Königs Zimmer trat, fand er den Monarchen beschäftigt, die Reste seines Frühstücks zu verzehren. Brühl bot ehrerbietig einen guten Morgen, und der Fürst aß mit gnädigem Kopfnicken sein Brödchen. Dann nahm er von einem polirten, mit Elfenbein gezierten Gestelle eine gestopfte Tabakspfeife, setzte sie in Brand, und während er den Fidibus ausklopfte sagte er lakonisch: „Nun, Brühl, was giebt's Neues?“

„Nicht viel Majestät,“ entgegnete der Minister; „Alles in guter Ordnung wie immer, alle Geschäfte vortrefflich, alle Leute zufrieden.“

„Es freut mich,“ sagte der gute, aber schwache Herr. Nun trat eine lange Pause ein. Der König hatte seinem

Minister etwas vorzulegen. „Brühl — habe ich Geld?“ fragte der König.

„Immer, Majestät.“ Es war eine Hauptmaxime Brühl's, seinem Herrn stets gefüllte Taschen zu offeriren; woher das Geld kam, galt ihm gleich.

„So, so; nun dann, dann wollen wir einmal etwas Besondres thun.“

Brühl horchte auf, denn es geschah selten, daß der König einen Plan für eigne Rechnung entwarf.

„Ich war gestern Abend doch in der Soirée bei meiner Schwiegertochter.“

„Ich weiß es,“ sagte Brühl aufhorchend, denn die Schwiegertochter des Königs gehörte nicht zu seinen Freundinnen.

„Dort — dort gerade als Ihr fort waret — es war beim Tarockspiel, dort bat mich Maria Antonie um eine Gnade.“

Maria Antonie war des Königs Schwiegertochter, die Gattin des präsumtiven Thronerben, des gelähmten Friedrich Christian.

„Verdammt,“ murmelte Brühl, „ich darf ihn doch eigentlich nie allein lassen. Und worin soll diese Gnade bestehen?“ sagte er laut.

„Der Dieskau hat einen berühmten Principal engagirt, den kleinen Kirsch, einen Menschen, der viel gute Komödie spielen soll, besonders den Arlechino. Es soll aber bei dieser Truppe eine ganz besonders gute und schöne Sängerin und Komödiantin sein, so daß sie in Prag ganz versessen waren. Nun hat der Dieskau dem Kirsch Hoffnung gemacht, er solle, wenn er die Sängerin hier nach Dresden bringe, im großen Opernttheater mit seiner Truppe agiren

dürfen. Solches ist geschehen, ohne mich zu fragen, und nun will der Moretti, der im neuen Hoftheater seine Vorstellungen giebt, Einspruch wider dieses Auftreten erheben. Dieskau hat sich nun an die Kurprinzessin gewendet, mich zu bitten, und da alle Welt von der Sängerin entzückt sein soll, so will ich — will ich dem Moretti ein Stück Geld geben, daß er keinen Spectakel macht — wenn Ihr meint, Brühl?"

Dem Minister ward sofort leichter um's Herz. Es war also keine gefahrbringende Sache, welche seine Feinde vom Könige verlangt hatten, die Bewilligung einer Vorstellung für Schauspieler schien durchaus unverfänglich. Brühl rechnete aber sofort noch weiter. Er hatte seit Jahren die Neigung des Königs zu der Sängerin Faustina, der Gattin des Kapellmeisters Hasse gefördert und unterstützt, hatte die Zusammenkünfte veranstaltet und war schon einmal in Gefahr gewesen, durch diese Faustina, deren sich seine Gegner bedient hatten, in heftige Collision mit dem Könige zu gerathen. Der Leser erinnert sich, daß die Gräfin Cosel auf diesen Vorfall bei ihrer Unterredung mit dem Baron von Klingen und Wackerbarth anspielte. Bei der großen Vorliebe des Königs für das Theater war es kein allzu unsicherer Weg, die etwaigen Anklagen gegen den Minister durch die Hände einer Sängerin gehen zu lassen. Brühl hatte überdies erfahren, daß die Faustina, durch seine Feinde erkauft, dem Könige das Bittgesuch eines Mannes vorgetragen habe, der über Brühl's schlechte Wirthschaft Aufschlüsse geben wolle. Nur durch eine geschickte Intrigue verdarb der Minister seinen Feinden das Spiel. Er hatte vergebens die Faustina zu stürzen gesucht. Der König hielt viel auf diese Person. Brühl erkaufte sie daher, aber er

wartete nur des Augenblicks, sich ihrer zu entledigen. Dieser Moment schien ihm gekommen. Der König sprach neugierig von der Schönheit der fremden Sängerin, er bezeigte große Lust, sie kennen zu lernen, und da Brühl, der jeden Lakaien bezahlte, wenn er durch denselben den geringsten Vortheil erhaschen konnte, schnell überlegte, daß er die fremde Sängerin möglicher Weise für seine Zwecke gewinnen könne, gab er, hocherfreut sich stellend, dem Könige seinen Beifall zu erkennen. „Gewiß, es ist prächtig, diese Idee Eurer Majestät," rief er. „Ich freue mich, daß Ihnen eine neue Zerstreuung geboten wird. Lassen Sie mich nur den Ueberbringer dieser fürstlichen Gnade an die Schauspielergesellschaft des Kirsch sein."

Brühl mußte sich die ersten Angriffe oder Unterhandlungen, je nach dem er es brauchte, sichern. Der König war sichtlich erfreut, seinen höchsten Günstling gut gelaunt zu finden, und von seiner Seite her keinen Widerspruch zu erfahren. „Gewiß, Brühl," sagte er, „sollt Ihr selbst der Ueberbringer sein, und macht die Sache gleich ab, damit wir die Sängerin und die übrige Gesellschaft recht bald hören und sehen können."

Brühl brach die Unterredung schnell ab, notirte scheinbar geschäftlich die Sache, dann kramte er in seinem Portefeuille.

„Geschäfte?" fragte der König mit einer ziemlich finsteren Miene.

„Ach, eigentlich nicht, Majestät; mehr eine Art von Geschwätz, eine kleine Benachrichtigung ohne allen weiteren Werth; aber ich möchte sie Euer Majestät doch nicht vorenthalten."

„Nun?"

„Sie wissen, ich handle nie, ohne vorher mit Euer Majestät zu sprechen."

Diese unverschämte Schmeichelei verfehlte ihre Wirkung nicht, der König sagte: „Ich weiß es wohl, aber ich befehle, zu sagen, was es giebt — mit der Benachrichtigung da."

„Nun, man hat mir mitgetheilt, daß die alte Dame auf dem Schlosse Stolpen seit einiger Zeit wieder Mouvements machen soll. Nach bestimmten Aussagen will man sie hier in Dresden gesehen haben."

„Die Gräfin Cosel?"

„Dieselbe. Ich zweifle nicht daran, daß sie ihre Intriguen wieder beginnt. Meine Freundin, Euer Majestät Halbschwester, die edle Gräfin Moszinska, hat schon einmal die Zumuthungen dieser alten, vielleicht sehr wackren Dame energisch von der Hand gewiesen, aber es scheint, als knüpfe sie hier Verbindungen an; denn sie hat verschiedene Besuche gemacht bei Leuten, die ehemals mit ihr liirt waren." Brühl manövrirte geschickt. Er wollte durch diese Mittheilung nur erfahren, ob im Cirkel der Kurprinzessin etwa Anspielungen auf eine Verbindung mit der Gräfin gemacht worden seien.

„Die alte Dame sollte lieber an ihr Ende denken," sagte der König heftig. „Sie soll ja, wie Ihr mir neulich erzählt habt, theologische Studien machen?"

„Vielleicht zum Scheine. Es könnte nicht schaden, wenn Majestät einmal ein Handbillet auf das Schloß Stolpen sendeten, welches der Gräfin recht vollkommne Ruhe anempfehlen dürfte."

„Das kann geschehen; setzt mir ein solches auf, und ich werde unterschreiben."

Das hatte Brühl gewollt. Er war von seinen Spionen unterrichtet, daß die Cosel sich mit gewissen Personen in Verbindung setze; aber der König, der die Gräfin als die ehemalige, seinem verstorbenen Vater besonders werthe Geliebte in den Augen der Mitwelt nicht compromittiren wollte, der auf der andern Seite die Tochter der Cosel und seines Vaters, die Moszinska bei Hofe erscheinen ließ, sie mit allen Ehren umgab, der König war schwer zu bewegen, Maßregeln gegen die Cosel zu ergreifen. Der Monarch schwieg nun wieder; er hatte, seiner Ansicht nach, schon genug gesprochen, aber der Minister, der jede Bewegung seines Gebieters genau kannte, merkte ihm sehr wohl an, daß noch etwas im Hinterhalt liege; denn der König stieß sehr kurze und schnell aufeinander folgende Tabakswölkchen aus der Pfeife.

„Da wäre noch etwas, über welches wohl zu reden nothwendig sein dürfte," sagte der König.

„Majestät befehlen?"

„Die Allianceaffaire mit Oesterreich, Rußland und Frankreich, wie steht sie?"

Brühl vermochte sein Erstaunen nicht zu verhehlen. Der König sprach von Geschäften, er, dessen Verstand und gute Ansichten ihn allerdings vollkommen dazu berechtigten; der aber gegen alle Geschäfte eine so entschiedene Abneigung hegte, daß er am liebsten schnell davon abbrach. — Was ging hier vor? Brühl beschloß zu sondiren. „Ich werde die Räthe Loß und Globig hereinrufen," sagte er, „Majestät mögen in ihrer Gegenwart über so wichtige Dinge conferiren."

Der König nickte. Brühl ging hinaus und kehrte mit Loß und Globig zurück. „Meine Herren," begann der

König, „ich wünsche zu wissen, wie heut die Angelegenheit mit Wien, Petersburg und Versailles steht.“

„Majestät sind bis zum letzten Montage, also bis zum letzten Depeschentage, genau von der Sachlage unterrichtet. Wir näheren uns dem Abschlusse des Bündnisses mit den drei Mächten. Die für Euer Majestät Einblick in die Sache nothwendigen Actenstücke werden noch Ende dieser Woche in unsern Händen sein. Graf Vitzthum hat in Paris seine Schuldigkeit gethan. Loß hat die ganze Correspondence geführt, und er kann Euer Majestät Bescheid geben.“

„Ich darf versichern, daß Alles im besten Gange ist, und habe die Depeschen für Majestät mitgebracht,“ sagte Loß, ein umfangreiches Papier hervorziehend.

„Ich glaube es vollkommen,“ rief der König abwehrend. „Lassen Sie nur stecken, mich interessiren die Facta.“

„Es wird in Paris sehr übel vermerkt, daß Preußen mit England, wie man heute bestimmt erfahren hat, einen Alliancetractat in Westminster unterzeichnet hat.“

„Also doch,“ sagte der König, seine Pfeife fortlegend.

„Es ist bestimmt so,“ fuhr Brühl fort; „hier eine Nachricht aus Berlin, welche die Unterredung des Herzogs von Nivernois, als des außerordentlichen Botschafters, mit dem Könige von Preußen meldet. Majestät sehen, daß wir gut unterrichtet sind.“

Der König lächelte eigenthümlich.

„Ich scheue im Dienste des Staats kein Mittel,“ fuhr Brühl fort. „Ich weiß, daß ich gehaßt und verfolgt deshalb werde; aber es ist unter diesen Umständen dringend nothwendig, also zu handeln, und so habe ich denn eine geheime Expedition gegründet, an deren Spitze der Amtsrath Liep=

mann, einer meiner besten Beamten, steht. Diese Expedition hat die Aufgabe, sämmtliche Briefe, welche nach Preußen gehen, auch die Depeschen der Gesandtschaft, zu öffnen; Majestät können also wohl glauben, daß ich genau au fait bin."

Der König blickte den Minister und die Räthe betroffen an; so wenig er ein Freund des Königs von Preußen war, schien ihm diese Art, hinter Geheimnisse zu kommen, doch nicht recht zu behagen.

„Aber," sagte er, „der preußische Gesandte wird vorsichtig genug sein, Depeschen von Wichtigkeit nicht direct durch unser Postamt befördern zu lassen."

„Gewiß nicht, Majestät. Diese Depeschen werden durch Couriere an den Postmeister von Großenhain befördert, sobald sie nach Berlin gehen; kommen sie von Berlin nach Dresden, so werden sie durch den Postmeister mittels Staffetten an die preußische Gesandtschaft befördert, dadurch gerathen sie aber immer vorher und nachher in meine Hände; denn der Postmeister in Großenhain liefert sie für gute Bezahlung jedes Mal zum Copiren aus, ehe er sie weiter sendet."

Der König wurde sehr ernst; der Charakter eines Beamten, welcher das Vertrauen zweier Parteien täuschte, mochte ihm trübe Bilder der inneren Staatsverhältnisse vor Augen führen. Er ging indessen zu seinem Schreibtische und nahm unter einem Briefbeschwerer ein Zettelchen hervor. „Sie glauben," sagte er zu Brühl, „trefflich bedient zu werden — Sie meinen auf ganz geschickte Weise zu operiren? möglich; aber ich kann Ihnen sagen, daß unsere Gegner in Preußen nicht minder thätig sind und Repressalien üben. Diesen Zettel fand ich gestern Abend

beim Souper der Kurprinzessin unter meinem Teller.“ Er reichte Brühl den Zettel. Der Minister ergriff ihn hastig und las: „Euer Majestät werden durch einen Freund in Kenntniß gesetzt, daß im geheimen Cabinet Dresdens ein oder mehrere Verräther thätig sind, dem Könige von Preußen die wichtigsten, auf die Alliance der vier Mächte bezüglichen Depeschen auszuliefern, oder, was dasselbe sagt, genannte wichtige Depeschen sorgsam, sowie alle Protokolle zu copiren. Die Uebersendung der Depeschen oder Actenstücke an das Berliner Cabinet erfolgt durch Personen, welche unter der Maske schlichter Reisender nach Dresden kommen und dort von der preußischen Gesandtschaft ausgewählt, mit nöthigen Instructiones versehen und an die Grenze befördert werden. Providentia mater est sapientiae.“

Brühl war von Schrecken erfüllt, als er diese Warnung las. Es war nicht das erste Mal, daß ihm geheime und offne Winke zukamen; dennoch nahm er als gewandter Hofmann die Miene der größten Sorglosigkeit an. „Es ist schon einige Male geschehen,“ sagte er, dem Könige den Zettel reichend, „daß mir ähnliche Winke zu Theil wurden. Bereits im December vergangenen Jahres schrieb mir Graf Flemming aus Wien, daß Seine Majestät der Kaiser Franz ihm Eröffnungen gemacht habe, wie Hochdieselben aus Berlin erfahren haben wollten, daß daselbst die wichtigsten Actenstücke des Dresdener Cabinets durch Verrath eines sächsischen Beamten bekannt seien. Ich habe darauf genaue Forschungen angestellt, aber nicht das Geringste gefunden, was meinen Verdacht hätte bestätigen können. Majestät dürfen unbesorgt sein.“

„Ihr glaubt also, daß König Friedrich von Preußen

keine Ahnung von der Coalition habe, welche gegen ihn unternommen wird?“

„Das wäre sorglos, Majestät. Der König traut dem Frieden wohl nicht, das beweisen seine Nachforschungen, seine Unterhandlungen; aber ich behaupte mit der größten Bestimmtheit, daß der König von Preußen keine Ahnung von der Nähe des Ungewitters hat, welches sich über seinem Haupte zusammenzieht, daß er keinen Plan entworfen hat, der ihn bei ausbrechender Gefahr durch ein Bündniß mit dieser oder jener Macht sichern könnte. Es ist eben eine unbegreifliche Nonchalance, die sich nur durch die Selbstschätzung erklären läßt, welche der preußische König seiner Person nach den Erfolgen der vergangenen Kriege angedeihen läßt. Desto schlimmer wird für Seine Majestät das Erwachen aus diesem Traume sein, der ihm vollkommene Sicherheit vorspiegelt. Er glaubt, man habe vor seinen Waffen einen so ungeheuren Respect, daß Niemand in Europa ihn anzutasten wagen werde. In dieser angenehmen Hoffnung spielt er seine Flötenconcerte, schreibt Oden und französische bouts rimés, correspondirt mit Voltaire und d'Alembert und läßt sich vorläufig mit Politik gar nicht ein. Das Einzige sind eben die Nachrichten über den Stand der Dinge, welche ihn interessiren, und wir sorgen dafür, daß nichts nach Berlin gelange, was dort nicht gelesen werden soll.“

„Ihr haltet also diese Nachricht für erfunden?“

„Vollständig,“ sagte Brühl. „Es ist nur eine jener bekannten Machinationen gegen mich, welche Euer Majestät glauben machen sollen, ich sei ein Faquin, der sich nicht um wichtigere Dinge kümmere. Freilich kann der anonyme Schreiber dieses Zettels nicht wissen, wie tief ich in der

Politik bewandert, wie sehr ich bemüht bin, im Interesse meines gnädigen Herrn zu wirken, und wie weit unsere Verhandlungen gediehen sind. Freilich wird es einiges Staunen geben, wenn unsere dreißig tausend Mann Sachsen, plötzlich gerüstet und kampfbereit, mit den österreichischen und russischen Truppen vereint, in die preußischen Staaten fallen, und wenn vom Rheine her die Armeen Frankreichs ihren Marsch gegen Preußen nehmen."

„Es wird eine schlimme Zeit werden!" seufzte der König.

„Majestät, keinen Pardon!" sagte Brühl kurz. „Dieses Preußen muß auf den Standpunkt zurückgeführt werden, den es einzig und allein in Deutschland einnehmen kann und darf: auf ein brandenburgisches Kurfürstenthum, dem man — die Sache ist nun einmal geschehen — den Titel Königreich lassen kann. Ich weiß, daß ich selbst hier im Ministerrathe viele Gegner habe, welche mir entschieden abrathen, in das Bündniß gegen Preußen zu treten. — Majestät haben freilich darüber zu entscheiden, doch ich bleibe fest dabei: Friedrich der Zweite muß angegriffen und dabei zugleich über den Haufen gerannt werden, sonst haben wir einen gekrönten Herrn, ein Reich — eine Regierung in Deutschland, welche binnen so und so vieler Zeit dem Kaiser und allen übrigen Fürsten Vorschriften machen — sie zwingen kann, nach der Pfeife Preußens zu tanzen."

„Das dürfen wir nie zugeben!" rief der König ärgerlich, dessen empfindlichste Seite berührt war; „die Gegner im Ministerrathe müssen wir besiegen."

„Ja, Herr Graf Wackerbarth ist schwer zu bestimmen. Es rinnt so halb preußisches Blut in seinen Adern. Sein Herr Vater war eben ein preußischer Prinz."

„Wackerbarth — hm! — Es würde gut sein, mit ihm zu

reden. Ja, ja, er ist der Freund meines Sohnes, des Thronerben — das sind neue Principien. Alles schwärmt ja für Friedrich den Zweiten — hm — das muß ich sagen. Es ist ein seltsamer, ganz absonderlicher Mann, dieser König von Preußen. Ich sehe ihn noch vor mir hier in Dresden beim ersten Coup, ihn und seinen Bruder Heinrich. Sie hatten Beide die Karte vor mir ausgebreitet und besprachen die Manöver für den böhmischen Feldzug. Ich muß sagen: es war mir nachher leid, daß ich nicht dem Könige recht genau zugehört hatte; ich möchte in der That genauer über die taktischen Bewegungen unterrichtet sein, wenn es wieder vorwärts geht. Ich wünschte zum Beispiel heut noch den General Dyherrn zu sprechen, die Rapporte Wilster's zu hören."

Brühl ward sehr verstimmt; denn der König durfte sich durchaus nicht um die Geschäfte kümmern, wenn der Minister allein herrschen wollte, und jetzt, in diesem Augenblicke, nahm die Erinnerung an Friedrich den Zweiten den König so gefangen, daß er schwache Versuche machte, sich eine Thätigkeit zu verschaffen — das war gefährlich. Brühl schob mit großer Gelassenheit die Papiere in sein Portefeuille und sagte: „Majestät werden mir darüber die Weisung zugehen lassen. Für heute sind wir hier wohl entlassen."

„Ja wohl, Brühl."

Der Minister aber wollte das Zimmer des Königs nicht räumen, ohne noch einen Versuch, eine Forschung zu wagen, welche ihn überzeugen sollte, ob der König wirklich den ernsten Willen hege, den Geschäften näher zu treten, oder ob dieses Ganze nur ein plötzliches Aufflackern gewesen sei. „General von Dyherrn wird erst übermorgen von Meißen

zurückkehren," sagte er; „wenn Majestät ihn Abends sprechen wollen, was wohl die beste Zeit für solche wichtige Unterredung sein dürfte, so werde ich ihn in Euer Majestät Namen hieherbefehlen — es würde alsdann — nun ja, freilich, das hat Zeit, diese Sache kann ja noch verschoben werden."

„Welche Sache kann noch verschoben werden?" fragte der König.

„Es war meine Absicht," sagte Brühl gleichgiltig, „übermorgen Abend im Operntheater jene neue Sängerin zum ersten Male vor dem Hofe debütiren zu lassen, von welcher Majestät vorhin sprachen, die nach Ihrem Befehle durch eine Summe Geldes von Moretti's Ansprüchen befreit werden soll. Ich dachte, es werde eine passende Gelegenheit sein, den Namenstag Seiner Hoheit des Prinzen Albert dadurch zu feiern, aber wenn Dyherrn zu einer so wichtigen Unterredung kommen soll, dann freilich geben wir die Sache auf."

„Oh, diese Unterredung mit Dyherrn hat keine Eile," rief der König, dem sein Wunsch, die neue Sängerin zu hören, so schnell durch den Minister erfüllt ward. „Ich wollte nur darüber gelegentlich etwas vernehmen — ah, das ist allerliebst, eine neue Aufführung am Namenstage, sehr gut. Ich hoffe aber auch, daß es bestimmt dabei bleibe; mir würde eine Aenderung höchst unlieb sein. Also die neuen Komödianten werden bestimmt am Mittwoch auftreten. Einladungen sind auszufertigen, Brühl, um die Sache recht noble zu machen." —

„Wie aber heißt die neue Sängerin, welche der Principal Kirsch vorführen will. Ich bin zwar nicht der chef

des plaisirs," setzte er lachend hinzu; „aber ich will mich doch mit Dieskau in Verbindung setzen."

„Ihr Name," antwortete der König, „ist Sylvia."

„Gut denn, Majestät — Alles wird geordnet."

„Adieu, Brühl," sagte der Monarch, ihm die Hand reichend, „adieu, Loß, Globig."

Die Herren verließen das Cabinet. „Ich wußte ja, daß nichts Ernstes dahinter stecke," kicherte Brühl.

„Fürchten Excellenz nicht," flüsterte Globig leise, „daß es mit jener Verrätherei aus dem Archive doch ein wenig richtig sein möchte? sollte der König von Preußen nicht einen Wink erhalten?"

„Ridicüle, mein Bester!" sagte der Minister lachend; „wir werden dieses Mal die Herren in Berlin recht bald und unvermuthet mit unserem Besuche beehren. Der König von Preußen hat keinen soupçon, wenn wir nur schnell hier die Einwilligung der Räthe zum Bündnisse erhalten. Aber Wackerbarth — oh, glauben Sie mir, von ihm kommt jener Zettel — Rancune gegen mich, weiter nichts — Pardon, da ist meine Sänfte."

Die prachtvolle Sänfte, welche den Minister am Eingange des Schlosses erwartete, brachte ihn auf dem kürzesten Wege zum Wilsdruffer Thore. Hier auf dem Walle besaß der Minister einen prachtvollen Garten, in welchem eine kostbare Rotunde zu Ehren der Sängerin Albuzzi erbaut war. Signora Albuzzi war die erklärte Geliebte des Ministers, neben derselben machte noch die Sängerin Dennert der Gattin des Ministers das Herz ihres Mannes streitig. Signora Albuzzi wohnte um diese Zeit dicht neben dem Garten des Ministers, und es war deshalb die Vereinigung Beider sehr leicht. Die Rotunde ward zum Rendezvous-

Platze bestimmt; wenn der Minister jedoch auf längere Zeit seinen Besuch der Signora Albuzzi schenken wollte, so ließ er sich auch ganz ohne Scheu in ihre Wohnung tragen. An diesem Tage war es dem Minister um eine längere Unterredung zu thun. Er gab Befehl, ihn durch den Garten an das Haus der Albuzzi zu tragen; aber der Läufer der voraus gesendet wurde, um seine Ankunft zu melden, kam mit der Nachricht zurück, daß Signora soeben ausgegangen sei, und zwar zur Frau Gräfin Moszinska.

Brühl zweifelte nicht, daß ein ganz besonderer Grund dafür vorhanden sein müsse; denn die Gräfin wurde immer in sehr wichtigen Fällen aufgesucht, da sie für die vertrauteste Freundin des Ministers galt, und es war eine treffliche Eigenschaft aller, mit der Neigung des Ministers beglückten Damen, daß sie unter sich in bestem Vernehmen standen und ohne Eifersucht die Huldigungen ihres hohen Galans entgegennahmen. Da Brühl also keine Gardinenscenen zu fürchten hatte, befahl er, ihn sofort zur Gräfin Moszinska zu tragen.

Der prächtige Palast der Gräfin war bald erreicht, da Brühl seine Träger zur Schnelligkeit anfeuerte. Er stieg eilends aus der Sänfte und rannte die Treppe hinauf, stürmte durch das Vorzimmer, wo die Bedienten erschreckt zur Seite sprangen, und gelangte in den Salon der Gräfin. Hier fand er nicht nur zwei — sondern drei Damen: Die Gräfin Moszinska, Signora Albuzzi und Fräulein Dennert, die deutsche Sängerin. Letztere lief, wie ein Eichhörnchen im Drathkäfige, auf und nieder in dem Zimmer und schlug dabei mit ihrem Fächer gegen alle Möbel, welche in ihrem Bereiche waren.

Die Moszinska schien sich trefflich zu amüsiren. Sie

lachte ganz laut und am hellsten, boshaftesten, als der Graf und Minister Brühl, mit erstaunten Blicken in's Gemach tretend, diese Gruppe betrachtete. „Mon Dieu, was giebt es denn hier? weshalb eine Damenconferenz bei Ihnen, meine Theure?“ rief der Minister.

Albuzzi und Dennert wollten zugleich sprechen, zugleich auf die Person Brühl's losgehen, aber die Moszinska gebot Ruhe. „Taisez-vous donc, Mesdames!“ rief sie; „ich werde mit unserm Gönner Alles besprechen. Nummer Eins: Ist es wahr, daß seit einigen Tagen hier in Dresden fremd angekommene und in der Wilsdruffer Gasse wohnende Komödianten, unter der Leitung des bekannten Kirsch stehend, Aussicht haben, auf dem kurfürstlich-königlichen Theater zu spielen?“

„Ja, das ist wahr,“ sagte Brühl. „Aha, das ist die Ursache der Aufregung?“ Brühl begriff sofort, um was es sich handelte.

„Nicht allzu keck, Herr Premier,“ sagte die Moszinska, die den Allgewaltigen vollständig beherrschte. „Sie werden noch weitere Verhöre zu bestehen haben. Nummero Zwei: ist es wahr, daß unter diesen Darstellern sich eine höchst reizende und talentvolle junge Sängerin befindet, welche in Prag schon Furore gemacht hat, und welche Dieskau eigens für Dresden engagirt hat?“

„Auch dieses ist wahr.“

„Sehen Sie? da haben wir die Freundschaft,“ riefen die beiden Sängerinnen.

„Ruhe, bis wir zu Ende sind,“ gebot die Moszinska.

„Ist es wahr, daß die Kurprinzessin diese Sängerin protegirt und sie dem Könige empfohlen hat?“

„Es ist auch wahr; ich füge aber sogleich hinzu, daß

mir bis heut jede Notiz, jede Nachricht von genannter Sängerin vollkommen fremd war. In dieser Stunde habe ich erst davon zu hören bekommen."

„Sie reden doch ausnahmsweise die Wahrheit?"

„Wahrhaftig!"

„Dem sei, wie ihm wolle, mein Freund," sagte kalt die Moszinska; „unsere Damen hier sind außer sich darüber, daß eine neue Sängerin ihnen in die Quere kommen soll; sie wollen keine Rivalin haben."

„Nein, nein," rief die Albuzzi. „Oh, man hat mir gesagt, nie soll außer dem, was hier schon auf der Bühne steht, was Neues kommen; oh, Faustina hat mir genug zu schaff' gemacht." Das mangelhafte Deutsch gab dem reizenden Persönchen einen ganz originellen Anstrich; dieser halb gebrochne Dialekt hörte sich allerliebst an.

Brühl lächelte. „Ich werde es auf andere Weise gut machen," sagte er und ließ einen seiner Brillantringe funkeln.

„Sie können das gar nicht, Graf," rief nun die leidenschaftliche Dennert. „Sie können uns nur helfen, wenn Sie die Machinationen der Kurprinzessin hintertreiben."

„Meine Damen, wissen Sie wohl, daß mich dies Alles gar nichts angeht? Das ist Sache des ehrwürdigen Paters Guarini*). Er hat das Amt, die Streitigkeiten zwischen Sängerinnen und Tänzerinnen zu schlichten."

„Er ist doch der Caplan," sagte frommen Blickes die Albuzzi.

---

*) Ueber Guarini schreibt Friedrich der Große: „Guarini war zu gleicher Zeit Günstling, Minister, Hofnarr und Beichtvater August's III." Der Tourist Williams, auch Gesandter, sagt: „Man behält Guarini wie ein altes Pferd. Er ist Brühl's Geschöpf, leistet König und Königin Gesellschaft und vermittelt Theaterscandale."

„Es heißt so; aber Ihr wißt besser, daß er nicht allein eine Stelle als Gewissensrath bekleidet. Wendet Euch an ihn!"

„Sie wollen also nicht helfen?" fragte die Gräfin pikirt.

„Was soll ich denn helfen? was verlangen Sie denn, meine Damen?" rief ärgerlich der Minister.

„Die fremde Sängerin darf nicht auftreten," erklärte die Moszinska.

„Nie! nie!" riefen die beiden andern Damen.

„Ich verlange das — ich, die Gräfin Moszinska, deren Macht die beiden Sängerinnen hier vertrauen, und an welche sie sich wendeten, um Hilfe zu erlangen! und da Ihnen, lieber Brühl, Alles gehorchen muß, so wird es Ihnen eine Leichtigkeit sein, das Auftreten der Fremden zu verhindern."

„Sie irren sehr, meine Damen, wenn Sie glauben, daß dies eine Kleinigkeit sei," entgegnete der Minister. „Ich bin ganz machtlos, denn die fremde Sängerin tritt ihre Debüts auf besonderen Befehl Seiner Majestät des Königs an; es ist der directe Wunsch unsres Herrn, den er mir eben auf das Bestimmteste ausgesprochen hat. Es ist also gar nichts dagegen zu machen."

Die Damen sahen einander verblüfft an.

Die Gräfin Moszinska zuckte verlegen die Achseln. „Ja, das ist freilich schwierig," sagte sie; „indessen, Sie haben schon wichtigere Sachen durchgesetzt, Graf."

„Allerdings. Diese nicht wichtige Sache vermag ich aber nicht zu hindern. Es ist nothwendig, dem Herrn diesen Wunsch unbedingt zu erfüllen." Er machte der Gräfin bei diesen Worten ein bedeutungsvolles Zeichen, welches sie recht wohl verstand.

„Ich bedaure, meine Damen, daß wir heute eine Nieder-

lage erleben," sagte sie ruhig; „aber es ist der Wille des Schicksals; finden Sie sich darin. Wer weiß denn, ob die Sängerin auch wirklich so trefflich ist."

„Man könnte ja für eine kleine Niederlage sorgen," fiel Brühl ein. Albuzzi und die Dennert schienen sich bei diesen angenehmen Aussichten ein wenig zu beruhigen.

„Sondiren Sie doch in der Wilsdruffer Gasse," sagte Brühl, „vielleicht erfahren Sie das Nothwendige."

Es ward noch ein wenig hin und her überlegt, und endlich empfahlen sich die beiden Sängerinnen; Brühl und die Moszinska blieben allein.

„Fatale Nebendinge kreuzen meine Pläne fortwährend," rief der Minister ärgerlich. „Es gehen wieder lauter Minauderien vor. Ihre Frau Mama vom Schlosse Stolpen regt sich bedeutend, die Kurprinzessin scheint ebenfalls eine neue Intrigue zu spinnen. Denken Sie sich, daß der König unter seinem Teller einen Warnungszettel gefunden hat, der ihn benachrichtigt, daß in unserm Cabinet Verräther thätig seien, welche für Preußen arbeiten."

„Sie scherzen!"

„Nein. Ich bin nun fest davon überzeugt, daß diese ganze Sache Erfindung ist, welche von den preußischen Agnaten und von meinen Feinden zugleich ausgeheckt wurde, um mich der Nachlässigkeit zu zeihen; allein es beweist, wie thätig unsere Gegner sind."

„Lassen Sie denn meine Frau Mama nicht beobachten?" fragte die Gräfin.

„Gewiß. Es scheint jedoch, daß die alte Dame hier Verbindungen hat, welche sich zum Handeln wider mein Cabinet vereinigt haben. Gewisse Personen, die noch aus früherer Zeit der alten Dame nahe stehen, werden durch

sie angefeuert, den Geschicken Sachsens eine andere Richtung zu geben.“

„Und die Berliner Intriguants? Uebersehen Sie diese nicht! Ich glaube, man hat offene Augen in Berlin.“

„Sie täuschen sich vollkommen, Gräfin. Man hat in Berlin nur Augen für das englische Bündniß. Ich bin gewiß, daß erst viel später ein Schlag beabsichtigt wird, und unterdessen ist Alles entschieden; denn sobald mit Frankreich und Oesterreich die Alliance erzielt ist, wird jeder Widerstand, der hier noch herrschen könnte, gebrochen sein. Ich weiß, daß die kurprinzliche Partei preußisch gesinnt, daß sie gewillt ist, mich um jeden Preis zu beseitigen, und daß sie nur auf eine günstige Gelegenheit lauert, meinen Sturz herbeizuführen. Glauben Sie mir, es ist nöthig, daß ich stets in der Nähe des Königs bleibe; denn es gährt eine Art von Verschwörung, die ich bis jetzt noch nicht entdecken, deren Fäden ich noch nicht bloßlegen konnte. Aber spreche ich von der äußern Politik; ist Sachsen erst im Bündniß mit den beiden Mächten, haben wir auch Rußland für uns, dann werden wir keinen Tag mehr zaudern, Seiner preußischen Majestät einen bewaffneten Besuch in Dero Ländern abzustatten.“

Der Minister wollte noch weiter fortfahren, seine politischen Pläne zu enthüllen, als leise an die Thür gepocht wurde. Der Kammerdiener der Gräfin erschien und meldete, daß der Herr Rath Stammer den Minister augenblicklich sprechen müsse.

„Das ist etwas Wichtiges,“ rief Brühl; „sonst käme Stammer nicht hieher. Er kommt direct aus dem Reisewagen in dies Palais. Führe ihn herein!“ beorderte der Minister den Kammerdiener.

Der Rath Stammer erschien sofort. Es war ein hochaufgeschossener Mann, dessen rollende Augen und starker, schwarzer Bart seinem Gesichte den Anstrich des Militärischen, fast Martialischen gaben.

„Eh bien, Stammer, was giebt es denn so eilig?“ fragte Brühl.

„Wichtige Dinge —“ sagte der Rath, seinen Hut ablegend.

„Ich will mich entfernen,“ fiel die Gräfin ihm in's Wort.

„Oh nein, gnädige Gräfin,“ sagte Stammer; „im Gegentheil, bleiben Sie. Es ist nothwendig, daß Sie uns Ihre Gegenwart schenken, denn Ihre Person ist sehr stark betheiligt bei den Eröffnungen, die ich zu machen habe.“

Die Gräfin nahm sogleich Platz, und Brühl, der schnelle Verhandlungen gern sah, klopfte mit der Hand auf den Tisch, indem er rief: „Anfangen, Stammer, und — kurz sein.“

„Also denn,“ sagte der Rath; „bei meiner Fahrt durch Stolpen, machte ich im Wirthshause „zu den drei Kronen“ die Bekanntschaft des Schauspieldirectors Kirsch und seiner Gesellschaft. Bei dieser Gesellschaft befindet sich eine Sängerin, welche durch Herrn von Dieskau für die Vorstellungen in Dresden engagirt worden ist. Es soll ein wahres Wunder von Talent und Schönheit sein. Kirsch war durch sehr starkes Unwetter gezwungen worden, in jener Stadt zu übernachten. Die junge Person war, als ich in Stolpen eintraf, nicht bei den übrigen Komödianten.“

„Nun? und was ist dabei Seltsames?“ rief Brühl. „Eine Sängerin ist nicht bei dem Principale! Ich sehe nichts Absonderliches.“

„Scheinbar ist das nicht wichtig,“ fuhr der Rath fort,

„allein die Umstände machen die Sache doch bedeutungsvoll für gewisse Personen. Wo war die Sängerin? Auf dem Schlosse Stolpen bei der alten Frau Gräfin, um ihr einige Arien vorzusingen. Auch dieses wäre nichts Besonderes, aber die Sylvia war dort oben in Gesellschaft des Herrn Grafen von Wackerbarth und eines soeben von Berlin kommenden preußischen Gesandtschaftsattachés, des Herrn von Klingen, der dem hiesigen Gesandten, dem Grafen von Maltzahn beigegeben wird. Beide Herren befanden sich seit dem vergangenen Abende auf Schloß Stolpen, woselbst sie als Gäste der Gräfin Cosel die Nacht zubrachten."

„Ah, das wird ernsthafter," rief Brühl aufspringend.

„Sehen Sie wohl?" fuhr Stammer fort. „Ich blieb natürlich länger, als sonst wohl meine Absicht gewesen wäre, und aus Vorsicht machte ich mich mit der Sängerin aus der Ferne bekannt, ich ließ mich nämlich nicht blicken, sondern beobachtete sie durch eine Seitenthür des Gastzimmers. Dabei machte ich denn eine seltsame überraschende Entdeckung."

„Nun? und?" rief der Minister gespannt.

„Gnädige Gräfin," sagte Stammer langsam, „ich war vor langen Jahren mit der Ehre betraut, eine sehr delicate Angelegenheit für Euer Gnaden zu ordnen; verzeihen Sie, wenn ich als Mitwisser eines zarten Geheimnisses spreche. Eine sehr lebhafte Neigung fesselte Euer Gnaden an einen hohen eleganten Cavalier. Diese Neigung, diese Verbindung blieb nicht ohne Folgen. Die Reise Euer Gnaden nach Italien wurde zum Vorwande genommen einen — Sie verzeihen — galanten faux pas zu verbergen, und ich ward beauftragt, das reizende Pfand einer verbotenen Liebe zu schützen, es vor den Späheraugen zu verbergen."

Die Gräfin erhob sich. Trotz aller Gewalt über sich

selbst hatte ihr Antlitz doch eine bleiche Farbe angenommen; sie kämpfte mühsam ihre Empfindungen nieder und drückte die Hand vor ihre Augen.

„Mais, ma chère," sagte Brühl lachend, „weshalb diese Erregung? Kleine Aventüren, wie sie in der großen Welt tausendfach vorkommen; nur keine unnütze Alteration."

„Fahren Sie fort," sagte die Gräfin mit gepreßter Stimme.

„Nun wissen wir," begann Stammer wieder, „daß dieses Pfand zärtlichster Neigung durch mich sorgsamer Pflege anvertraut, später den Nonnen zu Pardubitz zur Erziehung übergeben, mit den herrlichsten Stimmmitteln begabt, das Entzücken aller Kirchenbesucher — plötzlich verschwand — ohne Zweifel von einem jener Theaterdirectoren entführt, welche den Menschenhandel um guter Stimmen willen wie Sklavenhändler betreiben. Vergebens waren unsere Nachforschungen bisher. Es gelang nicht, jenes schöne Kind wieder zu finden; aber seit meinem Besuche in Stolpen, glaube ich — nein — bin ich fest überzeugt davon, daß Fräulein Hedwig, Ihre reizende Tochter, gnädige Gräfin, wieder aufgetaucht, und daß sie keine Andere ist, als eben jene schöne, talentbegabte Sängerin der Gesellschaft des Principals Kirsch, der sie unter dem Namen Sylvia angehört."

„Sie ist es!" riefen der Graf und die Gräfin zu gleicher Zeit.

„Aber," stammelte die Moszinska, „woher glauben Sie zu wissen, daß dieses seit langen Jahren entschwundene Kind und die Sängerin Sylvia eine und dieselbe Person sind?"

„Ich habe Erkundigungen bei Kirsch eingezogen, die

Herkunft Sylvia's kann nicht festgestellt werden, sie kennt weder ihre Eltern, ihren wahren Namen, noch sonstige Details; aber die Beschreibung des Ortes ihrer Erziehung, ihre genaue Schilderung des Aufenthaltes bei den Nonnen, endlich der Bericht ihrer Entführung durch einen Italiener — die Jahre, Alles stimmt zusammen. Wäre dies Alles aber auch zweifelhaft, so ist doch Eines unumstößlich, ein Beweis ist nicht zu vernichten: die fast täuschende Aehnlichkeit mit Euer Gnaden."

Die Gräfin that einen lauten Schrei. „Es ist wirklich — so — so frappant?" rief sie.

„Ich habe kaum jemals schreiendere Aehnlichkeit gesehen," antwortete Stammer sehr nachdrücklich. „Wuchs, Augen, die ganze Bildung des Gesichts, selbst der Ton der Stimme machen Sylvia fast zu einer Doppelgängerin von Euer Gnaden, und da ich in den Tagen der Kindheit der jungen Dame oft genug um ihre Erziehung mich bekümmerte, sogar in Gesellschaft — des — des Vaters, kann ich doppelt genaue Auskunft über die nunmehr frappante Aehnlichkeit geben."

Die Gräfin und der Minister sahen sich fragend an. „Brühl! Brühl!" rief die Moszinska. „Was sollen wir nun beginnen?"

„Oh, eine kleine Aventüre, — keine Exaltationen" wiederholte Brühl.

„Mit Verlaub, gnädiger Herr," begann der Rath wieder; „die Sache hat noch ein Nachspiel. Die Sängerin ist ohne Zweifel von der Gräfin Cosel, als zu ihrer Familie gehörend, erkannt worden, und da Wackerbarth und der Preuße zugegen waren, wissen sie bereits von diesem Geheimnisse; ja, ich stehe nicht an, zu behaupten, daß eine

vollständige Erkennungsscene stattfand; denn Sylvia sollte auf Wunsch der Gräfin nicht nach Dresden reisen, und nur dem entschiedenen Auftreten des Principals gelang es, seine Künstlerin den Armen der Gräfin zu entreißen. Auf mein, mit ihm vorgenommenes scharfes Verhör machte er verschiedene Aussagen, die mich auf sonderbare Vermuthungen bringen. Es scheint, als seien die beiden Herren in ganz bestimmter Absicht — vielleicht im Auftrage bei der Gräfin Cosel gewesen, denn wie käme Graf Wackerbarth mit einem preußischen Gesandtschaftssecretär auf Schloß Stolpen zur alten Frau Gräfin, wenn nicht ein besonderer Grund dazu vorhanden wäre? Wir wissen außerdem, daß die Frau Gräfin anfängt, Politik zu treiben; wir wissen ferner, daß Wackerbarth ein Gegner Euer Excellenz ist; wir wissen endlich, daß er als Oberhofmeister des Kurprinzen auf Seite der preußischen Partei steht, welche dem Bündnisse mit Frankreich und Oesterreich abgeneigt ist — und er macht der Gräfin einen Besuch in Gesellschaft eines preußischen Staatsbeamten. Liegt da nicht die Vermuthung sehr nahe, daß der Graf die Gräfin Cosel und deren Verbündete irgend einen für Euer Excellenz sehr schlimmen Plan im Schilde führen? Nun denken Sie sich obenein jene Leute im Besitze des zarten Geheimnisses von der Frau Gräfin Moszinska, der ersten Alliirten und Freundin Euer Excellenz, und ich frage: ist meine Mittheilung eine wichtige oder nicht?"

„Von höchster Wichtigkeit; sie verpflichtet uns zum größten Danke gegen Sie!" rief Brühl. „Ohne Zweifel sind wir hier auf der Spur eines Complottes, und Alles, was ich heut erfahren, hängt damit zusammen. Es ist höchst, höchst auffällig, daß auch die Kurprinzessin sich so

plötzlich für die Sängerin interessirt. Wackerbarth muß ohne alle Frage den Zusammenhang mit der Sylvia kennen, und jener Baron von Klingen, der plötzlich von Berlin hierherkommt — oh, das ist sicherlich ein tief angelegter Plan, und ich werde einschreiten müssen."

„Der preußische Baron hat vielleicht besondere Mission von Seiten seines Hofes?" sagte Stammer.

„Nein, nein! Man denkt dort nicht an ernste Schritte — man will mich stürzen, dies ist einzig und allein des Königs Absicht. Ich weiß, daß Friedrich der Zweite mich haßt, denn ich bin ihm im Wege und seinen Marsch zum Tempel des Ruhmes halte ich auf."

Brühl's Gesicht zeugte von dem ungeheuren Selbstbewußtsein, welches der Minister von seiner Person hegte.

„Aber — die Zeit vergeht," rief die Gräfin. „Dies Alles sind weitere, entfernt liegende Dinge. Hier zunächst, ohne an etwas Anderes zu denken, erwägen Sie meine Lage, bedenken Sie den Scandal, wenn eine Person, welche mir so täuschend ähnlich ist, auf die Bühne tritt; bedenken Sie, daß wenn die Sängerin unbewußt das Werkzeug unserer Feinde sein sollte, die vielen Gegner, die uns umlauern und für ihre Bosheiten den weitesten Spielraum haben — stellen Sie sich den Scandal vor, wenn es durch die Neuigkeitsboten verbreitet wird, woher die Sängerin stammt."

„Es ist doch wohl Einigen jenes zarte Geheimniß bekannt. Freilich nur von Ohr zu Ohr wurde es damals geflüstert," sagte Brühl, artig sich verbeugend, „und ich habe es discreter Weise niemals berührt."

„Jenes Mädchen darf nicht auftreten," sagte die Moszinska bestimmt.

„Wir können es nicht hindern,“ entgegnete Brühl ängstlich. „Ich darf dem Könige keine abschlägliche Antwort bringen, denn ich habe allen Grund, ihn bei guter Laune zu erhalten.“

„So bin ich verloren!“

„Oh, — weshalb? eine kecke Stirn, ein entschiedenes Leugnen. Wir kennen das Mädchen nicht und wissen von ihrer Herkunft nichts. Wer will denn aus einer seltsam zutreffenden Aehnlichkeit, aus einem Naturspiele Beweise — Behauptungen ableiten? meinen Sie nicht auch, Stammer?“

Stammer schien anderer Meinung zu sein, aber gewohnt, seinem Chef immer Recht zu geben, sagte er: „Ich bin ganz der Meinung Euer Excellenz.“

„Aber gehandelt muß werden,“ warf Brühl ein, „und zwar sofort. Ich werde mir den Principal kommen lassen, ihm die königliche Erlaubniß mittheilen — man kann dabei wohl schon etwas herauspressen. Geben Sie sofort in meinem Namen Befehl, Stammer, alle Polizeisecretäre, meine Agenten, auf morgen in das Büreau zu bescheiden. Es muß genau Wache gehalten werden; die sämmtlichen Abtheilungen des Cabinets müssen beobachtet und controlirt werden, denn ich bin fest überzeugt davon, daß man conspirirt. Auf der Post muß heute Abend eine genaue Recherche aller Packete stattfinden, ob nicht etwa einige Pasquills oder einer jener frechen Briefe, die in Berlin, in Hamburg, selbst in Leipzig gedruckt werden, hinausgehen. Dann ein genauer Rapport von allen Gesellschaften, welche in diesen Tagen stattfinden: bei wem sie sind, wer sie giebt, welche Personen eingeladen sind; dann gleich Bericht nach Wien an Flemming, daß es hier nicht geheuer ist; er soll

dort recherchiren, und ebenso nach Berlin an unseren Agenten. Eilen Sie!"

Stammer war froh, aus dem gefährlichen Rathe entkommen zu dürfen, er eilte hinaus. Die Gräfin stand gedankenvoll am Fenster; sie blickte vor sich hin und bemerkte kaum, daß Brühl ihr nahe trat.

„Es war ein bildschönes Kind," sagte sie leise, „wie herrlich muß sie nicht aussehen!"

„Nicht so träumerisch," scherzte Brühl. „Wir werden schon reussiren."

„Ach, welch' ein Augenblick für mich, wenn ich das Mädchen auf der Bühne sehen werde!" rief die Gräfin.

„Sie dürfen nicht zugegen sein — meiden Sie die Vergleiche."

„Aber es ist doch meine Tochter," entgegnete mit dem Ausdruck des Gefühls die Gräfin, „und dieses Kind ist mir gefährlich — es muß verschwinden aus dieser Welt des Glanzes, aus dieser Stadt, in welcher ich lebe, athme — herrsche."

„Lassen Sie das meine Sache sein," sagte Brühl kalt. „Die erste Aufgabe muß sein: das Mädchen von der Komödiantengesellschaft zu trennen, damit man sie beobachten, damit man erfahren kann, in welchen Beziehungen sie zu unseren Gegnern steht."

Die Gräfin legte ihre Hand auf seinen Arm. „Ich werde dieses Kind nicht opfern lassen," sagte sie.

Brühl zuckte die Achseln.

V. Die Eröffnungen des preußischen Gesandten.

Gehen wir einige Zeit in den soeben erzählten Ereignissen zurück. Wir verließen den Baron Robert von Klingen als er mit dem Rittmeister von Servigni Arm in Arm aus dem königlichen Schlosse ging. Die Unterhaltung der beiden Herren drehte sich natürlich um ihre bald an die Oeffentlichkeit tretende Verwandtschaft.

„Wir begrüßen Sie als Bundesgenossen,“ sagte Anton von Servigni, „es ist hohe Zeit, daß wir handeln. Brühl verkauft uns mitsammt dem ganzen Lande an die Großmächte, welchen er sich anschließen will; darüber sind wir klar — wir spielen uns aber geschickt aus seiner Hand. Wenn Sie erst das Tollste erfahren haben, dann werden Sie keinen Augenblick länger zögern, uns Ihre Hilfe zu leisten. Wir sind zu Allem entschlossen.“

„Sie haben dann keine Wahl,“ sagte Klingen; „Sie müssen sich dem Könige von Preußen in die Arme werfen, Sie müssen preußisch werden und Ihre Fahne verlassen.“

Der Rittmeister blieb stehen und blickte den Baron verwundert an. „Das wäre hart,“ rief er; „ein Soldat schwört seinem Landesherrn, und er kann nicht für den Fremden sein, wäre es selbst auch ein König Friedrich der Zweite. Ich denke, wir kommen ohne Felonie über den schwierigen Punkt hinweg, wenn wir Brühl stürzen. Er ist der Feind Aller, selbst der Feind seines guten Königs, den er zum Nachtheil des Landes beherrscht. Ist Brühl beseitigt, dann wird der König selbstständig handeln, und wir können in allen Ehren dahingehen, wohin der Monarch uns befiehlt. Helfen Sie uns dazu. Wackerbarth hat Sie für unsere Sache gewonnen.“

„Sie irren, Herr Schwager in spe," sagte Klingen. „Ich habe in Halle, wo der Graf mich erwartete, nur gehört, daß eine gewisse Verschwörung im Werke sei, welche den Plan habe, den Premierminister zu stürzen. Brühl ist ein Widersacher meines königlichen Herrn, deshalb bin ich auch gegen ihn; denn meine Pflicht ist es, den Feinden meines Monarchen das Spiel zu vereiteln. Der Graf, dessen Freundschaft für meinen verstorbenen Vater ich die Berufung verdanke, forderte als Gegendienst meine Betheiligung bei der Sache. Es soll mir mitgetheilt werden, welche wichtigen Entdeckungen, oder vielmehr Pläne die Herren in Bereitschaft haben, um den Premier stürzen zu können, und man will sich meiner Hand bedienen, diesen Plan auszuführen. Dieser Plan, wenn er Brühl stürzt, stimmt mit dem Interesse meines Herrn zusammen, und also bin ich für die Sache, das ist meine kurze Entscheidung. Wie man mich verwenden will, ich weiß es nicht; aber Sie können sicher darauf zählen, daß ich mich nie zu einer Affaire benutzen lassen werde, welche gegen meine Pflichten verstößt. Ich habe mich nur an die Befehle meines Gesandten zu halten. Weshalb fordert man meine Hilfe?"

„Weil wir so weit gekommen sind, daß nur ein Fremder eingreifen kann; weil Brühl's Spione Jedem auf der Ferse sind; weil Keiner von uns dem Könige nahe kommen kann, den er ganz umgarnt hat. Sie können durch ein geschicktes Manöver dem getäuschten Herrn die Augen öffnen; ist dies geschehen, dann werden wir, mit allen nur möglichen Beweisen bewaffnet, hervortreten, wir fordern die peinlichste Untersuchung, und es wird ein Gericht über Brühl ergehen, gegen welches der ehemals so schreckliche

Proceß des berüchtigten Fouquet unter Ludwig dem Vierzehnten ein Kinderspiel war."

„Herr Rittmeister," rief der Baron entsetzt, „das müssen fürchterliche Anklagen sein."

„Brühl hat eine der empörendsten Abscheulichkeiten begangen, welche ein Mann, dem das Wohl und Wehe eines Landes in die Hand gegeben ward, nur begehen kann."

„Sie setzen mich in das schrecklichste Erstaunen. Wissen Sie Alles dieses bestimmt? Haben Sie Beweise?"

„Kommen Sie zu uns," sagte der Rittmeister, „Sie sind der bestimmte Bräutigam meiner Schwester. Ich werde Sie auf dem Landsitze meiner Mutter empfangen, dort sollen Sie Jeanne sehen, die Meinigen kennen lernen und zugleich diejenigen Herren versammelt finden, welche zum kühnen Wagestücke, den Minister stürzen zu wollen, bereit sind. Dort werden Sie erfahren, welche Anklage dem Könige vorgelegt werden soll. Woher wir die Beweise haben? oh — sie sind klar, sie liegen auf der Hand; aber es gehörte ein scharfer Kopf dazu, das Verbrechen in seiner ganzen Abscheulichkeit zu enthüllen. Die Gräfin Cosel hat uns die Person bezeichnet, welche mit gewandter Feder, mit scharfem Kopfe begabt, eine Anklage formulirte; sie hat Beweise beigebracht, hat durch Berufung auf früher erwiesene Wohlthaten jene Personen aufgestachelt und bewogen, dem Premierminister kühn gegenüberzutreten, wenn die Stunde der Vergeltung gekommen sein wird."

„Ich bin gespannt, das Nähere zu erfahren," sagte der Baron. „Lassen Sie uns jetzt scheiden; hier ist das Haus meines Gesandten."

„Auf morgen denn," sagte der Rittmeister. „Wir werden uns kennen und lieben lernen, Herr Schwager." Er

schüttelte Klingen die Hand und trennte sich von ihm; der Baron ging in die Wohnung des preußischen Gesandten, Grafen von Maltzahn.

Er fand den Grafen vor seinem, mit Briefen und Papieren bedeckten Tische. Maltzahn reichte dem Attaché die Hand und winkte ihm, Platz zu nehmen; dann beendete er ein Schreiben, falzte es zusammen, warf es bei Seite und wendete sich zu Klingen. „Willkommen in Dresden," sagte er. „Sie haben schon ein wenig Ihr künftiges Terrain durchschritten?".

„Nur oberflächlich, Herr Graf. Ich betrachtete erst die Außenseiten."

„Ganz richtig. Bei dem ersten Besuche, den Sie mir machten, konnte ich nur flüchtig mit Ihnen plaudern. Sie haben, meiner Ordre gemäß, den beiden höchsten Persönlichkeiten, dem Könige von Sachsen und dem Grafen Brühl, Ihre Aufwartung gemacht?"

„Ich that es. Der Minister unterhielt sich kurz, aber freundlich mit mir, bei Seiner Majestät wurde ich gar nicht vorgelassen."

„Ich konnte es mir wohl denken," sagte lachend der Graf. „Brühl bewacht Jeden, wie er seinen Herrn bewacht, und eine mündliche Unterredung ist schwer zu erlangen bei dem König August." Er stand auf und zog die Glocke; der Kammerdiener erschien. „Es wird jetzt Niemand gemeldet oder vorgelassen, bis der Herr Baron mich verlassen hat."

Als der Graf den Diener fortgeschickt hatte, riegelte er die Thür seines Cabinets ab, dann that er noch einen Gang durch's Zimmer und blieb vor dem Baron stehen. „Herr Baron," begann er, mit seiner Tabatière spielend, aber das

Gesicht in ernste Falten gelegt, „Sie haben sich von Ihrer Reise erholt, haben bereits einige Bekanntschaft mit den Verhältnissen, die hier sich schürzen, gemacht. Es ist nothwendig, daß Sie erfahren, in welcher Weise Ihre Person verwendet werden soll.“

„Es ist dies mein sehnlichster Wunsch,“ entgegnete Klingen. „Als ich von Seiner Majestät, unserm allergnädigsten Herrn, mich verabschiedet, sagten Allerhöchstdieselben: „Gehen Sie mit frischem Muthe an Ihre neue Stellung. Sie werden seltsame Historietten zu hören bekommen.“ Ich muß gestehen, daß Seine Majestät vollkommen Recht hatten. Kaum bin ich in diese Residenz angelangt, so befinde ich mich schon in einem Strudel von Intriguen, Plänen, Anstiftungen und Verdächtigungen aller Art, wie ich ihn mir in meiner Phantasie nie vorgestellt habe.“

„Sehen Sie wohl!“ sagte Maltzahn, „Sie müssen also wünschen —“

„Daß Euer Gnaden mir bestimmen, welches meine Function in diesem sonderbaren Treiben sein werde.“

„C'est—ça! Haben Sie schon Einiges über die schwebenden, großen politischen Fragen gehört?“

„Nur oberflächlich. Man scheint sich selbst nicht klar.“

„Sie haben recht geurtheilt, und es freut mich eben aus vollem Herzen, daß hier eine vollständige Unklarheit herrscht, während wir in Preußen vollkommen im Klaren sind. Die Dinge haben seit einigen Wochen eine sehr ernste — mehr als das, eine drohende Gestalt angenommen.“ — Der Baron horchte auf. — „Es ist Ihnen in Berlin schon mitgetheilt worden, daß gegen den preußischen Staat ein Bündniß Oesterreichs, Frankreichs und Rußlands im Werke ist. Dem Gesandten Seiner preußischen Majestät

sind die hierauf bezüglichen Verhandlungen mitgetheilt worden. Unsere Gegner meinen, daß ihr Spiel ein vollkommen verdecktes sei — sie irren. Von dem Augenblicke an, wo jene Unterhandlungen wider Preußen begannen, sind wir von Allem genau unterrichtet. Das sächsische Cabinet, oder vielmehr Graf Brühl, ist der Durchgangscanal aller dieser feindlichen Verhandlungen; hier, in Dresden, werden die Schriftstücke, die Acten, die Protokolle, selbst die Briefe, welche Privatmeinungen der feindlichen Minister enthalten, niedergelegt und durch Brühl controlirt, dessen Feindschaft gegen Preußen förmlich historisch geworden ist. Was von Paris nach Wien geht, was von Wien nach Petersburg gesendet wird — hier findet es seine Ablagerung, und es bleibt in richtigen Copien im Dresdener Archive liegen. Man erwartet in Wien den Beitritt Sachsens zum großen Bündniß gegen Preußen. Die Kaiserin kann den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen; die brandenburgischen Markgrafen, wie man unsere Herrscher in Preußen am Hofe zu Wien nennt, sollen auf das richtige Maß zurückgeschraubt werden, und dazu ist Sachsen von höchster Wichtigkeit. Noch steht eine Partei gegen die Absichten des Ministers, der lieber heut als morgen in's kaiserliche Lager ginge, es ist die Partei des Kronprinzen und seiner Gattin Antonia; aber sie ist der Gewalt Brühl's nicht gewachsen.. Sie sucht ihn zu stürzen, aber sie wird es nicht vermögen, und das Ende muß eine Coalition Sachsens mit den gegen Preußen Alliirten sein. Brühl hat bereits alle Vorbereitungen dazu getroffen, und wenn die Räthe, welche gegen ihn sind, nicht einwilligen, wird er Sachsen gewaltsam in die Hände Oesterreichs werfen; deshalb betrachtet er sich schon jetzt als zum Bunde gehörig, deshalb besitzt er Einsicht, Copie und Du-

plicat von jedem wichtigen Actenstücke, und das ist für uns ein Gegenstand der höchsten Wichtigkeit."

Der Baron hörte in größter Spannung diese Eröffnungen, denn er fühlte und wußte, daß sie in unmittelbarem Zusammenhange mit den Drohungen standen, welche die Cosel auf Schloß Stolpen gegen ihn ausgestoßen hatte.

„Seine Majestät König Friedrich der Zweite, unser gnädigster Herr," fuhr der Gesandte fort, „steht demnach einem furchtbaren Bündnisse gegenüber. Ihm schmeichelnd und unter der Maske politischer Unabhängigkeit haben die alliirten Cabinets es versucht, den König in Schlummer zu wiegen; aber die gewaltigen Augen Friedrich's sehen heller und schärfer die Machinationen seiner Gegner. Der König überwacht jede Bewegung seiner Feinde, und da in solchen Fällen kein Mittel unversucht bleiben darf, wenn es sich um die Rettung des Vaterlandes handelt, haben Seine Majestät Vorkehrungen getroffen, durch welche Sie in den vollkommenen Besitz aller der Verhandlungen, Pläne und Projecte gelangt sind, welche die Niederwerfung Preußens bezwecken. Mit einem Worte: von dem Augenblicke an, wo sich die feindlichen Mächte in eine Coalition gegen Preußen zusammenfanden, wurde dem Könige, unserem Herrn, jedes Actenstück, jeder Brief mitgetheilt, der von Wichtigkeit sein konnte. Sämmtliche Verhandlungen unserer Gegner befinden sich in Händen Seiner Majestät König Friedrich des Zweiten."

Der Baron verrieth sich nicht; er gedachte des Ausspruches der Cosel, welche ebenfalls um die gefährliche Sache wußte.

„Eine solche Kenntniß," berichtete Maltzahn weiter, „konnten wir nur durch Verrath erlangen. Schon mein Vor-

gänger, Baron von Klinggräff, hatte einen Canal gefunden. Wenn unsere Feinde sich nicht scheuen, in Berlin die gewagtesten Bestechungsversuche zu unternehmen, wenn sogar ein Schlüssel zu der Chiffrenschrift unserer Büreaus durch Brühl'sche Agenten erkauft wurde, so lag für uns kein Grund vor, den Gegner nicht mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Wir ließen preußisches Gold klingen, das bekanntlich immer einen vollwichtigen Klang gehabt hat, und hatten bald unseren Mann gefunden. Die Depeschen wurden unseren Secretären Plaßmann und Benoit ausgeliefert, sie nahmen ihren Gang über Großenhain, sie wurden von dort aus durch Staffetten direct an mich befördert, dies ging Alles nach Wunsch. Es scheint jedoch, daß die sächsischen Spione Brühl's von diesem Treiben Wind bekommen haben. Ich habe genaue und bestimmte Beweise, daß Brühl ein schwarzes Cabinet etablirt hat, in welchem alle Depeschen, selbst Privatbriefe, geöffnet werden. Um die Späher zu täuschen, habe ich nunmehr folgende List angewendet: ich ließ in die betreffenden Couverts ganz harmlose Nachrichten, zugleich aber auch Briefe einlegen, aus deren Inhalt hervorgehen muß, daß der Hof von Berlin, das Cabinet Seiner Majestät des Königs von Preußen, keine Ahnung von der Nähe der Gefahr haben, sondern dieselbe noch in weiter Ferne befindlich glauben. Ich habe ferner bestimmte Anzeichen, daß meine List gelungen ist, denn Brühl selbst betreibt seit dieser Zeit die Vorbereitungen höchst lau, fast spielend. Er opfert seine Zeit den Theaterangelegenheiten, den Oper- und Balletvorbereitungen, fährt mit dem Könige auf die Jagd, kauft Porzellan und Bücher, die er niemals liest, und tändelt mit seinen Maitressen. Er läßt Wien, Versailles und Petersburg sorgen, fest überzeugt davon,

daß diese großen Mächte ihn unter ihre Fittige nehmen werden. Er denkt, daß Preußen von ihm in schlauester Weise überlistet sei, und träumt von dem Einmarsche in Berlin. Ihm gelten die Einwendungen seiner Gegenpartei im hiesigen Cabinet nichts. Wenn die Soldaten seiner Verbündeten in Dresden sind, wird er die sächsische Armee mit diesen marschiren lassen wollen; aber er wird sich bitter täuschen. Erfahren Sie ein großes Staatsgeheimniß, Herr von Klingen: noch ehe wenige Monate verflossen sind, werden die Truppen Seiner Majestät des Königs von Preußen ihren Einzug in Dresden gehalten haben."

Der Baron machte eine Geberde des Staunens und Schreckens.

„Hier bin ich bei der Stelle angekommen, wo Ihre Dienste beginnen," fuhr der Minister fort. „Noch ist es mir nicht aufgeklärt wodurch — aber es ist so — genug — seit einiger Zeit erhält Brühl Nachricht von dem Verrathe seiner Acten und Depeschen. Er ist zu leichtsinnig, als daß er fest daran glauben sollte. Ich weiß jedoch, daß dem Könige selbst Mittheilung gemacht wurde. Unter solchen Umständen konnte ich es nicht mehr wagen, die Depeschen, welche mir ausgeliefert wurden, auf dem gewohnten Wege zu befördern. Es ist nothwendig, daß eine sichere, muthige und gewandte Persönlichkeit aufgefunden werde, welche das schwierige Geschäft eines Gesandtschaftscouriers mit dem eines Attaché's verbindet. Als ich deswegen nach Berlin schrieb, wurde mir Ihre Person mit mehreren zugleich in Vorschlag gebracht; Graf Wackerbarth, dem ich von der Berufung eines neuen Attaché's sprach, verwendete sich lebhaft für Sie." Maltzahn fixirte bei diesen Worten den

Baron scharf. „Ich erfuhr, daß er sogar Schritte in Berlin gethan hat.“

„Es ist so, Herr Graf,“ sagte Klingen ruhig. „Ich bin bestimmt, die Tochter der Frau von Servigni zu heirathen. Graf Wackerbarth, ein Freund meines Vaters, ist zugleich ein Freund der Familie von Servigni, und es lag ihm daran, mich in die Nähe derselben zu bringen.“

„Hm — hm — hm —“ machte Maltzahn, „es ist möglich, daß dies der einzige Grund war; indessen kam mir die Sache sehr gelegen. Es wird sich bald herumsprechen, daß Sie der Bräutigam des Fräulein von Servigni sind, und das ist gut für Ihre diplomatische Stellung. Man kann nichts Auffälliges darin finden, wenn Sie oft zwischen Dresden und dem Landsitze der Familie Servigni hin- und herfahren. Bei solchen Ausflügen werden Sie dann leicht auch einige Male weitere Touren — in's Preußische hinein unternehmen. Sie gehen bis Ostrau, dort erwartet Sie der Courier, der die Depeschen in Empfang nimmt. Zu diesem Posten ist der Major von Wangenheim bestimmt, er befördert die Depeschen nach Berlin. Ich gestehe Ihnen gern zu, daß Ihre Mission eine gefährliche ist, aber sie ist wichtig für unser Vaterland und deshalb ehrenvoll; auch gerade Ihre Person ist mir die geeigneteste. Jung, von vortheilhaftem Aeußeren und den besten Manieren, der zukünftige Verwandte einer angesehenen sächsischen Familie, wird es Ihnen leicht werden, in allen Kreisen Zutritt zu erlangen; Sie sind ganz unverdächtig, und Sie werden jene überaus wichtigen Schriften sicher befördern, deren unser König und Herr bedarf, weil er“ — Maltzahn erhob seine Stimme zum feierlichen Ernst — „weil er vor Europa aus diesen Actenstücken den Beweis führen will

und muß, daß die Pflicht der Selbsterhaltung seiner und seines geliebten Landes ihn getrieben hat, treiben mußte, durch kühnen Angriff dem Verderben zuvorzukommen, welches seine boshaften und erbitterten Gegner über ihn heraufbeschworen haben."

Der Baron neigte unwillkürlich sein Haupt. „Ich habe nichts gegen Euer Excellenz Ausspruch zu erwidern — ich bin ein Preuße und ich bin stolz darauf, dem größten aller Könige solche Dienste leisten zu dürfen," sagte er.

Maltzahn reichte ihm die Hand. „Ich wußte es," fuhr er fort, „aber ich muß Ihnen Rath, eine Warnung, bei dem Allen geben. Hüten Sie sich vor den Parteigängern. Es spinnen sich verschiedene Unternehmungen hier in der Residenz an, und man wird bald versuchen, Sie auf diese oder jene Seite zu ziehen. Bleiben Sie jedem Unternehmen fern, selbst wenn es verlockend und selbst scheinbar zum Ruhm Preußens wäre. Hier findet noch keine Klärung der Begriffe, keine Sonderung der Persönlichkeiten statt: es giebt eine Partei, welche wohl den Sturz Brühl's bewirken, die aber deswegen nicht einen Tag preußisch sein möchte. Man wird vielleicht versuchen, unter dem Vorwande für Preußen zu arbeiten, Sie in Verbindungen zu ziehen, in Verwicklungen zu bringen, Ihre Hilfe zu beanspruchen: bei Ihrem Diensteide fordere ich von Ihnen das strengste Fernhalten von solchen Dingen. Sie müssen bedenken, daß Sie nur im Dienste Friedrich's des Zweiten stehen; lassen Sie sich selbst durch Bande der Verwandtschaft zu keinem Schritte verleiten, der unsere ganze Sache in Gefahr bringen könnte. Einmal dem furchtbaren Brühl verdächtig, würden Sie und mit Ihnen unsere Angelegenheiten verloren sein. Die Sorglosigkeit unserer Feinde ist die beste

Bürgschaft für Preußens Sieg. Sie wissen von nichts, Sie kennen Niemand, Sie haben keine bestimmte Mission."

Dem Baron ward es ein wenig dunkel vor den Augen; er befand sich auf's Neue in einem reißenden Strome; nach diesen ersten Ermahnungen mußte er von seinen Erlebnissen Mittheilung machen, dennoch zauderte er. Was er auf Stolpen, was er von Servigni und Wackerbarth vernommen hatte, war ihm als ein Geheimniß anvertraut — sollte er sein Wort brechen? er beschloß schnell den Mittelweg einzuschlagen. „Ich bin ein Werkzeug meines Königs und seines Vertreters," sagte er, „und habe demnach nicht weiter zu fragen. Allein sollten Excellenz es nicht für vortheilhaft erachten, mir wenigstens diejenige Person zu bezeichnen, welche das gefährliche Amt eines Verräthers und Depeschenentwenders inne hat? es wäre doch möglich, daß ich durch Unkenntniß in schlimme Lage kommen könnte."

„Das ist nicht zu befürchten; Sie erhalten die ausgelieferten Papiere nur durch meine Hand," entgegnete Maltzahn. „Die Person muß das strengste Geheimniß umgeben. Es ist auch besser für Sie. Außer mir kennt nur noch ein Mann hier in Dresden den Verräther, das ist unser Secretär Plaßmann; forschen Sie nicht weiter danach; es muß für Sie wie für alle Uebrigen ein Geheimniß bleiben."

„Excellenz," entgegnete Klingen nach kurzer Pause, „sind Sie dessen gewiß, daß Niemand außer der genannten Person um das Geheimniß weiß?"

„Wie kommen Sie zu dieser Frage, Baron?" sagte Maltzahn mit argwöhnischen Blicken.

„Ich kann Ihnen darauf nicht vollständige Antwort ertheilen. Es genüge Euer Excellenz vorläufig die Erklä-

rung, daß mir an einer gewissen Stelle die Warnung vor Verräthern zuging, daß mir selbst gedroht wurde, im Falle eines Doppelspieles der preußischen Diplomatie dem Minister Grafen Brühl diejenigen Personen anzeigen zu wollen, welche sich zum Verrathe gegen das sächsische Cabinet hergegeben haben."

Maltzahn schreckte zusammen. „Sie sprechen die Wahrheit! — Gewiß, ich glaube Ihnen; aber Sie haben mit diesem einen Worte zuviel gesagt, um noch länger hinter dem Berge halten zu können; ich muß Sie auffordern, bei Ihrem Eide die Person zu nennen, welche Ihnen eine solche Eröffnung machte."

„Excellenz, Ihr Scharfblick hat Sie nicht getäuscht; es sind mir von verschiedenen Seiten Anerbietungen zugekommen, gewisse Bestrebungen sind in Aussicht gestellt, denen ich meine Hilfe leisten soll, und durch eine seltsame Verkettung von Umständen kam ich in das Schloß Stolpen. Dort erhielt ich jene Warnungen aus dem Munde der Gräfin Cosel."

„Ha!" rief der Gesandte. „Sie ist es also?" Er ging hastig an den Schreibtisch und zog einige Papiere hervor. „Ich bin von allem unterrichtet, was hier in Dresden vorgeht; ich weiß, daß die Gräfin mit einer Partei verkehrt, welche Brühl's Sturz betreibt, daß sie aber beginnt, eine einflußreiche Politik zu treiben, das war mir noch nicht offenbar; durch diese Mittheilung eröffnet sich ein neuer Blick in das Getriebe. Jene Leute wollen nur für sich gewinnen, nicht für uns. Sie sehen, daß ich richtig combinirte. Wir sollen die Kastanien aus dem Feuer holen, wir sollen dafür arbeiten, daß die Herrschaften, an ihrer Spitze die alte Gefangene vom Schloß Stolpen, nach

Brühl's Sturz wieder die Oberhand gewinnen — sie werden sich irren. Ich dringe nicht weiter in Sie — behalten Sie alles Andere für sich, ich werde meine Maßregeln treffen. Zug um Zug — was ich hier in der Hand halte, sind Rapporte, welche mich in den Stand setzen, die Fäden genau zu verfolgen, welche zu einem Sturze für Brühl geschlungen werden sollen. Wenn er stürzt, desto besser für uns; aber wir arbeiten auf eigene Rechnung, nicht für fremdes Interesse — ha! ha! ha! die Gräfin Cosel! Ich werde der intriguanten Dame zuvorkommen, ihr die Flügel beschneiden. Allerdings werde ich eine Doppelrolle spielen. Die Zeiten sind vorüber, wo die Flemmings, Manteuffels und Seckendorffs uns mit ihren diplomatischen Kniffen den Rang abliefen — Sie brauchen mir nichts weiter zu berichten. Ich kenne die Intrigue ganz und gar, welche sich gegen Brühl spinnt, und wenn die Feinde sich selber untereinander aufreiben, kann es uns nur lieb sein. Sie sehen, daß ich Recht hatte. Hüten Sie sich ferner vor den gefährlichen Freundschaften, bleiben Sie jeder Anerbietung fern. Es wird nicht das letzte Mal sein, daß man Sie, den Neuling, in ein gefährliches Complott verwickeln will. Sie werden, par exemple, eine Invitation zu der Soirée der Kurprinzessin erhalten. Dort ist ein Heerd der Intrigue, dort werden sie die Notabilitäten der Politikfabrication in Dresden sehen — lauter Kleinlichkeiten, lauter Antichambre- und Coulissenwirthschaft. Oh — sie werden sich wundern, wenn es zu spät sein wird. Die Personen, deren wir uns bedienen, müssen mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben bleiben, später werden Sie mehr erfahren — für jetzt: halten Sie sich frei und jeder Zeit zu königlichem Dienste bereit. Verweilen Sie noch einige Zeit, ich werde Sie so-

gleich meiner Familie vorstellen.“ Er grüßte mit der Hand und ging aus dem Zimmer.

Klingen blieb allein. Er fühlte ein leichtes Kopfweh, es war das erste Mal in seinem Leben, daß er sich in solchem Dilemma befand. Was er gefürchtet hatte, stand jetzt vor ihm: der Conflict, in welchen er mit seiner Pflicht und seinen persönlichen Neigungen kommen mußte. Graf Wackerbarth, Servigni und dessen Freunde betrachteten den Baron als einen Verbündeten, man zählte auf seine Mithilfe bei dem Schlage, der gegen Brühl geführt werden sollte. Sylvia, die Gräfin Cosel, die Moszinska — Alles zog in wirrem Taumel an ihm vorüber. Er sah ein, daß er als angehender Chargé d'Affaires einen Fehler begangen; er hätte sich niemals mit Wackerbarth einlassen, niemals ein Versprechen geben sollen; er sagte sich, daß er es in der besten Absicht gethan, weil er gehofft hatte, der Sache seines Fürsten einen Dienst leisten zu können; er sah ein, daß er leicht diese Sache gefährden könne. Der Gesandte verbot ihm jede Verbindung mit den geheimen Arbeitern, und diese rechneten bestimmt auf ihn. Der Baron beruhigte sich indessen selbst dadurch, daß er die feste Versicherung abgegeben hatte, nichts gegen die Ordre seines Gesandten aufnehmen zu wollen; aber er klagte sich zugleich an, daß er bereits einen Verrath ausgeübt habe, als er Maltzahn die Drohung der Gräfin mitgetheilt hatte. Der Baron ließ seine Arme sinken — gleich einem matten Schwimmer, der sich vom Strome treiben läßt. Er betrachtete, ohne eigentlich Sinn dafür zu haben, die Einrichtung des Zimmers, in welchem er sich befand. Zu jeder anderen Zeit würden die eleganten Möbel, die reichen französischen Tapeten, die Uhren und

Vasen ihn interessirt haben, jetzt ließ er nur ganz mechanisch die Blicke darüber hinstreifen.

Der Gesandte blieb lange aus. Es war still und heimisch in dem großen Gemache, zuweilen hörte der Baron eine Thür gehen, aber es trat Niemand in das Zimmer; die aufgeregten Nerven des Barons beruhigten sich nach und nach, er begann, sich zu sammeln, seine Lage zu überdenken, mit dieser Ruhe fand sich auch ein wenig Interesse für die Umgebung ein, in welcher er sich befand. Er betrachtete aufmerksamer das Bild Friedrich's des Zweiten, das über dem Arbeitstische Maltzahn's hing, und den Baron wollte es bedünken, als funkelten die großen Augen des Bildes, und als sei Leben in ihnen. Von dem Bilde aus gleitete sein Blick über den Schreibtisch. Da lagen die Papiere, da standen die Mappen mit Schriftstücken gefüllt, welche vielleicht eine ganze Reihenfolge der wichtigsten Aufzeichnungen enthielten. Hier, auf diesem kleinen Raum, lag vielleicht zusammengeballt aller Zündstoff zu einem ungeheuren Kriegsbrande, der mit verheerender Flamme in kurzer Zeit über die Gefilde Deutschlands dahinrasen sollte; dort in jenem rothen, mit silbernem Schlosse gesperrten Portefeuille war vielleicht das gefährliche Geheimniß eingeschlossen, welches den Depeschen- und Actenverrath mit seinem Schleier umhüllte. Einige kühne Blicke, das zufällige Ergreifen eines wichtigen Documentes genügte vielleicht, um die noch verdeckten Fäden eines großen, im Stillen gewobenen Netzes bloßzulegen — der Baron näherte sich unwillkürlich dem Tische, seine Augen bohrten sich fest an den großen und kleinen Bündeln von Papieren, welche hier lagen, seine Hand hob sich — aber die Ehre — das Gewissen drückten diese Hand nieder, der Baron blieb festgebannt vor dem

Tische stehen. Er musterte das bunte Gewirre, er wollte die Papiere nicht mehr sehen, sondern betrachtete vielmehr die prächtigen, mit goldenen Stielen versehenen Schreibfedern, das massive silberne Schreibzeug mit dem preußischen Wappen, die kostbarsten Briefbeschwerer von den verschiedensten Formen, unter deren Wucht wieder aufeinander geschichtete Schriften lagen, die Siegel und Petschafte und viele andere kostbare Kleinigkeiten. Inmitten dieser schönen, zierlichen Dinge fiel dem Baron besonders etwas auf. Neben einem eleganten, mit Muschelwerk und Bronce verzierten Kästchen lag ein ziemlich großes Schlüsselbund. Klingen vermochte sich keine Rechenschaft zu geben, weshalb gerade dieser an sich unschöne Gegenstand seine Aufmerksamkeit mehr als alles Andere erregte; er konnte sich nicht enthalten, den Kopf ein wenig vorzubeugen und diese seltsam geformten Schlüssel zu betrachten. Sie waren meist nur wenige Zoll lang, hatten breite und vielfach ausgezackte Bärte mit geschweiften Kanten. Die ganze Menge dieser Schlüssel war durch einen Riemen verbunden, der eine fein ciselirte stählerne Schnalle zeigte, zwei bis drei einzelne Schlüssel lagen neben dem großen Bunde. Der Baron hatte diesen Gegenständen eine genaue Untersuchung angedeihen lassen, aber er sagte sich bald genug, über seine Neugierde lächelnd, daß es doch wahrlich nichts Absonderliches sei, wenn auf dem Schreibtische eines Gesandten ein Schlüsselbund zu sehen sei und, seine Musterung endend, trat er schnell von dem Tische fort zu einer der schönen Pendulen. Gerade in diesem Augenblicke trat der Gesandte mit seiner Gattin und seinen beiden Töchtern in das Zimmer. Der Graf stellte seinen neuen Beamten vor.

Der Baron küßte der Gräfin die Hand und begrüßte die jungen Comtessen.

„Ich bin äußerst erfreut, einen recht guten Preußen hier in Dresden so unmittelbar in unserer Nähe zu wissen," sagte die Gräfin; „Sie werden sich in der That hier ganz behaglich fühlen."

„Gnädige Gräfin wissen, daß ich Dresden als meine zweite Heimath betrachten kann."

„In der That," rief die Gräfin, „das hatte ich ganz vergessen; wir müssen ja gratuliren — Sie sind ja Verlobter der schönen Jeanne von Servigni."

„Ich höre von ihrer Schönheit viel — sehr viel," sagte Klingen; „heute werde ich mich zum ersten Male mit eigenen Augen davon überzeugen."

„Richtig, es ist eine romantische Sache," sagte scherzend die Gräfin. „Also heut noch werden Sie die schöne Dame sehen, ah, da dürfen wir Sie nicht länger aufhalten, und wir müssen Sie freigeben, lieber Baron — à propos — Sie haben schon die Einladung zur Soirée der Kurprinzessin erhalten?"

„Noch nicht, gnädige Gräfin."

„So werden Sie dieselbe jedenfalls in Ihrer Wohnung finden. Es ist bereits angezeigt, daß Sie zu unserem Gesandtschaftspersonal gehören; wir sehen uns auf jeden Fall dort."

Klingen empfahl sich. Der Gesandte geleitete ihn zur Thüre. „Achten Sie auf sich — mon ami," flüsterte Maltzahn ihm in's Ohr. „Die Servignis sind keine Freunde des Ministers, und man wird Sie bald in Affection nehmen."

Der Baron eilte die Treppe hinunter und zu seiner

Wohnung. Hier angekommen, fand er die Einladungskarte zur Soirée der Kruprinzessin. Ehe er jedoch seine Eindrücke vollständig bei sich geordnet hatte, fuhr ein Wagen vor, und dieser Wagen führte den Baron dem Landsitze der Familie Servigni entgegen.

VI. Das Haus der Servignis.

Es war ein zweistöckiges Gebäude mit einer Fronte von neun Fenstern. Eine breite Freitreppe führte zu dem kleinen Altan, dessen Dach vier schlanke Säulen trugen. Die Friese und Vorsprünge des Hauses, die Felder über den hohen Fenstern zeigten jene Verzierungen, welche die Architekten aus der Zeit des Vierzehnten Ludwig häufig genug anzubringen pflegten, jene Mischung von mythologischen und allegorischen Gebilden. Rings um das Haus her zog sich ein reizender Garten, dessen beschnittne Hecken in ihren künstlichen Nischen hie und da blendend weiße Marmorfiguren bargen. Ein kleiner, ziemlich wilder Park schloß sich an diesen Ziergarten und ließ durch eine breit gehauene Lichtung auf die Chaussee von Tharandt blicken, welche in weitem Bogen sich um Garten, Park und Haus zog. Dieses elegante und zugleich gediegene Haus war der Herrensitz der Familie von Servigni. Als der Baron in seinem Wagen sich dem Hause näherte, war es schon die späte Nachmittagsstunde; die Sonne hatte bereits ihre scharfen Strahlen eingezogen und goß ein mildes Licht über die friedliche Landschaft. Der Baron fühlte sich nicht mehr von all' dem bisher Erlebten erregt, er hatte die auf ihn

einstürmenden Ereignisse schon mit ruhigeren Blicken betrachten gelernt; weit mehr beschäftigte ihn nun die erste Zusammenkunft mit der ihm bestimmten Braut Jeanne von Servigni, und, bald heitere bald ernste Bilder vor seiner Phantasie heraufzaubernd, merkte er kaum, daß der Wagen in die Umhegung des Servigni'schen Hauses fuhr. Erst als das Fuhrwerk vor der breiten Seitenpforte hielt, ward der Baron aus seinen Träumereien geweckt. Ein Diener eilte an den Schlag, half ihm heraus und führte ihn in einen Salon des Erdgeschosses. Baron von Klingen hatte noch Zeit, die reiche Ausstattung dieses Gemaches zu betrachten. Breite Spiegel, von Säulenschäften eingefaßt, bildeten die Wände, zierliches Schnitzwerk rankte sich an den Seiten empor und verlor sich oben an der Decke in einen Knäuel von Blättern, Muscheln und Thieren. Der Boden war mit bunten Marmorfliesen belegt, die Kamine reich decorirt, und in den Mündungen standen schwellende Divans. Klingen stellte Vergleiche mit dem einfachen Hausrathe an, den seine Familie in Berlin besaß. Die freundliche Stimme einer schönen alten Dame unterbrach jedoch diese ernste Betrachtung. „Baron, ich darf Sie von ganzem Herzen willkommen heißen," sagte die Dame. „Er ist ohne weitere Förmlichkeit eingeführt bei uns," rief der Rittmeister Anton, welcher zugleich mit der alten Dame eingetreten war. „Meine Mama," sagte er vorstellend.

„Ich küsse mit Ehrerbietung und Freude Ihre Hand, gnädige Frau," rief der Baron. In diesem Momente trat Jeanne von Servigni in den Salon. Der Baron ward betroffen bei dem Anblick dieses reizenden Mädchens. Jeanne trug eine leichte ländliche Frisur, welche ihr schwarzes Haar in seiner ganzen Fülle zeigte, ein kleiner Hut saß auf

dem Scheitel und beschattete ein wenig das feine Gesicht, dessen leichte braune Farbe die italienische Abstammung der Familie verrieth. „Meine Tochter Jeanne,“ sagte Frau von Servigni, „Jeanne — dies ist der Herr Baron von Klingen.“

Robert trat näher, er reichte der jungen Dame nicht ohne Zittern seine Hand, aber Jeanne erfaßte dieselbe kräftig und ohne Zaudern. „Es ist lange her, daß wir uns nicht sahen, Baron,“ begann sie, „wir waren Beide Kinder. Wir hatten damals keine Ahnung, daß ein Spruch unserer Väter über unsere Zukunft bestimmen würde.“

„Es steht uns Beiden frei, gnädiges Fräulein,“ sagte Klingen, „diesen Ausspruch zur Wahrheit zu machen, oder ihn nur als einen frommen Wunsch unserer Väter auf dem vergilbten Papiere stehen zu lassen. Ich hoffe, Sie werden nicht nur eine Testamentsclausel, sondern Ihr Herz sprechen lassen.“

„Ich stelle diese Forderung auch an Sie, Herr Baron,“ sagte Jeanne, „wir sind uns ganz fremd geworden, und ein Machtwort kann wohl die Geldangelegenheiten ordnen, nicht aber dem Herzen gebieten.“

„Mir ist Robert nicht mehr fremd,“ rief Frau von Servigni, „auch ich habe ihn lange Zeit nicht gesehen, aber seitdem ich wieder in seine treuen Augen blicke, seitdem ich seine Stimme höre, bin ich zurückversetzt in jene Zeiten, wo wir innig befreundet mit der glücklichen Familie von Klingen waren, wo Robert mit Dir, Jeanne, und Deiner verstorbenen Schwester spielte, wo Anton Euch neckte — oh, Kinder, Kinder, ihr habt Euch Alle aus dem Gedächtniß verloren, findet Euch wieder.“

Robert von Klingen verzog sein hübsches Gesicht zu

einem wehmüthigen Lächeln. „Die glückliche Familie von Klingen," sagte er. „Sie haben es leider getroffen, gnädige Frau. Damals war es so — heut stehe ich als ein armer Mann vor Ihnen, als ein Mann, der nur auf die Stellung angewiesen ist, welche glückliche Zufälle ihm bieten können."

„Ei, das ist nicht fein, Herr Robert," sagte Jeanne, herzlich und freundlich lächelnd. „Sehen Sie sich doch rings um; wir haben hier manches Schöne, Werthvolle, und dieses Alles gehört Ihnen ebenfalls, wenn Sie — das Fräulein von Servigni einst zum Altare führen werden."

Der Baron konnte nicht umhin, das Fräulein anbetungswerth zu finden. Jeanne's Herz schien ihm aus diesen wenigen Worten so deutlich zu sprechen. Sie wollte dem jungen Manne, dessen Verhältnisse nicht so glänzend erschienen, die ein wenig peinliche Lage erleichtern, sie gab ihm zu verstehen, daß er ein Anrecht auf diese schönen Dinge habe. „Oh — rief Klingen," wenn es mir vergönnt wäre, Ihre Neigung, Ihr Herz gewinnen zu können, es wäre das Höchste, was mir ein gütiges Geschick zuwenden könnte!"

„Nicht so schnell, nicht so schnell, Baron," sagte Jeanne drohend, „ich hoffe, Sie sollen nach näherer Bekanntschaft mit mir noch eben so denken, aber übereilen Sie nichts; prüfen Sie erst genau Alles und fragen Sie sich vor allen Dingen, ob Sie nicht eine frühere, eine innige Neigung aufgeben, um dem Ausspruche unserer Väter Genüge zu leisten."

Robert blickte ein wenig scheu in das reizende Gesicht Jeanne's. „Sylvia," murmelte er für sich, aber ein Blick aus Jeanne's Augen genügte, um die Erinnerung an die

Sängerin zu verscheuchen. Robert sagte sich, daß er ein edles, herrliches Wesen das Seine nennen dürfe, wenn es ihm gelang, die Neigung Jeanne's zu erhalten, und wie weit stand gegen diese die fahrende Komödiantin zurück? es war eine flüchtige Aufwallung gewesen, eine Art von Mitleiden, welches der Baron empfunden hatte, als ihm die Herkunft jenes Mädchens durch Zufall bekannt wurde. Er sagte sich, daß er ernstlich doch nicht an eine Verbindung mit Sylvia denken könne, und hier — ihm gegenüber stand Jeanne, die er sich so schön nicht vorgestellt hatte, deren Bekanntschaft zu machen er sich fürchtete, die ihm als eine Art von Vermächtniß, als ein Zwang erschienen war, und deren Liebreiz ihn nun in Entzücken versetzte. „Jeanne," sagte er, kühner werdend, „Jeanne, gestatten Sie mir, Sie so anreden zu dürfen — ich gehöre Ihnen an, wenn Sie mich würdig erachten; aber erlauben Sie mir, die Frage, welche Sie soeben an mich richteten, Ihnen zurückgeben zu dürfen: Darf auch ich hoffen, meine Bewerbungen einem noch freien Herzen darzubringen?"

„Herr Diplomat, Sie sind noch ein Neuling in der Menschenkenntniß; sonst müßten Sie gleich gesehen haben, daß mein Empfang Ihrer geehrten Person viel zu unbefangen, viel zu freundlich war, als daß ich eine ernste Neigung im Herzen tragen könnte — wäre dies der Fall — hu — Sie sollten sehen, was ich Ihnen dann für ein Gesicht machen würde," rief Jeanne heiter.

„Sie sind ein Engel," sagte Klingen, die Hand des schönen Mädchens an seine Lippen drückend.

„Und nun genug mit den Präliminarien," rief der Rittmeister, „wir sind en famille. Robert wird thun, als sei er in seinem Eigenthum. Vorwärts!"

Die kleine Gesellschaft verließ den Salon, um sich in die nächstgelegenen Zimmer zu begeben. Bei jedem Schritte gewahrte Klingen neue anziehende Gegenstände; in dem ganzen Hause herrschte jene behagliche und zugleich noble Ruhe, welche die Begleiterin glücklicher häuslicher Verhältnisse ist. Die Stunden verschwanden unter Gesprächen über die Vergangenheit, die Erinnerung an die heimgegangenen Väter, an ihre Freundschaft ward durch viele kleine Anekdoten erweckt, die Testamentsclausel halb ernst, halb scherzhaft besprochen — und aus jedem Worte Jeanne's leuchtete so viel Liebenswürdigkeit, so viel Geist und Güte hervor, daß Robert die Entschlüsse der Väter segnete. Er hatte alles Andere vergessen und folgte mit strahlenden Blicken der schlanken Gestalt Jeanne's, wenn sie durch die Zimmer schwebte.

Allmälig dämmerte der Abend herein. Der Baron hatte in seiner eifrigen Unterhaltung mit den Damen nicht bemerkt, daß der Rittmeister schon seit geraumer Zeit nicht mehr anwesend war. Frau von Servigni erzählte mit der Anmuth und Grazie, wie der lebhaften Art der Schilderung aus den vergangenen Tagen, welche fein gebildeten, älteren Damen zu Gebote steht.

„Aber wo bleibt Rittmeister Anton?" fragte der Baron. „Es ist schon lange her, daß er sich von uns entfernte."

Jeanne wurde sichtlich verlegen, und Frau von Servigni blickte auf die nächststehende Uhr. „Er hat — ich glaube, es sind einige Freunde bei ihm," sagt sie.

„Oh, Sie werden bei uns bleiben," rief Jeanne fast ängstlich.

Klingen ward aufmerksam, seine Gedanken nahmen schnell eine andere Richtung; er erinnerte sich des Aus=

spruches, den der Rittmeister gethan, als er sich von ihm vor dem Hause Maltzahn's trennte. Sollte hier in diesem stillen Hause wirklich eine gefährliche Intrigue gesponnen werden? Der Baron konnte sich nicht bei Jeanne Gewißheit verschaffen, denn der Rittmeister trat ein und klatschte in die Hände.

„Mama, chère Jeanne," rief er. „Ich will nun auch ein wenig von meinem Freunde und Schwager profitiren — Ihr habt genug mit ihm geplaudert — überlaßt ihn mir jetzt."

Frau von Servigni erhob sich — Jeanne blieb sitzen. Der Baron sah, wie ihr schönes Gesicht ernst blickte; diese Blicke schienen Robert zu warnen, sie waren bedeutungsvoll, sie flehten, und die schöne Hand der jungen Dame machte Zeichen, aber der Rittmeister schob unter Scherzen und Lachen die Damen aus dem Zimmer, wobei er galant seiner Mutter den Arm bot. Sobald die Damen sich entfernt hatten, kehrte der Rittmeister zurück.

„Baron," sagte er mit erregter Stimme. „Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie zu einer Versammlung gezogen werden sollen, welche sich mit wichtigen Dingen beschäftigt. Die Sonne ist hinabgesunken, der Abend ist da, und mit ihm haben sich meine Freunde eingefunden; ich werde Sie in den Kreis derselben führen. Wollen Sie?"

Klingen befand sich vor der Entscheidung. Maltzahn's Warnungen traten ihm entgegen; er gedachte der flehenden Blicke Jeanne's, und dennoch durfte er dem Rittmeister nicht verweigern, diese Versammlung seiner Freunde zu besuchen — er hatte Wackerbarth ein Versprechen gegeben.

„Ich werde meine freie Entschließung bewahren," sagte er, „führen Sie mich zu Ihren Freunden."

Der Rittmeister ging mit ihm durch einige Zimmer, sie traten endlich in ein großes Gemach des hinteren Seitenflügels. Hier saßen an einer Tafel zehn bis zwölf Männer. Einige von ihnen trugen die Uniformen königlich sächsischer Regimenter, andere bürgerliche Kleidung. Klingen erkannte zunächst den Grafen Wackerbarth. Als der Rittmeister mit dem Baron eintrat, erhoben sich die Versammelten.

„Meine Freunde, ich stelle Ihnen den Herrn Baron von Klingen vor," sagte Anton von Servigni.

„Mein Freund," begann Graf Wackerbarth, „Sie finden uns hart an der Grenze der Entscheidung. Sie kennen die Gründe, welche uns veranlaßten, ein Bündniß zu schließen gegen die Tyrannei eines Mannes, der das Vaterland dem Verderben entgegenführt. Als ich Sie zuerst in Halle traf, versicherte ich mich Ihres Beistandes. Wollen Sie nun mit uns gehen? Es wird zugleich ein Vortheil für die Sache Ihres Königs sein."

„Ich bin neugierig zu hören, um was es sich handelt," sagte der Baron kalt.

„Sie sehen hier die Vertreter der besten Regimenter des sächsischen Militärs. Alle diese Herren sind Bestohlene — ein Räuber hat ihr Eigenthum an sich gerissen, und gegen diesen Räuber haben wir gemeinschaftliche Sache gemacht."

„Herr Graf — —"

„Die Zeit drängt. Wir wollen uns kurz fassen. Ein ungeheures Verbrechen ist begangen worden. Der König, unser Herr, wird durch Brühl bewacht, abgeschlossen und mit den Creaturen des Ministers umgeben; zu ihm kann keine Kunde des Verbrechens dringen, er kann nicht die Klagen vernehmen, er hat keine Ahnung von dem schreck=

lichen Vorgange. Erfahren Sie denn, daß seit achtundzwanzig Monaten an die Officiere der sächsischen Armee nicht ein Heller Besoldung gezahlt wurde, alles Geld für die braven Officiere floß in die Taschen Brühl's, alle Belege sind gefälscht; dem König wurden falsche Rechnungen vorgelegt, und die Mehrzahl seiner Officiere muß darben. Es ist ein Raub im großartigsten Maßstabe. Hier liegen alle Beweise, hier sehen Sie die Nachweise und Bescheinigungen, daß Brühl auf freche Art den König betrog, indem er falsche Rechnung legte, und es bedarf nur eines Augenblickes, dem Monarchen diese Beweise in die Hand zu geben. Glauben Sie, daß der Sturz Brühl's dann auf sich warten lassen würde?"

Der Baron hatte diese Eröffnung mit Staunen vernommen. „Wenn es sich so verhält, dann ist sein Fall sicher," sagte er.

„Wohlan denn," rief der Graf. „Nehmen Sie die Papiere, Sie werden spätestens übermorgen dem Könige vorgestellt werden; wagen Sie einen kühnen Schritt, entdecken Sie dem Monarchen die höllische Nichtswürdigkeit, und wenn Brühl einen Streich gegen Sie zu führen unternehmen sollte — dann werden wir Alle für Sie handeln. Wir selbst sind nicht im Stande, dem Monarchen nahe zu kommen, denn Brühl umgiebt uns und den König mit Spionen; Sie aber können das Land retten und sich den Dank Ihres Königs verdienen, wenn Sie den Minister stürzen."

Der Baron vermochte nicht sogleich zu antworten; der Unmuth schnürte ihm die Kehle zusammen. Es war nicht die Sache selbst, welche ihn in Zorn versetzte, denn er schauderte vor dem Staatsverbrechen Brühl's, aber es war der Gedanke, daß er ein Spielball wohlangelegter Intriguen

werden solle, daß der Graf und der Rittmeister ihn erkoren hatten, den kühnen Handstreich auszuführen, und daß, um ihn dafür zu gewinnen, Jeanne von Servigni eine elende Komödie gespielt, ihn getäuscht habe. Der Baron faßte sich schnell, indem er seine Pflicht allem Anderen vorstellte.

„Hören Sie meine Entgegnung auf diesen Antrag mit kurzen Worten, meine Herren," rief er. „Ich bin in Eid und Pflicht Seiner Majestät des Königs von Preußen, und ich habe laut meines Schwures und meiner Verpflichtung mich fern zu halten von allen Verbindungen, Zumuthungen oder Pacten, welche die Sache meines Herrn in Gefahr bringen könnten. Es wäre gewagt, wollte ich einen Schritt thun, der nur allein von den Angehörigen des sächsischen Landes unternommen werden darf. Ein Mißglücken brächte die Sache meiner Regierung in die schlimmste Lage; ich darf mich Ihnen in solcher Weise nicht hingeben — ich verweigere meine Hilfe."

„Und Ihr Versprechen?" rief Wackerbarth. „Sie wollten mit mir, Ihrem Freunde, Hand in Hand gehen."

„Wenn meine Pflicht nicht darunter leidet — ja, Herr Graf. Aber ich habe die strengste Weisung, mich fern zu halten von Ihrem Treiben."

„So sind Sie entweder durch Ihren Gesandten mit Brühl im Bunde, oder die preußische Politik beabsichtigt, einen schweren Schlag gegen Sachsen zu führen. In beiden Fällen wären Sie unser Gegner," rief Anton von Servigni, „und wir haben alle Ursache, uns vor Ihnen zu hüten!"

„Sie dürfen auf mich nicht zählen in dieser Sache," entgegnete Robert mit fester Stimme. „Ich bedaure, daß Sie, Herr Rittmeister, mich nach den ersten Stunden unserer

erneuerten Jugendbekanntschaft zu einer für mich und meinen Herrn gefährlichen Unternehmung anwerben wollten; ich beklage die Mittel, deren Sie sich bedienten."

„Herr Baron," rief Servigni, sich erhitzend, „Sie werden beleidigend!"

„Ich spreche die Wahrheit, und ich verlange, daß Sie mich sofort aus diesem Hause entlassen, wo mir ein Glück vorgespiegelt wurde, das ich mit einer Pflichtwidrigkeit erkaufen sollte!"

Die Anwesenden erhoben sich ein wenig tumultuarisch. „Entlassen? freilassen?" rief Servigni. „Das wäre nur unter Bedingungen zu gestatten. Wir haben Ihnen eine Eröffnung von höchster Wichtigkeit gemacht, und wir sind in Ihren Händen. Unsere Freiheit, unsere Köpfe vielleicht stehen auf dem Spiele, und wenn Sie aus diesem Kreise sich entfernen, ist unsere Existenz auf Ihre Zunge gestellt."

„Sie haben nichts von mir zu besorgen."

„Ein Mann, der eine so zweideutige Stellung einnimmt, muß uns sicherere Bürgschaften geben, als ein bloßes Wort. Sie werden dieses Zimmer nicht verlassen, ohne einen Eid, einen hohen Eid vor uns abgelegt zu haben, daß kein Wort des hier Gehörten über Ihre Zunge komme."

„Und wenn ich diesen Eid verweigere?" fragte der Baron, ruhig den Rittmeister anblickend.

„Dann werden Sie dieses Zimmer nicht lebend verlassen!" schrie Anton, seinen Degen ziehend.

„Ich werde mein Leben vertheidigen!" rief Robert, nach seinem Degen greifend. „Ich befinde mich unter Feinden; ich wurde in eine Falle gelockt!" Er trat einige Schritte zurück und nahm die Stellung eines Fechters an, der sich zum Pariren auslegt.

Die Verbündeten riefen und sprachen erregt durcheinander, sie umringten Servigni, und Wackerbarth beschwor sie, ruhig zu bleiben, aber der heißblütige Rittmeister rief: „Laßt ihn nicht hinaus; er muß uns schwören. — Ihr hört es deutlich: es ist etwas im Werke.“

Der Tumult ward stärker, aber plötzlich öffnete sich die Thüre, und auf der Schwelle erschien Jeanne. „Das Fräulein von Servigni!“ riefen die Genossen. Klingen trat erstaunt auf die Seite.

„Meine Herren,“ begann Jeanne, „was bedeutet diese heftige Scene? — welches Recht nehmen Sie sich heraus? Anton, tritt zurück!“

„Jeanne, was thust Du?“ rief der Rittmeister. „Wir haben mit dem Baron abzurechnen; nicht der Frauen Sache ist es, ein solches Unternehmen — —“

„Schweig!“ rief Jeanne, sich hoch aufrichtend. „Es ist eine Sache, bei der meine Ehre betheiligt ist. Dieser Mann kam vertrauensvoll in das Haus der Servignis, er wollte zum ersten Male diejenige sehen, welche bestimmt ist, dereinst sein Weib zu werden; er hatte keine Ahnung von der Gefahr, die ihm hier entgegentritt; er weigert sich, ein Gelübde zu thun, welches seinem Eide zuwider ist; er darf nicht in dem Glauben bleiben, daß Jeanne von Servigni um Euern Plan wüßte, daß sie es sein könnte, welche ihm eine Neigung vorgespiegelt, um ihn, den künftigen Schwager Anton's von Servigni, desto unlösbarer an Dein Unternehmen zu ketten. Dieser Mann hier geht frei aus, wie er es verlangte, und Sie Alle, meine Herren, werden dem freien Abzug nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen.“

Robert von Klingen athmete auf. Jeanne war also

nicht in dem Complot; sie hatte nicht eine erbärmliche Rolle gespielt. In der ganzen Fülle und Macht ihrer Schönheit stand sie stolz und erhaben der Versammlung gegenüber.

„Ich bin hier der Gebieter; ich fordere den Baron auf, uns sicher zu stellen," rief Anton, einen Schritt vorwärts dringend. Einige seiner Freunde folgten.

„Zurück!" rief Jeanne gebieterisch, die Hand Robert's erfassend. „Das Haus der Servignis ist keine Stätte dreister Gewaltthat; seine Gäste haben das Recht auf meinen Schutz." Ihr Ton, ihre Haltung waren so ausdrucksvoll und befehlend, daß die Wüthenden zurückwichen. Jeanne zog den Baron fort. „Kommen Sie, Herr von Klingen," sagte sie, „Sie werden nichts zu besorgen haben. Zwischen die Degen Ihrer Angreifer und Sie tritt Jeanne von Servigni."

Sie schritt mit dem Baron aus dem Zimmer und dann, in den Gang tretend, mahnte sie ihn zur Eile. „Zaudern Sie keinen Augenblick," flüsterte sie, „Ihr Wagen steht bereit; eilen Sie nach Dresden, in den Schutz Ihres Gesandten."

„Jeanne — Engel!" rief der Baron, ihre Hand an seine Lippen drückend. „Und ich konnte glauben — ich konnte voraussetzen —"

„Daß Jeanne von Servigni ihre Hand geliehen, Sie in eine erbärmliche Falle zu locken? Oh — Sie haben sich schwer versündigt gegen mich," sagte das Fräulein; „aber es sei Ihnen verziehen. Ob wir uns wiedersehen, wiederfinden, wer weiß es?"

„Gewiß, gewiß, wir finden uns wieder," rief der Baron. „Und hier, in diesem Augenblicke, wo Sie mich befreit, wo

Sie meine Ehre in Schutz genommen, hier gelobe ich, Ihnen anzugehören für ewig. Es bedarf keiner weiteren Prüfung; Ihr schönes, edles Herz ist genugsam erkannt durch das, was Sie gethan; ja wir finden uns wieder." Er drückte einen Kuß auf Jeanne's Stirne und eilte hinaus. Im Hofe stand der Wagen, der Baron warf sich hinein und befahl so schnell als möglich nach Dresden zu fahren.

Als Jeanne mit dem Baron das Zimmer verlassen hatte, blieben die Verbündeten in einer Art von Erstarrung sich gegenüber. Der ganze Vorfall war so plötzlich, so unerwartet gekommen, daß Niemand einen Entschluß zum Handeln hatte fassen können. Noch ehe eine Auseinandersetzung, eine Verständigung mit dem Baron stattfand, trat Jeanne zwischen die Handelnden und entführte den Bedrohten. Jetzt endlich lösten sich die Zungen, die verschiedensten Rathschlüsse und Meinungen schwirrten durcheinander, bis Graf Wackerbarth Ruhe gebot. „Meine Herren," sagte er, „der Preuße ist uns entschlüpft, und wir müssen allein handeln. Herr von Löweneck," fuhr er, sich zu einem bejahrten Officier wendend, fort, „es ist nun Ihre Aufgabe, die Sache durchzuführen. Sie werden für die Anklage eintreten."

„Ich bin bereit," sagte der Officier. „Wann wagen wir den Sturm?"

„Sobald der König die schriftliche Anklage in Händen hat — wir werden nun das Aeußerste wagen müssen. Servigni, Sie müssen noch heute nach Dresden. Setzen Sie sofort die Kurprinzessin in Kenntniß von dem Scheitern unseres Planes, den wir mit Klingen hatten. Wäre er darauf eingegangen, so hätten wir die ganze preußische Re=

gierung in die Sache verwickelt — der Diplomat ist uns also entgangen, und es bleibt nur noch die Sängerin."

„Aber wenn Klingen plaudert?" rief der Rittmeister.

„Ich fürchte es nicht. Geschieht es dennoch, dann haben wir Mittel in Händen, welche den Minister auf die Spuren eines argen Handels bringen können, und um diesen Preis wird er uns unangetastet lassen, und wir stehen als die Retter des guten Rufes der Alliance da. Triumphirt die preußische Politik, so stürzt Brühl ohnehin, ohne unser Zuthun, und die Sieger werden es uns nicht zum Schaden anrechnen, daß wir geschwiegen haben. In beiden Fällen nützen wir, denn das Land verzehrt sich unter Brühl's schrankenloser Willkür."

„Zu Pferde — zu Pferde!" rief der Rittmeister. „Die Kurprinzessin muß Nachricht haben — —"

Jeanne von Servigni lauschte in ihrem Schlafgemache; sie vernahm den Lärmen im Hofe, die Rufe und Befehle. Fackellicht bewegte sich hin und her, dann ward das Hofthor geöffnet, und Reiter sprengten auf die Landstraße. „Sie verlassen das Haus," flüsterte Jeanne. „Sie werden ihn einholen; — großer Gott, wenn sie eine Gewaltthat gegen ihn verübten?" Sie öffnete schnell das Fenster, die laue Nachtluft strich herein, und Jeanne blickte in den Hof, wo Anton von Servigni sich bei dem Lichte einer Fackel in den Sattel schwang. „Bruder," rief Jeanne hinab, „denk an die Ehre des Soldaten; laß Robert von Klingen ungehindert gehen, wenn Du ihm auf Deinem Wege begegnest."

Der Rittmeister blickte zum Fenster empor. „Nicht meine Hand wird an ihn gelegt werden — nicht die eines meiner Freunde," rief er. „Vielleicht greifen ihn die

Schergen des Gewalthabers, den er, mit uns im Bunde stürzen sollte.“ Jeanne trat mit leisem Rufe des Schreckens vom Fenster hinweg. Der Rittmeister gab seinem Pferde die Sporen und jagte in die Nacht hinaus.

— — — — — — — — — — — — —

Der Principal der hochberühmten Gesellschaft, Herr Kirsch, hatte seine Wohnung in der Wilsdruffer Gasse aufgeschlagen. Zugleich nach der Unterredung mit der Moszinska hatte Brühl die Angelegenheiten zwischen Moretti und Kirsch durch Herrn von Dieskau geordnet. Dieskau, der von dem Plane, welchen man mit der Sängerin vorhatte, in Kenntniß gesetzt war, betrieb natürlich die Vorbereitungen zum Auftreten derselben mit größtem Eifer. Gleichwohl ließ sich voraussehen, daß noch einige Tage verstreichen würden, ehe Dresden und sein Hof die Sängerin bewundern konnten, deren Ruf jetzt schon in aller Leute Mund war. Die Enthusiasten trugen sich mit den übertriebenen Geschichten von der Wirkung des Gesanges umher, den Sylvia aus ihrer Kehle hervordringen ließ, und von ihrer Schönheit berichteten die Elegants und Aventuriers nicht weniger Außerordentliches. Kirsch hatte es sich zum Gesetz gemacht, seine bedeutendsten Mitglieder vor ihrem Auftreten so wenig als möglich den Augen des Publicums Preis zu geben; er hielt dafür, daß ein höheres Interesse gewahrt werde, wenn der Künstler sich nicht mit dem Publicum allzu sehr vertraut mache. Aus diesem Grunde hatte Niemand die Sylvia gesehen, und dieser geheimnißvolle Schleier vermehrte noch die Begierde, das wunderhafte Mädchen kennen zu lernen. Da die Mitglieder seiner Gesellschaft in demselben Hause einlogirt waren, welches Herr Kirsch bewohnte, bildeten sie Alle eine Familie, und Sylvia,

deren Bedeutung keiner ihrer Collegen verkannte, ward wie ein bevorzugtes Kind gepflegt. Die Sängerin hatte seit dem seltsamen Abenteuer auf Schloß Stolpen vielfach über ihre Herkunft nachgedacht. Mehr als je beschäftigte sie sich in den Stunden der Muße mit Gedanken und Erinnerungen an ihre Jugendzeit und an die letzten Ereignisse, welche in gewissem Zusammenhange mit früheren Vorfällen zu stehen schienen. Inmitten dieser Erinnerungen tauchte die Gestalt Robert von Klingen's vor ihr auf, den sie nicht vergessen konnte. Sein bescheidnes, zurückhaltendes Wesen, seine freundliche Theilnahme hatten ihr wohlgethan — sie würde ihm gern noch einmal begegnet sein.

Kirsch war übler Laune. Es hatte sich nämlich etwas ereignet, das durchaus nicht in seine Berechnungen paßte; denn sein Grundsatz, bedeutende Mitglieder seiner Truppe nicht vor ihrem Auftreten in's Publicum zu bringen, mußte umgeworfen werden, weil ein Kammerherr der Kurprinzessin bei ihm erschienen war und im Auftrage Ihrer Hoheit die Sängerin Sylvia zu einer, bei der Kurprinzessin stattfindenden Soirée eingeladen hatte, um daselbst die Gäste durch einige Vorträge zu erfreuen. Kirsch durfte nicht Nein sagen und er mußte obenein sich noch beglückt stellen; seine üble Laune sollte jedoch zur Verzweiflung gesteigert werden. Eines schönen Morgens meldete sich der Rath Globig bei dem Principale. „Mein Freund," begann der Rath, als Kirsch vor ihm stand, „Er weiß, wer ich bin?" Kirsch kannte so gut wie Jedermann den gefürchteten Rath, der zu Brühl's Triumvirate: Loß — Stammer — Globig — gehörte. Er beugte sich daher tief.

„Ich komme," fuhr Globig fort, „im Auftrage des Herrn Ministers Grafen von Brühl." Bei diesem Namen

beugte sich Kirsch nicht — er zitterte. „Seine Excellenz nehmen lebhaften Theil an dem Wohlergehen Seiner Truppe.“ Kirsch stotterte einige Worte der Erkenntlichkeit. „Es ist vor allen Dingen Seiner Excellenz darum zu thun, daß die Sylvia, jene gefeierte Sängerin, für die Zeit des Auftretens in Dresden recht wohl sich befinde, da sie für die Amüsements des königlichen Hofes das Ihrige thun soll. Seine Excellenz meinen nun, daß eine so herrliche Stimme, wie jene Sängerin sie besitzen soll, hier, in diesem Hause, unter dem Lärmen der übrigen Gesellschaft, unter manchen anderen Zufällen leiden möchte; deshalb wünschen Seine Excellenz, daß die Sängerin Sylvia ein besonderes Quartier beziehe, woselbst sie ungestört während ihres Aufenthaltes in Dresden, mit allem nöthigen Vorrath an Möbeln und dergleichen versehen, verweilen könne.“

Kirsch erbleichte. Er sah in Gedanken Sylvia schon zur Beute Brühl's werden, denn offenbar wollte dieser das schöne Mädchen gewinnen. Damit war aber sein, des Principals, Wirken in Dresden zu Ende; denn Sylvia würde sofort unter die königlichen und kurfürstlichen Sängerinnen eingereiht werden. Er versuchte noch ein paar Einwendungen, indeß sagte Globig mit Nachdruck: „Seine Excellenz w ü n s c h e n es.“ Das war genug. „Nun hole Er die Sängerin, ich will ihr das Weitere mittheilen.“

Bald erschien Sylvia. Der Rath schreckte zusammen. „Welch' eine Aehnlichkeit,“ murmelte er. „Mademoiselle,“ begann er, „Ihr Principal hat Ihnen vielleicht schon mitgetheilt, in welchem Auftrage ich gekommen bin.“

„Nur flüchtig,“ antwortete Sylvia. „Ich bin nicht erfreut darüber; ich trenne mich ungern von meinen Collegen.“

Globig machte eine entschuldigende Geberde. „Sie müssen bedenken,“ sagte er, „daß Sie während Ihres Hierseins königliche Sängerin sind, und da muß man schon ein wenig auf hohe Wünsche Rücksicht nehmen.“

Sylvia blickte den Rath durchdringend an. „Und wo, an welchem Orte wird man mir eine Wohnung anweisen?“ fragte sie.

„Oh, Sie werden gleich sehen, daß man die besten Absichten damit verbindet. Sie werden nicht weit von hier fortziehen, und Ihr Quartier ist ein sehr bevorzugtes, denn es gehört gewissermaßen zum königlichen Schlosse.“

Kirsch machte eine zornige Bewegung. „Zum Schlosse?“ sagte Sylvia.

„Allerdings, wenn auch nicht vollständig. Ein Mann, der zum Beamtenstande gehört, wohnt unmittelbar am Schlosse oder vielmehr in einem Theil desselben. Dieser Mann, dessen Gattin und Familie sich des besten Rufes erfreuen, wird Ihnen, Mademoiselle, zwei Zimmer seiner Wohnung abtreten, woselbst Sie ihre Freunde empfangen und Ihre Studien treiben können. Auch würde es dann Seiner Majestät dem Könige sehr angenehm sein, Sie für die Soiréen des Hofes in der Nähe zu haben.“

„Und wer ist dieser Mann, mein zukünftiger Wirth?“

„Es ist der Geheime Cabinets-Canzelist Menzel. Ein in sehr gutem Rufe stehender Mann. Bedenken Sie, daß es der Wunsch Seiner Excellenz des Herrn Ministers ist, der wiederum nur dem Befehle Seiner Majestät Folge leistet.“

Sylvia blickte auf Kirsch, dieser machte ein Zeichen der Einwilligung. „Ich gehorche den Befehlen,“ sagte Sylvia, „obwohl ich lieber hier bliebe. Ich darf aber doch meine Genossen jeder Zeit bei mir sehen?“

„So oft Sie wollen — en fin, gefällt Ihnen die Wohnung durchaus nicht, so mögen Sie dieselbe aufgeben.“

Nach einigen Complimenten empfahl sich der Rath, und Kirsch konnte nun seinem Zorn freien Lauf lassen, den Sylvia durch die Tröstung milderte, daß sie bald genug wieder bei ihm sein werde. Noch an demselben Tage wurde Sylvia durch eine Sänfte in das neue Quartier gebracht, welches nicht weit von der Wohnung ihrer Collegen lag. Unten an der Thüre empfing sie der Cabinets-Canzelist Menzel. Das Aeußere dieses Mannes war vollkommen geeignet, die Worte Globig's zu bestätigen. Ein gutmüthiges Gesicht lächelte der Sängerin entgegen, zuweilen nur blickten die Augen ein wenig unstät, und den Mann schüttelte es, wie im leichten Fieberfrost. Frau Menzel war eine etwas starke Dame ohne jede besondere Auszeichnung, dann waren noch zwei Kinder da. — Alle diese Hausbewohner führten die Sängerin in die für sie bestimmten Zimmer. Sie waren nach dem Begriffe jener Zeit sehr elegant möblirt, und eines dieser Gemächer blickte auf die Straße, das andere in den Hof. Frau Menzel erzählte der Sylvia, daß sie und ihr Mann schon einige Male in hohem Auftrage diese Zimmer vermiethet hätten; weil der Verdienst ihres Mannes nicht allzu groß sei, hätten sie diesen Gewinn mitgenommen, da ihnen die Zimmer gut bezahlt würden. Mit dem Wunsche, daß die Sängerin sich hier wohl befinden möge, verließ Frau Menzel dieselbe.

Sylvia war allein. Sie gab ihren Gedanken eine kurze Audienz, dann begann sie ihre Habseligkeiten zu ordnen und in die Commoden und Schränke zu packen.

Das Haus war sehr still; nur von der Gasse tönte Lärmen. Das Fenster des Hinterzimmers sah auf den vier-

eckigen Hof. Dieser war mit Gras überwuchert und auf drei Seiten von zweistöckigen Gebäuden eingeschlossen. Die Seite, welche dem Fenster gegenüber lag, schien eine Gallerie zu sein; denn hohe Glasfenster zeigten sich dicht nebeneinander. Diese Gallerie führte in ein sehr hohes Gebäude, dessen graue Mauern mit ihren in tiefen Nischen liegenden Fenstern die vierte Seite des Hofes begrenzten. Kein lebendes Wesen war in dem Hofe, an den Fenstern oder in dem Gange zu erblicken, der sich arkadenförmig um das Erdgeschoß entlang zog und, wie ein Kreuzgang in Klöstern, um drei Seiten des Hauses lief.

Sylvia wurde durch diese melancholische Umgebung des Hauses noch schwermüthiger, als sie bisher gewesen. Sie konnte sich von ihrer Lage keine Rechenschaft geben, die wenigen Habseligkeiten waren bald geordnet, und die Sängerin nahm Platz vor dem kleinen Klaviere, welches in der Nähe des Fensters stand. Mechanisch griff sie in die Tasten, schlug einige Accorde an und begann, da sie das Instrument sehr schön und sehr wohlklingend fand, ein wenig zu phantasiren Die Töne verhinderten es, daß Sylvia den Eintritt zweier Männer hörte, welche leise gepocht und dann, als kein Ruf erschallte, von den Klängen gelockt, eingetreten waren. Erst als sie die Phantasie beendete, schlug ein leises Räuspern an ihr Ohr. Sie wendete sich erschreckt um, einer der Herren trat vor und machte ihr die übliche Verbeugung. Ein schöner, eleganter Herr, der zwar sehr einfach, aber doch reich gekleidet war, stand vor ihr.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," begann der Fremde, „wenn wir es wagen, Ihre Ruhe durch unsern Besuch zu stören."

„Ich bin noch nicht im Zustande der Ruhe, mein Herr," sagte die Sängerin. „Sie finden mich soeben erst im Begriff, meine neue Häuslichkeit zu betrachten."

Der Herr nahm ungenirt Platz. „Es wird nöthig sein, mich Ihnen vorzustellen," fuhr er fort, „ich werde kurz dabei sein. Ich bin der Staatsminister Graf von Brühl."

Sylvia trat verlegen zurück — sie stand dem gefürchteten Manne gegenüber.

„Erschrecken Sie nicht," sagte Brühl, die Sängerin mit einer Mischung von Staunen und Argwohn betrachtend. „Sie verdanken mir diese Wohnung; die Trennung von Ihren Collegen habe ich veranlaßt."

„Ob ich Euer Excellenz diese Trennung danken soll, — ich weiß es nicht," sagte Sylvia kühn. „Ich befand mich sehr wohl bei meinen Collegen." Sie blickte nach dem zweiten Herrn, der sich im Halbdunkel des Zimmers hielt.

„Mein Fräulein," sagte Brühl, an dem goldenen Knopfe seines Stockes kauend, „Sie werden mir später vielleicht danken, wenn Sie eine glänzende Stellung an diesem königlichen Theater einnehmen. Es ist schwer, aus den Banden eines Privatprincipals sich loszumachen. Ich habe diese Sache durchgeführt."

„Ich bekenne offen, Herr Minister, daß ich noch nicht recht einsehe, weshalb die Trennung nöthig war."

„Ich bin hier, um Ihnen Aufschluß darüber zu geben."

„Sie spannen meine Erwartung."

„Nun denn, haben Sie sich nicht erzählen lassen, daß gewöhnlich die ausgezeichneten Persönlichkeiten der Bühne, zu denen ich Sie rechne, in unseren Tagen nicht nur der schönen Stimme, der eleganten und reizenden Gestalt ihre Stellungen verdanken?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Minister."

„Ah — Sie werden mir erlauben, diesen Einwand belächeln zu dürfen — ich will aber schnell zur Sache kommen. In den bewegten Zeiten, welche wir durchleben, wird eine Dame Ihrer Stellung oft genug von den Parteien benutzt, welche an einem Hofe um die Herrschaft ringen. Es ist dies auch mit Ihnen im Werke."

„Sie erschrecken mich, Excellenz."

Brühl lächelte verschmitzt. „Sollten Sie mir gegenüber die gewandte Schauspielerin nicht bei Seite setzen?"

Sylvia machte eine Geberde des Unwillens.

„Keinen Zorn; wir wollen ganz offen sprechen. Waren Sie nicht bei Ihrer Reise nach Dresden auf einige Stunden im Schlosse Stolpen?"

„Allerdings."

„Nun — sahen Sie dort eine alte, im Schlosse wohnende Dame?"

„Die Gräfin Cosel?"

„Dieselbe. Ist Ihnen nichts aufgefallen? Haben Sie keine besonderen Vorgänge, keine Bewegungen des Gemüthes an dieser Gräfin beobachtet?"

„Die Dame wollte mich durchaus bei sich behalten."

„Sehen Sie wohl? Sie schienen ihr ein besonderes Interesse einzuflößen."

„Das ist wahr."

„Dort im Schlosse befanden sich außer Ihnen noch zwei Herren?"

„Auch das muß ich bejahen, und wie ich unten im Gasthofe hörte, soll einer derselben Graf Wackerbarth, der andere ein Herr von der preußischen Gesandtschaft sein."

„Es ist richtig," murmelte Brühl, „und diese Herren

schienen bereits von Ihrer bevorstehenden Ankunft in Dresden unterrichtet zu sein?“ fuhr er fort.

„Ich habe allen Grund, das anzunehmen.“

Brühl erhob sich. „Ich habe Ihnen diese Wohnung anweisen lassen,“ sagte er streng, „weil Sie, mein Fräulein, ohne es zu wissen, eine staatsgefährliche Dame sind.“

Sylvia that einen leichten Ausruf des Staunens.

„Ohne es zu wissen,“ sagte Brühl. „Sie sind gewonnen für die Dresdener Bühne, um hier zu singen; das ist richtig. Ich habe jedoch die Vermuthung, daß man Sie auch für andere Zwecke nach Dresden gerufen hat. Es werden vielleicht in ganz kurzer Zeit Ihnen Anerbietungen gemacht, es dürften Ihnen Zumuthungen gestellt werden, welche darauf hinauslaufen, Sie in eine sehr gefährliche Intrigue zu verwickeln, deren Leitung die Frau Gräfin Cosel, Graf Wackerbarth und verschiedene andere Personen übernommen haben.“

„Ich kann mir nicht denken, daß man es wagen sollte —“

„Ich will gern glauben, daß Sie solchen Dingen ganz fernstehen, daß Sie dergleichen Zwecke gar nicht zu durchschauen vermögen; damit Sie aber nicht ein Spielball der Aventuriers werden sollen, habe ich verfügt, daß Sie hiehergebracht wurden. Hier kann ich Sie beobachten und Sie warnen, wenn es Jemand einfallen sollte —“

„Aber, Excellenz,“ rief Sylvia, „wer könnte etwas und was von mir verlangen?“

„Ich will Ihnen einen kleinen Einblick in dergleichen Geheimnisse verschaffen. Seine Majestät der König interessiren sich lebhaft für die Oper, die schönen und talentvollen Sängerinnen sind einer Protection des Königs gewiß. Wenn nun zum Beispiel einige verwegene Leute

existirten, welche mich bei meinem Herren verleumden — anklagen wollten, so würden sie schwer einen Weg zum Ohre Seiner Majestät finden; denn ich bin stets in der Nähe meines Königs. Anders verhält es sich aber, wenn der König einer Dame mit Complimenten naht, wenn er befiehlt, daß etwa die talentvolle Sängerin Sylvia ihm eine Arie in seinem Zimmer vorsinge — wo dann nur Er allein den Tönen lauschen, den Genuß haben will, den ein herrlicher Gesang bereitet — ich dürfte dann nicht folgen. Wenn Sie nun jene Sängerin wären, wenn Sie allein bei dem Könige sich befänden, wenn meine Feinde Ihnen eine Anklage, ein Schriftstück in die Hand gesteckt hätten, mit der Weisung, solches Seiner Majestät zu übergeben; wenn man sie instruirt hätte, allen Liebreiz aufzubieten, um den König zur Annahme und Durchsicht jenes Documentes zu bewegen: sagen Sie, bei aller Ihrer Unbefangenheit, wäre das nicht ein trefflicher, sicherer Weg, den Monarchen für solche Zwecke zu gewinnen?"

„O Himmel, in welch' ein Labyrinth bin ich gerathen!" rief Sylvia erbleichend. „Ich schwöre Euer Excellenz, daß bis jetzt Niemand wagte —"

„Ich glaube es, und deshalb mache ich Sie aufmerksam, noch ehe ein solches Verlangen an Sie gestellt wird," sagte Brühl. „Ich habe bestimmte Anzeichen, daß Ihre Person nicht nur des Gesanges wegen nach Dresden gerufen wurde; und jene Herren, mit welchen Sie auf Schloß Stolpen bei der Gräfin Cosel zusammentrafen, waren nicht durch Zufall dort, sondern sie kamen hin, um mit der alten Dame zu conspiriren. Auch war die Zuneigung derselben für Ihre Person keine unerklärliche, sondern man wird Sie, gerade Sie als Vermittlerin in irgend einer

Intrigue benutzen wollen. Und ebenfalls nicht umsonst sind Sie zur Soirée der Kurprinzessin geladen. Ja, mein Fräulein, Ihre Person soll, wie ich vermuthe, zu einer noch größeren Verwirrung der Verhältnisse, zu einem Scandal, gemißbraucht werden."

„Excellenz, befreien Sie mich, lassen Sie mich fliehen aus Dresden."

„Das ist unmöglich. Der König will Sie sehen, hören; jene Leute haben Sie in die, ohne Zweifel gefährliche Lage gebracht. Hüten Sie sich, den Lockungen zu folgen!" Brühl's Stimme ward drohend. „Wenn Sie sich verleiten lassen, Ihre Hand für ein tollkühnes Unternehmen gegen mich zu leihen, so sind Sie verloren! Ich habe die Schlüssel in meiner Hand, welche die Thüren der Kerker öffnen und — für ewig schließen."

Sylvia lehnte sich halb ohnmächtig an den Sessel.

„Meine Person sollte benutzt werden, einen Scandal zu veranlassen?"

„Es dürfte dahin kommen." Brühl trat näher an die Sängerin. „Wissen Sie von Ihrer Herkunft? —" fragte er leise.

„Nichts, nichts," stammelte Sylvia.

„Wer waren Ihre Eltern?"

„Ich kannte sie nie."

„Haben Sie nie von der besonderen auffallenden Aehnlichkeit gehört, welche zwischen Ihnen und einer hohen Persönlichkeit stattfindet?"

„Nie!"

„Rufen Sie sich die Zärtlichkeit der Gräfin Cosel in's Gedächtniß zurück, und Sie werden vielleicht ahnen, daß jene Dame Ihnen nicht fernsteht."

Sylvia's Gedanken verwirrten sich; aber dennoch stieg eine Erinnerung aus all diesem Wirrwarr vor ihr auf; sie gedachte einer früheren Wahrnehmung, welche sie gemacht, daß nämlich die Gräfin trotz ihres Alters mit ihr, der Sängerin, Aehnlichkeit in Person und Gesicht habe.

„Wenn Sie jemals Ihren Namen mit dem der Cosel oder mit einer anderen Dame in Verbindung gebracht hören, weisen Sie Alles entschieden zurück, bleiben Sie aber fest bei der Behauptung, daß Ihr Jugendleben Ihnen durchaus nicht dunkel, Ihre Herkunft Ihnen wohlbekannt, und erzählen Sie den Leuten, daß ein simpler Zimmermann Ihr rechtmäßiger Vater gewesen sei, der mit Ihnen und seiner Familie bei Moritzburg lebte."

Sylvia wankte; ein halb erstickter Ruf entwand sich ihrer Kehle. „Sie — wissen — Sie — kennen —" röchelte sie.

„Man weiß, woher Sie stammen, aber Sie dürfen nie eine Andeutung geben, welche auf gewisse Spuren leiten könnte; denn eben dadurch würden Sie der Mittelpunkt eines ungeheuren Scandals werden; Sie würden Verderben über Personen bringen, die sich dafür furchtbar rächen könnten."

Sylvia raffte ihre ganze Kraft zusammen. „Herr Minister," sagte sie, „ich werde schweigen, und ich werde es leicht können, denn ich weiß wenig von den Tagen meiner Jugend, aber es giebt doch eine höhere Macht. Ich würde laut auf den Gassen um Hilfe rufen, ich würde — —"

„Sie kennen meine Gewalt nicht," sagte Brühl hohnlachend. „Dieses ganze Land halte ich in meinen Händen, und es giebt Niemand, der Ihnen gegen Brühl zu Hilfe kommen könnte; ja, in wenig Wochen schon gehöre ich zu den Mächtigsten auf Erden."

Sylvia ließ ihr schönes Haupt sinken.

„Fürchten Sie aber nichts," fuhr der Minister ruhig fort, „Sie haben sich nur von Allem fern zu halten. Singen Sie schön, singen sie hinreißend und folgen Sie stets meinen Anordnungen."

„Sie haben mir nutzlos Furcht gemacht," rief Sylvia, deren Empfindungen sich bei dem Gedanken empörten, daß sie eine Sclavin des Gewalthabers sei; „Sie haben das, was Sie mir von meiner Jugend erzählten, durch die Plauderei eines jener Herren gehört, welche Zeugen meines Gesprächs mit der Gräfin Cosel waren, und Sie setzen daraus eine Geschichte zusammen, um mich zu schrecken."

„Glauben Sie?" sagte Brühl, indem er leicht jenem Manne zuwinkte, der mit ihm gekommen war. Dieser trat näher. Er kam plötzlich aus dem Dunkel hervor und stand Sylvia gegenüber.

„Kennen Sie diesen Mann?" rief Brühl auf den Fremden deutend. Sylvia schlug die Augen auf; sie prallte entsetzt zurück. „Der Secretär aus Moritzburg — seine Augen — er ist es," rief sie und sank ohnmächtig in den Sessel. —

„Sie wird sich erholen," sagte Brühl; „vermeiden wir Eclat. Kommen Sie, Stammer. Ich denke, Sie wird sich in Acht nehmen." — Sie verließen das Zimmer.

VII. Die Soirée der Kurprinzessin.

Sylvia blieb eine Zeit lang in der Betäubung, ehe sich ihre Gedanken wieder sammelten. Sie erhob sich, wie nach schwerem Traume, und blickte in dem stillen Zimmer ängst=

lich umher; da sie Niemand mehr gewahrte, glaubte sie wirklich geträumt zu haben; aber bald genug rief sie die Unterredung in ihr Gedächtniß zurück, und als in ihrer Erinnerung das Gesicht des Secretärs wieder Gestalt annahm, konnte sie an der Wirklichkeit des Erlebten nicht mehr zweifeln. Wer war jene Person, welche eine Aehnlichkeit mit Sylvia fürchtete? Die Jugend, die vollständige Unkenntniß ihrer Herkunft, die Betheiligung des Secretärs, der ihr heut plötzlich wieder erschienen, an ihren ehemaligen Verhältnissen — dies Alles gab der Sängerin Stoff genug zum Nachdenken, aber schrecklicher noch war für sie die Gewißheit, daß sie in ein Labyrinth von Intriguen gerathen sei, daß sie zum willenlosen Werkzeug von Personen gemacht werden sollte, welche sich ihrer zur Durchführung eines gewagten und dem Minister gefahrbringenden Planes bemächtigt hatten.

So sehr Sylvia auch mit diesen Gedanken beschäftigt war, fühlte sie doch, daß augenblicklich kein Entrinnen möglich sei, sie erinnerte sich überdies, daß heute noch die Soirée bei der Kurprinzessin Maria Antonia stattfinde, zu welcher sie geladen worden, und, da der Abend schon hereindunkelte, begann sie an ihre Toilette zu denken. Sie rief zur Thür hinaus; ein junges Mädchen, die Tochter der Canzelistenfrau, erschien, und mit ihrer Hilfe schmückte sich die Sängerin, um in dem Kreise hoher Herrschaften würdig erscheinen zu können. Als sie ihren Anzug vollendet hatte, erschien Frau Menzel mit der Nachricht, daß die Sänfte unten warte.

Sylvia verließ das Zimmer, stieg in die Sänfte und ließ sich in das Palais der Kurprinzessin tragen. Hier fand sie bei ihrer Ankunft schon verschiedene Gäste versammelt,

auch einige Musiker der Hofkapelle erwarteten neugierig die Sängerin, und der Kammerjunker von Wessenberg führte sie zu Herrn von Dieskau, der sich ihrer besonders freundlich annahm. Sylvia war glücklich, Dieskau gefunden zu haben.

„Bleiben Sie hier in diesem kleinen Zimmer, bis das Concert beginnt," sagte der maître des plaisirs; „und verbannen Sie jede Angst. Die Königin und die Kurprinzessin werden, wie immer, sehr freundlich sein. Singen Sie recht aus vollem Herzen."

Der Mittheilungen Brühl's eingedenk, fragte Sylvia schüchtern: „Wird der König auch hier anwesend sein?"

„Heut Abend nicht," entgegnete Dieskau. „Majestät haben besondere Abhaltung."

Die Sängerin athmete leichter; sie hatte heut also nicht zu fürchten, daß man sich ihrer Person zu einer jener gefährlichen Vermittelungen bedienen werde, vor welchen der Minister sie gewarnt hatte.

Außer Sylvia sollte noch ein italienischer Sänger einige Piecen vortragen; die Mitglieder der Kapelle mußten eine Musikaufführung veranstalten, an die sich ein Souper der hohen Herrschaften schließen sollte.

Allmälig füllte sich der Saal mit Geladenen, deren murmelndes Gespräch Sylvia vernahm. Sie hatte von dem kleinen Zimmer aus Gelegenheit, die Eintretenden mustern zu können, und sie vermochte genau zu hören, wen die Thürsteher mit lautem Rufe meldeten. Eine große Menge unbekannter Namen ward in den Saal hineingerufen, die prächtig gekleideten Gäste wurden von reich galonirten Dienern mit Thee und Confect bewirthet.

Einige der Musiker waren zu Sylvia getreten, um ein

Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Sie führte dasselbe in zerstreuter Weise und blickte während der Unterhaltung auf die Ankommenden. „Seine Excellenz, der Herr Graf Maltzahn," rief der Thürsteher. Sämmtliche Gäste wendeten sich dem Eintretenden zu. Der Graf erschien mit seiner Gattin am Arme in dem Saale.

„Wer ist dieser Herr, dessen Person so große Aufmerksamkeit erregt?" fragte Sylvia.

„Es ist der preußische Gesandte Graf Maltzahn."

Der Graf wurde soeben von einer Gruppe Hofherrn bewillkommt; es schien eine Vorstellung stattzufinden, denn er präsentirte einen jungen, elegant gekleideten Cavalier einer ältlichen Dame. Als Sylvia den jungen Mann genauer betrachtete, konnte sie eine Bewegung nicht unterdrücken; sie hatte Robert von Klingen wiedererkannt — den Fremden, den Gast der Gräfin Cosel, der sich so freundlich der Sängerin genähert hatte. Sylvia war erfreut, sie wußte selbst nicht weshalb, den Baron in der Gesellschaft zu wissen, sie fühlte sich nicht mehr ganz allein, ganz ohne Schutz. „Und jener Herr ist?" fragte sie.

„Der neue Gesandtschaftsattaché, wie es heißt," antwortete der Musiker.

Um die neunte Stunde öffneten sich die Flügelthüren, den Hof einzulassen. Es erschienen die Königin Maria Josepha, der Kurprinz Friedrich Christian, die Kurprinzessin Maria Antonia, die Prinzen Xaver, Carl, Albert, Clemens, die Prinzessin Maria Christine. Es erfolgte nun eine kurze Begrüßung der Gäste durch die Herrschaften, und dann nahm Alles Platz auf den bereit gehaltenen Stühlen, die Mitglieder der Kapelle eilten auf das improvisirte Orchester, und die Ouvertüre begann. Als sie beendet war, erschien

Dieskau in dem Wartezimmer. Die hohen Herrschaften hatten sich von ihren Sitzen erhoben, und es wurde eine rauschende, fast lärmende Unterhaltung geführt. Niemand schien sich um die Gegenwart des Hofes zu kümmern, aber es war ein besonderer Vorzug aller Gesellschaftsabende der Kurprinzessin, daß an ihnen jedes steife Ceremoniell verbannt wurde. Kaum war Dieskau in dem Wartezimmer erschienen, als auch fast zugleich mit ihm ein anderer Bekannter der Sängerin eintrat — der Graf Wackerbarth.

„Mon dieu, ich hoffte nicht, Sie so schnell wieder zu sehen," sagte der Graf sehr freundlich; „ich bin ganz enchanté davon. Sie werden hier in Dresden bald genug die Köpfe verrücken."

„Herr Graf," sagte Sylvia, sich verbeugend, „Sie waren gleich bei meiner Ankunft in Stolpen ein guter Engel für mich und meine Collegen, ich begrüße dieses Zusammentreffen mit Ihnen als eine günstige Vorbedeutung."

„Möge es so sein, ma petite. Sie werden hoffentlich reüssiren. Ihr Ruf ist bedeutend, und da Sie jetzt schon die Kurprinzessin sprechen will — —"

„Mich?"

„Gewiß," fiel Dieskau ein; „ich kam hieher, um Sie der Hoheit vorzustellen."

Sylvia wurde unruhiger, sie bedachte jedoch, wie es ganz natürlich sei, daß die Kurprinzessin eine fremde Sängerin sprechen und dieselbe sich vorstellen lassen wolle.

„Ich bin so frei," flüsterte Graf Wackerbarth, während Dieskau mit Poppe, dem Orchesterdirigenten, sprach. „Ich bin so frei, Sie in Ihrem eigenen Interesse darauf hinzuweisen, daß die Kurpinzessin eine sehr mächtige Dame ist. Sie ver=

mag viel an diesem Hofe, und besitzen Sie ihre Gunst, so werden Sie sich leicht eine brillante Stellung machen."

Sylvia horchte betroffen auf; immer wieder erschien eine neue, bedeutungsvolle Person auf der Scene. „Ich wüßte nicht, weshalb ich jetzt schon Versuche machen sollte, mich um eine Stellung zu bewerben, Herr Graf," sagte sie. „Es ist noch nicht einmal entschieden, ob ich überhaupt in Dresden bleibe."

„Möchten Sie nicht hier bleiben?"

Sylvia schwieg.

„Sie möchten es doch wohl. Nun denn, folgen Sie den Wünschen der Kurprinzessin, und es wird nicht schwer werden, Ihnen einen brillanten Succeß zu schaffen. Wenn Höchstdieselbe eine Bitte, einen Wunsch hegen sollte, der Ihnen vielleicht seltsam vorkommen möchte —"

Sylvia ergriff ein Zittern. „Welchen Wunsch? ich verstehe Sie nicht, Herr Graf. Ah, vielleicht, daß ich ein besonderes Musikstück singen soll? wie?"

„Ja — ja. Oder auch etwas Anderes. Etwa — eine kleine Ueberraschung für Seine Majestät, zum Beispiel: der Monarch würde Ihnen morgen nach Ihrem Debüt einige freundliche Worte sagen, würde Sie auffordern, sich eine Gnade zu erbitten, dann könnten Sie, par exemple, sagen: die Gnade, Majestät, welche ich mir erbitte, besteht darin, daß ich mir erlauben darf, Euer Majestät einen Brief zu überreichen, den mir die Frau Kurprinzessin für Euer Majestät zugestellt hat, und dadurch Euer Majestät recht warm zur Lectüre empfehlen möchte."

Sylvia trat erschrocken zurück. Brühl hatte also richtig vorausgesehen; die Versuche, die Sängerin in eine der

Hofintriguen zu verwickeln, begannen. „Man wird mich mit solchen Aufträgen nicht betrauen,“ sagte Sylvia.

Graf Wackerbarth konnte ihr nicht Aufschlüsse geben, denn Dieskau trat heran und reichte ihr die Hand. „Ich werde Sie jetzt Ihrer Majestät der Königin und den hohen Herrschaften vorstellen,“ sagte er. Er führte Sylvia aus dem Zimmer in den Saal. Bei ihrem Eintritte rauschte es durch den weiten Raum, als ob ein kleiner Wasserfall seine Wellen über Gestein ergieße; denn alle Herren und Damen in den sammtnen und seidnen Kleidern wendeten sich um. Sylvia erröthete und schlug die Augen nieder. Alle diese Pracht, diese Lichter, dieses Geräusch blendeten und verwirrten sie; sie vermochte nur einzelne Ausrufe zu vernehmen: „Merkwürdig!“ „Noch nicht dagewesen!“ und Aehnliches. Es war ihr nicht klar, um was es sich bei diesen Ausbrüchen des Erstaunens handelte, und ehe sie noch eine Vermuthung hegen konnte, stand sie vor der Königin und der Kurprinzessin, umringt von den Prinzen und Prinzessinnen, welche sie neugierig betrachteten.

Auch auf die beiden höchsten Damen schien die Persönlichkeit der Sängerin mächtigen Eindruck zu machen, sie vermochten, von dem Anblicke Sylvia's augenscheinlich bewältigt, nicht sogleich die Worte der Begeisterung zu finden, und erst nach längerer Pause sagte die Kurprinzessin: „Mademoiselle, ich danke Ihnen, daß Sie so bereitwillig meinem Wunsche nachgekommen sind.“

„Er war Befehl für mich,“ entgegnete Sylvia bescheiden.

„Sie werden uns durch eine Arie erfreuen?“

„Hoheit haben zu entscheiden. Ich habe dem Herrn Baron von Dieskau gestern bereits drei Piecen zur Auswahl vorgelegt und alle drei mit dem Orchester probirt.“

„Welche wollen Sie zuerst singen?“

„Die Schmerzensarie aus der Oper Ezio.“

„Gut also. Beginnen Sie.“

Die Kurprinzessin gab ein Zeichen. Die Versammlung nahm ihre Plätze ein, und Sylvia, von Wessenberg geführt, stieg auf das Podium des kleinen Orchesters.

„Sie muß dem Könige eine sehr willkommene Erscheinung sein — die Verwandtschaft ist nicht abzuleugnen,“ sagte die Kurprinzessin. „Diese Gestalt verschafft ihr überall Eingang.“

Sylvia hatte Stellung genommen, sie entfaltete das Notenblatt, ihr schönes Gesicht, die edlen Formen ihrer Gestalt zeichneten sich auf der Erhöhung doppelt reizend für alle Zuschauer aus, und als ihre herrliche Stimme ertönte, lauschte Alles mit verhaltenem Athem diesen mächtigen und doch so lieblichen Klängen. Sylvia war mit ihren Gedanken, mit ihrem ganzen Sinnen nur bei der Ausführung des schönen Musikstückes; sie hatte alles Andere vergessen, und selbst die Aufregung, welche plötzlich am Eingange des Saales entstand, vermochte nicht, die Sängerin nur eine Minute aus der Fassung zu bringen. Diese Aufregung hatte einen sehr triftigen Grund, denn der Premierminister Graf Brühl war soeben eingetreten. Er gehörte zur Zahl der Geladenen, und er hatte sich „im Dienste des Königs“ verspätet.

Als Sylvia schloß, brauste ein Sturm des Beifalls durch den Saal, zu dessen Beginn die Königin durch lauten Applaus das Zeichen gegeben hatte. Die zurückgehaltenen Rufe und Aussprüche der Bewunderung schwirrten nun fessellos unter den Hörern umher, die Sängerin ward wieder zur Königin geführt, sie erhielt eine Fülle von Lobsprüchen;

dann ward ihr ein Platz in der ersten Reihe angewiesen, und sie konnte genau den Empfang beobachten, welcher von Seiten der hohen Herrschaften dem Grafen Brühl zu Theil wurde, als er zur Königin trat. Nichts verrieth die geringste Spannung zwischen den Damen und Herren der königlichen Familie und dem Minister; man bewillkommte sich herzlich, freundschaftlich. Brühl trat dann zu Sylvia.

„Ich freue mich, Mademoiselle, Sie von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen," sagte er mit bedeutungsvollem Blicke.

Sylvia machte ein tiefes Compliment. „Ich schätze mich glücklich, Excellenz," sagte sie.

„Ich hörte so viel von Ihnen."

Brühl machte, wie unwillkürlich, eine kleine Bewegung nach rückwärts; dadurch entfernte er sich von den Sitzen der hohen Herrschaften, und Sylvia war genöthigt, ihm zu folgen.

„Sie haben recht gehandelt," flüsterte er. „Ich werde Sie beobachten. Schweigen Sie zu Jedermann über unsere Zusammenkunft. Ich hoffe, Sie nehmen meine Lehren zu Herzen."

Sylvia seufzte tief auf. Brühl machte ein verbindliches Compliment und ging dann zu dem österreichischen Gesandten, Grafen von Sternberg, mit dem er eine Unterhaltung begann, die von den Instrumenten des Orchesters übertönt wurde.

„Ich habe heut Abend Depeschen erhalten," sagte Sternberg halblaut. „Die Sachen gehen gut, der Abschluß mit dem Versailler Cabinet ist so gut wie abgemacht."

„Mon ami, das ist mir nichts Neues," sagte Brühl.

„Sie wissen? —"

„Alles. Ich erhielt zu gleicher Zeit die Nachrichten — nur stimmen wir darin nicht genug überein, daß die Sache abgemacht sein sollte. Ich erhalte durch Rouville die Nachricht, daß nur ein Vertheidigungsbündniß zwischen Wien und Versailles abgeschlossen ist, jedoch kein Offensivtractat. Es handelt sich nicht um ein Vorgehen gegen Preußen, sondern nur die Möglichkeit eines Angriffes von Seiten König Friedrich's ist in Aussicht genommen."

„Eh bien, ist das nicht genug?"

„Nicht genug, um mit voller Gewißheit auf baldigen Beginn des Krieges rechnen zu können."

„Weshalb nicht, lieber Graf Brühl? ohne Zweifel —"

„Graf Sternberg, keine Illusionen. Sie wollen durchaus einen Angriff der Preußen abwarten, Sie können alt dabei werden. Glauben Sie mir, König Friedrich der Zweite denkt nicht daran, uns anzugreifen; er sitzt in Berlin oder Potsdam ganz ruhig und zufrieden, wenn man ihm Schlesien läßt. Das beweisen die in letzter Zeit aufgefangenen und von mir geöffneten Briefe. Der preußische König ist mit einer wahrhaften Aengstlichkeit auf jede Notiz erpicht, welche ihm Gewißheit über das friedliche Verhalten der auswärtigen Cabinets giebt."

„Sie täuschen sich vielleicht auch."

„Keineswegs. Kaunitz sollte nur schnell zum Angriff treiben. Preußen ist nicht vorbereitet, und wir sind in zehn Tagen in Berlin."

„Auch die sächsische Armee?"

„Gewiß. Ich habe meine dreißigtausend Mann."

„Auf dem Papiere, oder in Wehr und Waffen?"

„In Waffen," sagte Brühl nicht ohne Verlegenheit.

„Herr von Klingen," flüsterte Graf Maltzahn Robert zu,

der, ganz versunken in den Anblick Sylvia's, hinter dem Gesandten saß. „Herr von Klingen, sehen Sie, wie Brühl und Sternberg die lauten Passagen des Orchesters benutzen, um sich recht gemüthlich zu unterhalten? Es wird über uns hergehen. Glauben Sie mir, die Sachen sind weit genug gediehen; oh, wenn wir nur erst eine Gewißheit in Händen haben, daß die Coalition vollendet ist gegen uns — vielleicht — vielleicht. —" Er lächelte bedeutsam.

„Sie meinen, ich hätte den Militärbestand nicht in der ganzen Ausdehnung beisammen?" fuhr Brühl, zu Sternberg gewendet, fort.

„Oho, lieber Graf," sagte der Oesterreicher, „nicht so heftig; ich bin Ihr Freund."

„Was soll mir hier in diesem Augenblicke die Betheurung? Wissen Sie etwas? he, sagen Sie deutlich, was wissen Sie?" Brühl's Gesicht verrieth Unruhe.

Sternberg drückte des Ministers Hand und neigte sein Haupt dicht zu Brühl's Ohr hin. „Sind Sie genau unterrichtet? Haben Sie Gewißheit, daß in Ihrem Cabinet Alles zuverlässig ist?"

„Die alten Geschichten," lächelte Brühl.

„Mag sein, der König ist gewarnt worden," fuhr Sternberg fort.

„Ich weiß es. Zettel — Wische unter dem Teller."

Sternberg biß sich die Lippen. „Und weiter?" sagte er.

„Weiter? nun, mein Himmel, was noch?"

„Die sächsische Armee?"

„Ist auf dem Posten, wenn Oesterreich und Frankreich sie brauchen will. Aber Sie wollen ja nicht den König von Preußen erzürnen," lachte Brühl bitter. „Sie wollen ja vor Europa nicht die Rolle des Angreifers spielen; Sie

wollen ja lieber auf den Angriff warten, dabei kann die Kaiserin freilich Schlesien nicht wiedergewinnen, und es bleibt Alles beim Alten, denn Friedrich der Zweite wird nichts unternehmen, und ich werde nur die sächsische Armee in Kriegsstand setzen, wenn ich von wirklich energischen Anstalten der Herren in Wien, Versailles und Petersburg vernehme."

„Mit, oder ohne Geld?" fragte Sternberg ernst.

Brühl fuhr zusammen. „Was — soll — das heißen?" keuchte er.

„Es soll heißen," fuhr Sternberg fort, „daß Sie sich weit eher mit Ihrer Person beschäftigen und vorläufig die Sache den großen Cabinets überlassen sollten, Angriff oder Vertheidigung zu überlegen, als schon jetzt auf eine Attaque gegen Preußen zu dringen, da ja nach Ihrer Ansicht König Friedrich selbst nicht an Ernstliches denkt."

„Aber er kann doch später wieder daran denken, und dann — ah bah! er wird sich hüten, wieder anzubinden; er möchte nichts weiter, als mich beseitigt sehen; aber Sie, Sie, Graf, Sie verbergen mir etwas, das für meine Stellung von Wichtigkeit sein muß; Sie sind im Besitze eines Projectes, einer Machination gegen mich."

Sternberg drückte ihn in den Stuhl. „Warten Sie, bis die Musik zu Ende ist, dann sollen Sie mehr hören."

Brühl saß auf Kohlen, und kaum hatten die Musiker geendet, als der Minister sich mit Sternberg erhob.

„Kommen Sie zu meiner Frau," sagte Graf Sternberg. „Sie wissen, sie ist Ihre beste Freundin und conspirirt gern für Sie. Sie wissen, daß wir erkenntlich sein müssen."

Graf Sternberg sagte die Wahrheit, denn die Gräfin erhielt die werthvollsten Geschenke von Brühl, und Hundert=

tausende gingen an den Bruder der Gräfin, den Grafen Stahremberg, der österreichischer Gesandter in Paris war. Als Brühl und Sternberg bei der Gräfin angekommen waren, entfaltete diese ihren Fächer und lispelte hinter demselben hervor: „In das Porzellancabinet.“ Sie rauschte, Luft fächelnd, aus dem Saale, und im anscheinend gleichgiltigen Gespräche folgten Brühl und Sternberg, und, da Alles ehrerbietig vor dem Minister Platz machte, kamen Beide schnell in das Cabinet, wo sie vor Zeugen ihrer Unterredung sicher waren.

„Sie haben gewiß vom Grafen gehört — —“ begann die Gräfin.

„Nein, ich soll von Ihnen hören,“ sagte Brühl.

„Brühl! Brühl!“ rief die Gräfin. „Sie haben nicht gut regiert.“

„Aber was, wo, wie?“

„Kurz denn. Die Officiere der Armee bereiten einen Schlag gegen Sie vor.“

„Einen Schlag!“

„Ja. Seit achtzehn Monaten sind ihnen keine Besoldungsgelder gezahlt worden.“

Brühl erbleichte; seiner Schuld sich bewußt, fühlte er trotz aller Unverschämtheit, daß eine so furchtbare Anklage, ein so ungeheures Vergehen ihn stürzen müsse; er sah ein, daß die schändlich benachtheiligten Leute für ihre Existenz kämpfen würden.

„Und — dieses ist schon in eine Form gebracht? diese — diese Anklage?“ stotterte er.

„Es ist also wahr?“ fragte Sternberg.

„Allerdings — zum Theil. Die königlichen Vergnügungen kosten viel.“

Um des Himmels willen eilen Sie, bringen Sie Alles in's Geleise," bat die Gräfin; „denn die Entdeckung steht vor der Thür. Mein ehemaliger Hofmeister ist Verwalter auf dem Sitze der Servignis; dort finden die Zusammenkünfte der Officiere mit Wackerbarth statt, dort ist entschieden worden, daß dem Könige ein sorgfältig gearbeitetes Memoire überreicht werden soll, welches alle Ihre faux pas in der Finanzverwaltung nachweist und Sie, den Minister — pardonnez-moi, mon ami, es ist der Ausdruck Ihrer Feinde — des Unterschleifs der Staatsgelder anklagt, weil Sie die Besoldungen der Officiere in Ihre Tasche gesteckt hätten."

„Und das will man dem Könige übergeben?" keuchte Brühl in Zorn und Besorgniß. „Wer wollte das wagen? wer könnte dem Monarchen so nahe kommen."

„Der Oberst von Löweneck will die Anklage erheben," fuhr die Gräfin fort. „Heut hat mein Spion mir berichtet, es sei noch nicht genau entschieden, auf welchem Wege diese Anklage dem Könige überreicht wird, da man Ihre Macht und Vorsicht kennt. Ein preußischer Gesandtschaftssecretär — er befindet sich hier — jener Herr von Klingen, der die Jeanne von Servigni heirathen soll, wurde erwählt, doch hat er wahrscheinlich abgelehnt; nach ihm ist eine Person erwählt worden, auf welche Sie kaum fallen dürften."

Brühl's Augen funkelten. „Welche wäre dies?" fragte er.

„Die Sängerin Sylvia."

„Ha!" rief der Minister, „ich täuschte mich nicht. Jener Baron von Klingen ist auch mit im Complot, meine Person soll beseitigt werden, damit die preußische Partei vollkommen freies Spiel hier am Hofe hat. Sehen Sie, Graf, wie wenig die höheren Interessen den König von

Preußen kümmern? Ich, nur ich allein bin der Gegenstand seines Hasses; gegen mich führt ein König den Krieg."

Graf Sternberg zuckte die Achsel. „Es ist möglich," sagte er. „Sie sind es sich schuldig, den Schlag zu pariren. Sie kennen Ihren Souverain; wenn er für eine Persönlichkeit eingenommen ist, dann steht die Sache immerhin für Sie auf dem Punkte, gefährlich zu werden."

Brühl that einen Gang durch das Zimmer; dann wendete er sich schnell um. Er schien einen plötzlichen Entschluß gefaßt zu haben. „Kehren wir jetzt in den Saal zurück," sagte er. „Ich werde meine Maßregeln treffen. Ich bitte Sie, Graf, theuerste Gräfin, gehen Sie."

Brühl verweilte noch einige Zeit in dem Zimmer, er trat dann an die Thüre und winkte dem nächsten Lakaien. „Suche Er mir den Rath Loß, aber gleich, und bescheide Er ihn in dieses Zimmer." Es gelang dem Diener, den Rath aus der Menge herauszufinden.

„Loß," redete Brühl ihn an, „wir schweben in einer sehr unangenehmen Verwicklung."

„Excellenz, das wäre das erste Mal."

„Ich möchte Ihnen das bestreiten; aber genug, ich bedarf Ihrer Dienste. Sie wissen, daß die Soldzahlungen der Officiere einige — einige Unterbrechungen erlitten haben."

„Geschäftsstockungen, weiter nichts."

„Natürlich, wir brauchen eben schnell Geld zu andern Dingen; aber wir stehen in Folge dieses Manövers Unannehmlichkeiten bevor; ich muß die Sachen ordnen. Wir müssen sofort Zahlung leisten."

Loß spielte etwas verlegen mit seiner Uhrkette. „Es wird nicht so leicht sein," sagte er.

„Ich habe bereits überlegt,“ entgegnete Brühl. „Begeben Sie sich auf der Stelle von hier fort zum Kriegszahlmeister Bis Morgen Mittag will ich genau wissen, wie hoch die rückständigen Summen sich belaufen. Morgen Abend um sechs Uhr werden dann so viel Steuerscheine in meinem Zahlungsbüreau disponibel sein, als die ausstehende Forderung des Officiercorps beträgt, übermorgen wird der Kriegszahlmeister in meinem Büreau sein und über den Empfang der rückständigen Summen quittiren.“

„Steuerscheine?“ fragte Loß mit einer Miene des Zweifels.

„Steuerscheine,“ wiederholte Brühl. Es hatte den Anschein, als ob der Minister sich viel zu Gute auf diesen Einfall that, der eine der schrecklichsten Finanzmaßregeln auf's Neue zur praktischen Anwendung bringen sollte. Schon seit 1747 waren die Finanzen Sachsens im Zustande der größten Zerrüttung, 1750 machte die bisher treffliche Steuer Sachsens Bankerott, und der Minister hatte Depositen und Wittwengelder in Beschlag genommen. Die Behörden, welche diese Gelder einliefern mußten, erhielten sogenannte Steuerscheine dafür, mit denen die Forderungen gezahlt wurden, und diese Scheine dienten sogar zur Zahlung der mit Beschlag belegten Waisengüter; Brühl wollte selbst Kirchen und milde Stiftungsgelder angreifen. Das Erstaunen des Raths Loß war daher ganz gerechtfertigt, aber der Minister ließ so etwas gar nicht aufkommen. „Die Sache muß gemacht werden. Beamte in meinen Diensten, welche in wichtigen Momenten nicht bei der Hand sind, kann ich nicht brauchen,“ sagte er bedeutungsvoll.

„Werden die Steuerscheine bereit sein?“

„Sie werden bereit sein," antwortete Loß mit Verbeugung.

„Eh bien, und damit die Sache ein sehr nobles Exterieure gewinnt, wird aus meiner Kasse den Officieren der laufende Monat baar in Gold gezahlt; sie haben darüber auf Ehrenwort zu quittiren — Cest-c'a."

Loß machte eine zweite Verbeugung. Brühl konnte recht gut den Monat zahlen; er hatte ja bis zum Beginn des Jahres die Löhnung für 13,000 Mann Soldaten erspart und dieselbe in seine Tasche gesteckt.

„Eilen Sie jetzt zum Kriegszahlmeister, mein lieber Loß; wir müssen Geschäfte schnell abthun," sagte er freundlich und that ein Paar Schritte gegen die Thür, als ihm plötzlich Graf Maltzahn in den Weg trat.

„Ah — mon cher!" rief der Minister, den Rath Loß hinaus schiebend, „ist die Arie der Sylvia zu Ende?"

„Soeben, Excellenz," entgegnete Maltzahn; „sie singt vortrefflich."

„Ja, ja, wir kommen hier in Dresden immer weiter. Es freut mich, daß Sie mit der Sängerin zufrieden sind, es wird das auch für Ihre Attachés eine kleine Genugthuung sein."

„Excellenz sprechen ein wenig in verblümter Rede," sagte Maltzahn.

„Oh, nicht doch. Ich weiß, daß einer Ihrer Herren, der elegante Herr von Klingen, sich lebhaft für Sylvia interessirt."

„Mir unbekannt."

„Vraiement? dann bin ich besser unterrichtet als Sie. Der Herr von Klingen machte die Bekanntschaft jener in=

teressanten Person bei der Gräfin Cosel auf Schloß Stolpen," fuhr der Minister heraus.

Graf Maltzahn war ein gewiegter Diplomat; er erfaßte sofort die Situation, welche ihm günstig erschien; denn er gedachte der Mittheilung Robert's, nach welcher die Cosel Kenntniß von dem Spionirsystem hatte, das seit längerer Zeit im Interesse Preußens durch die Gesandten etablirt worden war. Maltzahn wollte die gefährliche Frau unschädlich, oder doch minder gefährlich für seine Unternehmungen machen. „Sie erzählen mir da eine Neuigkeit," sagte er, sich verwundert stellend. „Einer meiner Attachés bei der Cosel?"

„Gewiß! Sie sehen, ich bin genau unterrichtet, und da uns der Zufall hier entre quatre murs zusammenbringt, so will ich die Gelegenheit nützen, Ihnen, bester Graf, mein gerechtes Erstaunen, meine Mißbilligung auszudrücken darüber, daß Ihre Herren Gesandtschaftssecretäre mit Personen verkehren, welche sich aus dem Anzetteln gefährlicher Intriguen ein Gewerbe machen."

„Intriguen?"

„Ja, mein Herr Graf. Ich stehe mit Ihnen, also mit Preußen, mit Ihrem Souverän im besten Vernehmen; ich will Alles auf die nobelste Weise ordnen, und doch verkehren Ihre Leute mit denjenigen, welche den Sturz meiner Person beabsichtigen und bearbeiten."

„Excellenz, Sie enthüllen mir da ein Geheimniß, von welchem ich keine Ahnung hatte. Ah, doch — ich will aufrichtig sein, richtig; Herr von Klingen hat mir einige Mittheilungen gemacht."

Brühl sah den Gesandten scharf an. „Darf ich um diese Mittheilungen wissen?"

„Oh, ich habe keine Ursache, Ihnen solche zu verhehlen; ich will sogar dadurch Ihnen den Beweis führen, daß meine Secretäre und Attachés sich viel mit der inneren Politik beschäftigen, und Sie können annehmen, daß Herr von Klingen nicht so ohne Weiteres auf Schloß Stolpen erschien; denn er hat mir berichtet, daß die Gräfin Cosel an der Spitze einer Partei steht, welche sich das Ziel gesteckt hat, Sie, Herr Minister, zu stürzen."

Brühl schreckte auf.

„Daß diese Mittheilungen einen ganz bestimmten Kern haben müssen," fuhr Maltzahn fort, „geht daraus hervor, daß die Gräfin, um Sie, Herr Minister, der Leichtfertigkeit in der äußeren Politik zu beschuldigen, um Sie bei Ihrem Herrn, dem Könige von Sachsen, zu verdächtigen, die Verleumdung und die müßige Erfindung nicht scheut, sondern durch geschickte Agenten Ihrem Souverän unter der Hand Eröffnungen machen läßt, oder lassen will, daß Sie, Herr Minister, weder wachsam noch treu bei Erfüllung Ihrer staatsmännischen Pflichten zu Werke gehen. Die Gräfin will nämlich Ihrem Könige die Weisung zukommen lassen, daß aus dem Cabinets-Archive nach Berlin hin Actenstücke, Depeschen und die Copien wichtiger Protokolle versendet werden. Ob diese Mittheilung bereits an Seine Majestät gelangt ist, weiß ich nicht."

Brühl stieß einen Zornesruf aus; er schlug mit der Hand die Lehne des Sessels. „Es ist richtig so!" rief er, seines Unmuthes nicht mehr Herr.

Maltzahn unterdrückte mühsam eine Regung der Freude. „Sie sind gewarnt," murmelte er vor sich hin. „Ich muß eilen und auf der Hut sein."

„Diese Gräfin ist gefährlich," sagte Brühl.

„Gewiß, Excellenz, und sie ist ganz geeignet, eine große Verwirrung herbeizuführen; denn wenn dergleichen Intriguen stattfänden, müßte ich darum wissen."

„Sie würden mir auch die Wahrheit berichten, Herr Graf," lachte Brühl boshaft.

„Ich würde aber gewiß nicht eine Person anklagen, die mir nützlich wäre, wenn es sich um Entdeckung eines Unternehmens gegen Preußen handelte, wovon Sie, Herr Graf, gewiß weit entfernt sind," erwiderte Maltzahn mit lauernden Blicken.

„Gewiß! gewiß!" fiel Brühl schnell ein. „Also ist die Gräfin —"

„Eine Dame, welche Sie, Excellenz, auf's Schärfste beobachten und für einige Zeit auf Schloß Stolpen ganz fest machen müssen."

„Verlassen Sie sich darauf, daß es geschieht."

„Diese Gräfin wird uns vorläufig nicht schaden," sagte Maltzahn zu sich.

„Aber, Herr Graf," fuhr Brühl fort, „ich bin noch nicht zu Ende. Herr von Klingen steht mit meinen Feinden in Verbindung. Ich weiß, daß Ihr König mich nicht liebt, daß ein Wechsel des Ministeriums hier in Sachsen ihm willkommen wäre, obwohl ich nichts gegen König Friedrich unternehme; Herr von Klingen aber hat einer Versammlung meiner Gegner beigewohnt, welche im Hause der Familie Servigni stattfand, und die eine Kabale gegen mich schmiedet."

„Auch dies ist mir neu, Excellenz; die Anwesenheit Klingen's aber ist sicherlich eine zufällige gewesen, denn, wie Sie wissen, ist er der bestimmte Bräutigam des Fräuleins von Servigni."

Brühl schüttelte unwillig den Kopf; er sah ein, daß er nicht weit mit seinen Forschungen kommen werde. „Uebrigens," fuhr Maltzahn fort, „habe ich meinem gesammten Personal den strengsten Befehl zukommen lassen, sich von jeder Einmischung in die Politik fern zu halten."

Brühl wendete sich schnell ab. „Ich hoffe, Alles wird sich aplaniren," sagte er.

„Es ist auch mein Wunsch," antwortete Maltzahn.

„Das Concert ist zu Ende," rief Brühl. „Vermeiden wir Aufsehen; lassen Sie uns Arm in Arm in den Saal treten."

Die beiden Herren traten wieder in den großen Saal.

„Es scheint Alles gut zu stehen," sagte ein ältlicher Herr zu seinem Nebenmanne; „die beiden großen Diplomaten sind äußerst cordial." — „Heute so, morgen so," lachte der Andere. „Es ist Alles möglich."

Von diesem Augenblicke an wurde die Gesellschaft vollständig zwanglos. Die Mitglieder der königlichen Familie mischten sich unter ihre Gäste; man genoß die Erfrischungen eines reichen Büffets und man plauderte über das Gehörte. Sylvia war der Mittelpunkt aller Huldigungen, sie hatte in kurzer Zeit von hundert Leuten Complimente erhalten, und ihr bevorstehendes Auftreten gab Stoff zu den herrlichsten Prophezeiungen. Besonders zeichnete die Kurprinzessin die Sängerin aus; sie suchte fortwährend in ihrer Nähe zu bleiben. Brühl, Sternberg und dessen Gattin verloren diese Gruppe auch nicht einen Augenblick aus dem Gesicht. Der Baron Robert von Klingen hatte, nachdem er den Herrschaften sich vorgestellt, eine große Menge von Fragen und Neuigkeitsberichten auszuhalten. Er versuchte einige Male, sich der Sylvia zu nähern; aber die Menge

umlagerte dieses neue Gestirn, wie eine Wolkenschicht sich um die Sternchen des Himmels lagert. Graf Wackerbarth vermied absichtlich eine Begegnung mit dem Baron, und so wurde für diesen der Aufenthalt ziemlich langweilig. Von all' dem Treiben ermüdet, begann der Baron sich nach anderem Zeitvertreibe zu sehnen. Er bemerkte hier und da Personen, welche ihm bekannt vorkamen, sie wendeten sich jedoch von ihm ab; denn sie gehörten zu der Zahl der Genossen Servigni's, sie schienen dem Baron zu mißtrauen.

Robert von Klingen mußte sich in Dresden unbehaglich fühlen. Er war in ein Labyrinth der widerwärtigsten Dinge gerathen, und nur ein hellleuchtender Punkt strahlte in diesem Dunkel: Jeanne von Servigni. Würde er sie wiedersehen? Er, den der Bruder der reizenden Jeanne als Feind betrachtete. Neben Jeanne stand Sylvia, der Baron blickte auf die schöne Sängerin, deren Schicksal noch erfüllt werden sollte und, von all' diesen Gedanken bestürmt, eilte er durch die Menge aus dem Saale; es preßte ihm die Brust, und erst in der langen, mit Bildern geschmückten Stuckgallerie des Palastes, kam er wieder zu sich. Ohne Begleitung, ganz allein mit sich, begann der Baron, von Bild zu Bild gehend, die Portraits und Landschaften, die Schlacht= und Schäferscenen zu betrachten. Einige Lakaien eilten stumm an ihm vorüber, er ging immer weiter und kam, von der Gallerie links abbiegend, in ein kleines Cabinet; auch hier fesselten ihn verschiedene Kunstschätze, welche August der Starke als ein Zeichen persönlicher Gunst dem kurprinzlichen Palais überwiesen hatte. Der Baron setzte seine Wanderung weiter fort; er trat in ein mit getäfeltem Holze und reicher Bemalung geschmücktes Zimmer, dessen

Fenstervorhänge herabgelassen waren, dessen Erleuchtung nur durch eine an der Decke schwebende Ampel bewirkt wurde und auf dessen Kaminsimse zwei Pagoden mit abscheulichem Grinsen ihre, durch ein Uhrwerk bewegten Köpfe und Hände schaukelten. Robert von Klingen ließ sich für einige Minuten in den nächststehenden Sessel gleiten. Er hörte aus der Ferne das Summen der zahlreichen Gesellschaft und drunten im Hofe das Stampfen der Pferde, welche, an die Carossen der Gäste geschirrt, ungeduldig über das lange Warten schienen. Seine Blicke auf die Umgebung richtend, in welcher er sich befand, gewahrte der Baron, der seinen Sitz dem großen, durch Feuerböcke ausgefüllten Kamine gegenüber eingenommen hatte, daß das Zimmer durch einen kleinen, kaum fünf Fuß langen Gang mit einem daranstoßenden Gemache verbunden war, daß dieser Gang durch eine Thür, welche in das Holzgetäfel sich einfugte, geschlossen werden konnte; diese Thür stand offen, der Baron trat deshalb in die geöffnete kleine Pforte und blickte durch den Gang in ein mit schönen Gobelintapeten geschmücktes Zimmer. Gerade dem kleinen Gange gegenüber, von welchem aus eine zweite Thür in das Gobelinzimmer führte, sah er eine Nische, deren Hinterwand die lebensgroße Statue August's des Starken einnahm. Wahrscheinlich hatte sie hier ihren Platz gefunden, weil August der Spender aller hier in den Zimmern aufgehäuften Kunstschätze gewesen war. Der Baron verweilte einige Minuten in dem kleinen Gange und wollte sich eben wieder in das Holzgetäfelzimmer begeben, als er Stimmen vernahm, welche aus jener Richtung herzukommen schienen, wo die lange Flucht von Gemächern sich an den Hauptsaal schloß und so den linken Flügel des Palais bildeten, wäh=

rend der Baron durch den rechten gewandert war. Klingen blieb in dem kleinen Gange stehen. Diese Stimmen waren ihm bekannt, er hatte sich auch nicht getäuscht, denn in das Gobelinzimmer traten die Kurprinzessin, Graf Wackerbarth und Sylvia, die Sängerin. Klingen drückte sich in den kleinen, dunklen Gang. Mit den Ereignissen vertraut, die sich zu einem Knäuel von Intriguen ineinandergeballt hatten, erwartete er, daß hier eine Verhandlung mit Sylvia stattfinden werde, da die arglose Sängerin als Werkzeug zum Sturze des Ministers ausersehen war.

„Hier sind wir ohne Zeugen," sagte die Kurprinzessin. „Ich bin entzückt von Ihnen, mein schönes Kind. Sie haben meisterhaft gesungen. Sie werden dem Könige gefallen, er wird in seiner, zuweilen trüben Stimmung Sie bitten, mit Ihrer göttlichen Stimme ihn zu erheitern."

„Ich werde mich glücklich schätzen, Seiner Majestät dienen zu können," sagte Sylvia schüchtern.

„Oh, dieses Talent," fuhr die Kurprinzessin fort, „berechtigt Sie zu hohen Stellungen, zu Ehren und Reichthümern."

„Ich spanne meine Erwartungen nicht so hoch."

„Sie dürfen nicht in der untergeordneten Sphäre verbleiben; ich werde dafür sorgen. Sie haben meine Protection, meine Hilfe, und indem Sie steigen, werde ich zugleich dafür sorgen, daß auch Ihren Freunden, hauptsächlich dem Principale, der Sie leitete, ein gutes Unterkommen geschaffen werde."

„Oh, gnädigste Prinzessin, wenn Sie das vermögen, würde mein Dank keine Grenzen kennen!" rief Sylvia. „Alle jene Freunde sind mir werth, sie waren die Genossen

meiner Laufbahn; wie gern bereite ich ihnen eine gute Stätte!"

Die Kurprinzessin gab dem Grafen einen Wink. „Sie können diesen Dank leicht und schnell bethätigen," sagte sie.

„Wodurch, gnädigste Prinzessin? wodurch? Befehlen Sie über mich."

Robert von Klingen ahnte das Kommende; er wollte vortreten, wollte rufen: „Halten Sie ein! Hüten Sie sich!" Er that einen halben Schritt, als er plötzlich, wie gebannt, stehen blieb; eine Bewegung, ein Schatten entstand und stahl sich hinter der Statue August's hervor, der Schatten nahm Gestalt an — Robert erkannte den Grafen Brühl, der sich in der Stellung eines Lauschenden hinter die Statue drückte. Sylvia war verloren, wenn Sie die Aufträge der Prinzessin annahm.

„Sie können leicht Ihren Dank abtragen," fuhr die Prinzessin fort. „Dieskau wird es veranlassen, daß Ihr öffentliches Auftreten noch um einige Tage hinausgeschoben werde. Der König aber, der schon ganz erfreut von all' den rühmlichen Urtheilen ist, welche über Sie gefällt werden, der morgen nach dieser Soirée, in welcher Hunderte Sie bewundert haben, noch viel mehr zu hören bekommt, der König wird Sie zu einer besonderen Kunstleistung auffordern. Wenn Sie mit ihm allein oder in seiner Nähe sind, dann können Sie den Dank, den Sie mir schuldig zu sein glauben, abtragen, wenn Sie Seiner Majestät dieses Schreiben einhändigen; wenn Sie ihn bitten wollen, sofort dasselbe zu lesen; wenn Sie die Lesung des Briefes als eine Belohnung fordern."

Sie zog ein großes Schreiben hervor und hielt es, gespannten Blickes, der Sängerin hin.

Sylvia's Züge drückten Angst und Bestürzung aus, und Robert sah ihr an, wie die Furcht mit der Verlegenheit kämpfte. Sylvia erinnerte sich der Drohungen Brühl's, der ernsten Mahnungen; aber sie fühlte, wie schwer es für sie war, die Kurprinzessin abschläglich zu bescheiden, und sie zauderte.

„Sie wollen nicht?" rief Marie Antonie erstaunt. „Sie haben gewiß Warnungen erhalten. Ja, ja, gewiß; denn sonst könnten Sie nicht zögern. Sie können unmöglich wissen, daß dieses Schreiben einen hochwichtigen Gegenstand behandelt; wären Sie nicht gewarnt, Sie würden ohne Zaudern mir einen Dienst erweisen, der Ihnen ganz unschuldig erscheinen müßte. Hat man auf Sie eingewirkt, Mademoiselle? Wer? sprechen Sie."

Sylvia fürchtete niederzusinken.

„Sprechen Sie offen, mein Kind," mahnte Wackerbarth.

Die Sängerin sagte sich trotz aller Seelenangst und der Verwirrung doch, daß sie den gefürchteten Minister nicht nennen dürfe, daß sie mindestens tiefes Schweigen beobachten müsse. „Niemand hat mich gewarnt," stammelte sie. „Ich fühle mich nur nicht zu so hohen, wichtigen Dingen berufen."

Robert sah, wie Brühl eine zustimmende Geberde machte.

„Sie können uns trauen," sagte die Kurprinzessin ruhiger. „Wir schützen Sie, wenn Jemand Ihnen diesen Dienst verargen sollte, den Sie **mir** leisten; von der Sache selbst wissen Sie nichts, Sie sind schuldlos an allen Folgen; wer darf Ihnen Vorwürfe darüber machen, daß Sie einer Protectorin einen Dienst erweisen? Ha! und glauben Sie, daß Jemand **mir**, der künftigen Königin von Sachsen,

gegenübertreten könnte? Wer würde es wagen, Sie anzutasten, wenn ich Sie in meinen Schutz nehme?"

Sylvia hatte keine Ahnung von den Verhältnissen des Hofes und der Salonpolitik; die Stellungen der Menschen wog sie nur nach den Titeln ab, ihr schien es unmöglich, daß ein Minister mehr Macht haben könne, als eine Prinzessin; sie fühlte sich vollkommen sicher unter dem Schutze Antonia's und, ohne lange zu zaudern, ergriff sie das verhängnißvolle Schreiben.

„Sie thun ein gutes Werk, mein Kind," rief die Prinzessin; „Gott segne Sie."

Robert drückte die Hand auf seinen Mund, um einen Schrei zu verhindern; er sah, wie Brühl mit drohender Geberde hinter der Statue verschwand.

„Verbergen Sie dieses Schreiben sorgfältig," sagte die Prinzessin, „halten Sie es bereit, wenn Sie zum Könige gerufen werden — etwa zwischen Notenblättern verborgen. Nehmen Sie meinen Dank und fürchten Sie nichts. Bitten Sie flehentlichst den König, sofort zu lesen."

Sie reichte Wackerbarth den Arm und eilig entfernte sie sich aus dem Zimmer.

Sylvia stand, gleich einer Bildsäule, einige Minuten unbeweglich; dann kam Furcht über sie. Sie wollte rufen, wollte den gefährlichen Brief zurückgeben, den sie noch in der Hand hielt, es war jedoch zu spät. Die Sängerin stöhnte, sie wankte nach der Thür und that einen lauten Schrei, als sie aus dem anstoßenden Gemache einen Mann hervortreten sah; aber dieser Schreck wandelte sich in Freude um — sie stand Robert von Klingen gegenüber.

„Um Gottes willen, was thaten Sie, Fräulein?" rief

der Baron. „Sie verwickeln sich in ein Netz von Schrecknissen und Gefahren; ich hörte Alles!“

„Ich bin gewiß verloren,“ rief Sylvia. „Aber nein; die mächtige Prinzessin — —“

„Sie ist ein gebrechliches Ding in der Hand des Ministers, gegen dessen Person dieses Schreiben gerichtet ist.“

„Was sagen Sie da? man will mich zu solchen Dingen gebrauchen? — Gott! Gott! was soll ich thun?“

„Wir müssen überlegen.“

„Der Himmel sendet Sie zu meinem Schutze, retten Sie mich — helfen Sie!“

„Aha! Aha!“ tönte es plötzlich. „Ein Rendezvous an diesem entlegenen Orte mit der schönen Sängerin.“

Entsetzt prallte Klingen von Sylvia zurück; in das Zimmer traten Graf Maltzahn und der Gesandtschaftssecretär Plaßmann, sowie einige Cavaliere. Die Sängerin verbarg den Brief.

„Ich fand Demoiselle hier — zufällig — sie wollte sich erholen,“ sagte Klingen, nicht ohne große Verlegenheit zu zeigen.

„Monsieur le Baron, wenn Fräulein von Servigni das erfährt?“ scherzte der Gesandte. „Ah, Sie erneuern Ihre auf Schloß Stolpen gemachte Bekanntschaft,“ flüsterte Maltzahn dem Baron zu, „hüten Sie sich — Brühl ist unterrichtet, wir müssen eilen.“

Robert stand am Rande eines Abgrundes, in den er alle Hoffnungen, die Sängerin zu bewahren, stürzen sah. Die Cavaliere hatten sich bereits um Sylvia gedrängt und machten ihre faden Complimente.

„Wir werden den Ball verlassen,“ sagte Maltzahn bedeutend.

„Auch ich, Herr Graf," entgegnete Klingen. Er versuchte, sich der Sängerin zu nähern. „Mein Fräulein," sagte er, „erlauben Sie mir, mich verabschieden zu dürfen."

Sylvia stand ein wenig abgewendet von den Herren. „Ich muß Sie sprechen; so bald als möglich," flüsterte Robert schnell.

„Heute noch," erwiderte die Sängerin. „Ich erwarte Sie in meiner Wohnung."

Man trennte sich. Im Hauptsaale angekommen, bemerkte Klingen noch, wie Brühl sehr lustig, scherzend und lachend sich von der Königin, der Kurprinzessin und von den Prinzen verabschiedete, dem Grafen Wackerbarth die Hand drückte und dann hinaus eilte. Wenige Minuten später sagte der Baron dem Grafen Maltzahn vor dessen Wagen gute Nacht, küßte der Gräfin die Hand und befand sich dann allein auf der finsteren Gasse, welche nur durch die vielen abfahrenden Gäste Leben erhielt. „Ist die Sängerin schon fort aus dem Palais?" fragte er den Schweizer.

„Seit einer Viertelstunde," lautete die Antwort.

Schnellen Schrittes schlug der Baron den Weg zur Wohnung Sylvia's ein.

VIII. Im Hause des Kanzelisten.

Robert von Klingen hatte bereits im Hause des Principals Kirsch die Veränderung erfahren, welche mit Sylvia's Stellung zu ihren Collegen vorgegangen war. Er wußte, daß die Sängerin im Hause des Kanzelisten Menzel wohnte. Er eilte durch die öden Straßen und stand bald vor dem

Gebäude; ein trübes Licht schimmerte hinter dem Vorhange eines Fensters. Robert blieb stehen, blickte empor und sah, wie der Vorhang leicht bei Seite geschoben ward, wie eine Gestalt am Fenster erschien — es war Sylvia. Sie machte Zeichen, welche Robert schnell erwiderte; dann dauerte es nur wenige Minuten, und die Thür des Hauses ward geöffnet, eine Frau erschien und winkte ihm näher zu treten. Robert schritt in den dunklen Flur. „Sie sind der Herr von der preußischen Gesandtschaft?" flüsterte die Frau.

„Ich bin es."

„Demoiselle Sylvia erwartet Sie. Einige Minuten Geduld, ich will sehen, ob Alles ruhig ist."

Sie eilte die Treppe hinauf und ließ Robert in dem Hausflur allein. Der Baron lehnte sich neben einen der vorspringenden Holzpfeiler, welche die Decke des Flures stützten, und erwartete die Rückkehr der Frau. Er hatte noch nicht lange dort gestanden, als ein starkes Pochen gegen die Hausthüre erschallte. Der Baron drückte sich tief in die Ecke, welche der Pfeiler mit der Wand bildete, um nicht gesehen zu werden. Wer waren diese späten Gäste? Vielleicht der Kanzelist, der Mann der Frau, welche soeben gesprochen hatte. Eilig kam diese, mit der Leuchte in der Hand, wieder die Treppe herab. „Ich muß erst sehen, wer es ist," flüsterte sie im Vorbeigehen dem Baron zu. „Drücken Sie sich in die Ecke." Sie öffnete die Hausthüre, und zwei Personen, ein Herr und eine Dame, traten in den Flur. Die Frau schreckte so heftig zusammen, daß ihr fast die Leuchte entfallen wäre — der Minister Graf Brühl stand vor ihr; seine Begleiterin, eine hochgewachsene Dame trug eine volle, schwarze Sammetmaske.

Robert von Klingen hielt den Athem an, der ihm ohne=

hin vor Staunen und Erregung fast verging; es schien ihm gewiß und wahrscheinlich, daß sich jetzt ein kleines, aber tiefernstes Drama in diesem Hause abspielen werde. Brühl's Ausruf: „Führen Sie uns sogleich zu der Sängerin Fräulein Sylvia," benahm dem Baron den letzten Rest des Zweifels. Die Wirthin vermochte nichts zu erwidern; denn Brühl's Person allein genügte, um jeden in Sachsen zur stummen Nachgiebigkeit zu zwingen. Sie führte die beiden späten Gäste in die Wohnung der Sängerin.

Der Baron stürzte aus seinem Verstecke in den dunklen Flur; was sollte er jetzt beginnen? Seiner ersten Regung folgend, wollte er die Treppe hinaufeilen, das junge, unglückliche Mädchen beschützen; aber die Warnung, der strenge Befehl Maltzahn's hielten ihn zurück, und hätte er sich auch darüber hinweggesetzt, sein Eid band ihn: eine Dazwischenkunft seiner Person konnte die Sache des Gesandten, seines Vaterlandes gefährden. Verzweifelt rang er die Hände. Er horchte; er glaubte Stimmen zu vernehmen, aber bald schien es ihm wieder Täuschung; er versuchte, einen Ort zu gewinnen, von welchem aus er irgend etwas wahrnehmen könne, und tappte die Wand entlang, bis er zu einem Ausgange kam, der ihn in den Hof führte. Er gewahrte kein Licht an den Fenstern. In dem Bogengange, der auf drei Seiten um den Hof lief, war es stockfinster, die hohen Mauern eines mächtigen Gebäudes, welche die vierte Seite begrenzten, waren nur geeignet, noch tieferes Dunkel zu erzeugen; denn der schwarze Nachthimmel ließ kaum ein Sternlein matt herniederschimmern. Baron Robert von Klingen hatte noch nicht lange sein Terrain gemustert, als plötzlich helle Lichtstrahlen in das Dunkel des Hofes fielen; dieses Licht kam von dem aus Glasfenstern gebildeten

Gange, welcher von dem Hause augenscheinlich in das Gebäude führte, und der Baron sah, daß ein Mann durch den Corridor ging, der eine Lampe trug und vorsichtig nach allen Seiten umherblickte; einige Papiere hielt der nächtliche Wanderer unter dem Arme. Der Baron wollte vor allen Dingen wissen, wie er mit guter Gelegenheit zu Sylvia oder aus dem Hause kommen könne, und da die Frau sich nicht mehr sehen ließ, ging er vom Hofe in den Flur zurück. Hier traf er gerade mit dem Manne zusammen, der eine Hintertreppe hinabstieg. Beim Anblick des Barons fuhr der Mann erschrocken zurück. Er verrieth in Mienen und Geberden eine solche Angst, daß Klingen sofort auf die Vermuthung kommen mußte, der Unbekannte wandle auf verbotnen Wegen. Er hielt die Lampe vor sich und verbarg schnell die Papiere. „Wer seid Ihr? was wollt Ihr hier in nächtlicher Stunde?“ rief er. Fast in demselben Augenblicke aber schien er sich zu beruhigen. „Ah, der neue Gesandtschaftsattaché, Herr von Klingen, nicht wahr?“ sagte er artig.

„Ich bin es, Baron Robert von Klingen, Attaché der preußischen Gesandtschaft.“

„Richtig, verzeihen Sie die barsche Anrede. Ich erkannte Sie nicht sofort, obwohl Sie mir im Hotel des Grafen Maltzahn durch Herrn Plaßmann gezeigt wurden. Sie sind abgesendet, um die wichtigsten Neuigkeiten in Empfang zu nehmen. Plaßmann selbst erscheint sonst immer, wenn ich Nachricht gebe; er ist heute wohl verhindert. Daß man Sie absendete, Herr Baron, ist mir doppelt lieb; ich habe Ihnen eine Privatmittheilung zu machen.“

Robert sah gleich, daß er hier durch Zufall hinter ein neues diplomatisches Geheimniß gekommen sei. Es handelte

sich offenbar um eine politische Angelegenheit von hoher Wichtigkeit. Der Baron überlegte schnell, daß er keine Indiscretion begehe, vielmehr die Sicherung der Angelegenheit bewerkstellige, wenn er sich für den Abgesandten ausgab; denn da Brühl im Hause war, lag die Gefahr einer Entdeckung nahe. Er nickte deshalb zustimmend.

„Gehen wir hinauf,“ sagte der Mann. „Ich theile Ihnen die Actenstücke mit; sie sind ungeheuer wichtig.“

„Gehen Sie nicht weiter,“ flüsterte Klingen; „Brühl ist oben.“

Der Mann bebte wie Espenlaub. „Brühl?“ rief er, „und was will er? Er wird doch nicht —“

„Er besucht in Gesellschaft einer Dame die Sylvia; aber es ist gefährlich, wenn er uns hier sähe, er ging dicht an mir vorüber.“

„Dann, Herr Baron, haben wir keine Zeit zu verlieren,“ sagte der Mann. „Hier nehmen Sie ohne Weiteres; es ist für Graf Maltzahn ein unbezahlbares Document. Die preußische Regierung wird erfahren, daß ein Bündniß zwischen Wien und Versailles abgeschlossen ist. Sie finden die genaue Copie des Briefes dabei, den Graf Brühl sofort nach Wien, hinter dem Rücken Sternberg's, sendete, und der dem Kaiser Sachsens Beitritt zum Bunde gegen Preußen trotz aller Einwendungen verheißt. Nehmen Sie, ich muß eilen, denn Brühl hat Augen wie ein Falke, sobald es sich um das Verderben eines Menschen handelt.“

Der Baron hatte diese eilig gemachten Mittheilungen nur mit halben Ohren vernommen; ihn fesselte ein anderer Gegenstand; ein Schlüsselbund, welches der Mann in seiner Hand hielt. — Klingen erkannte trotz der eiligen Musterung das Schlüsselbund wieder, welches er auf dem Schreib-

tische des Grafen Maltzahn bemerkt hatte. Jetzt war ihm Alles klar. Der geheime Arbeiter für die preußische Regierung, der Mann, dessen Namen der Gesandte mit tiefstem Geheimniß umgab, stand vor ihm. Es war der Depeschenverräther, dem die Gräfin Cosel, Wackerbarth und seine Genossen auf der Spur blieben, über dessen Treiben dem Könige, dem Minister geheime Warnungen zugekommen waren. Durch das tolle Spiel des Zufalls geriethen glücklicher Weise die hochwichtigen Papiere in die Hände eines preußischen Beamten, nur wenige Schritte von ihm entfernt war derjenige, welcher das Feuer des Krieges gegen Preußen anschürte, und Brühl konnte jede Minute zurückkehren und den Baron mit dem Verräther zusammen antreffen; es war die höchste Zeit. „Ich kann nicht für Sylvia eintreten," murmelte Robert schmerzvoll, „möge Gott sie schützen! Meines Vaterlandes, meines Königs Dienst fordert, daß ich mich entscheide." Er ergriff die Papiere. „Gehen Sie," flüsterte er, „und öffnen Sie die Thüre; ich muß hinaus."

„Es ist höchste Eile nöthig; ich glaube, sie wollen bald die Schläge gegen Preußen führen," flüsterte der Mann. „Eilen Sie, Herr Baron, und empfehlen Sie mich dem Herrn Gesandten."

Er schob Klingen zur Thür hinaus. Der Baron richtete einen schmerzlichen Blick nach oben, und gerade jetzt ertönte ein schwacher Ruf; es war, als schalle ein Laut der Klage durch die Stille der Nacht. „Sylvia!" rief der Baron in die Straße eilend. Er wendete das Haupt nicht mehr nach dem Hause um; er fürchtete, daß eine Macht, der kein Widerstand entgegenzusetzen wäre, ihn zurückreißen könne; wie einen Talisman preßte er die Papiere an sich, welche eines der gewaltigsten Ereignisse in seinem Laufe beschleunigen

mußten. „Ich kann ihr morgen, wenn es sein muß, Hilfe leisten," rief er sich zu; „heut nur schnell der Pflicht genügen. Jeanne! Jeanne!" rief er dann, der edlen und muthigen Dame gedenkend, von der ihn die Laune des Schicksals gerissen hatte.

Der Baron lief mehr als er ging. Im Kampfe der widersprechendsten Gedanken war er zur Wohnung des Gesandten gekommen. Der Ruf der Nachtglocke weckte die Bewohner. Graf Maltzahn vermuthete sogleich Außergewöhnliches. Er schlüpfte in sein Nachtgewand und öffnete das Fenster. Klingen eilte schon die Treppe hinauf. Wenige Minuten später hatte der Baron die Fügung des Zufalls mit allen Details erzählt und berichtet, und er reichte dem Grafen die Papiere, welcher dieselben schnell durchsah.

„Mein Herr," sagte er, „diese Blätter enthalten die Bestätigung einer Nachricht, die Beweise für ein Bündniß, dessen Abschluß von furchtbaren Folgen für die Menschheit sein wird. Die Würfel sind gefallen. Sie haben entschlossen genug gehandelt, die kleinste Unentschiedenheit von Ihrer Seite würde Menzel in's Schwanken gebracht, eine Zögerung herbeigeführt und Brühl vielleicht zum Entdecker gemacht haben. Halten Sie sich bereit, lieber Baron, morgen Abend nach der Grenze, vielleicht nach Berlin abzureisen. Diese Depeschen sind von so ungeheurer Wichtigkeit, daß ich nicht erst nach Berlin berichten kann; sie müssen sofort dahin dirigirt werden. Sie werden leicht einen Vorwand für Ihre Reise finden. Morgen Abend ist für Sie Alles bereit. Gute Nacht für jetzt; es ist ein wichtiger Moment gewesen."

Der Baron verließ das Zimmer. „Sylvia — lebe

wohl," seufzte er leise. „Und Du, herrliche Jeanne? Vielleicht sehe ich Dich wieder an dem Grabe Deines Bruders, den die preußischen Kugeln niederstreckten." — — —

Der Leser kann sich leicht das Entsetzen vorstellen, welches Sylvia erfaßte, als statt des erwarteten Freundes in der Noth, der gefürchtete Minister in's Zimmer trat. Die Sängerin blieb, keiner Bewegung fähig, dem Minister in's Antlitz starrend, an dem Tische stehen, auf dessen Platte sie sich stützte. Ihre Augen hatten die fremde Dame noch nicht gefunden, welche sich im Hintergrunde hielt.

„Setzen Sie sich, Mademoiselle," begann der Minister.

Sylvia gehorchte mechanisch.

„Sie sind meinen Bitten, meinen Warnungen nicht nachgekommen; Sie haben meine Drohungen mißachtet," fuhr Brühl fort.

„Excellenz," entgegnete Sylvia mit matter Stimme „Sie mißbrauchen Ihre Macht; Sie verleumden mich —"

„Oho, kein falsches Spiel, Mademoiselle. Ich habe Ihnen verboten, sich mit einer Intrigue zu befassen, welche ich Ihnen in kurzen Zügen darlegte, keinem Anerbieten, keiner Lockung Gehör zu geben; haben Sie das befolgt? nein. Sie nahmen einen Brief an."

„Oh, Excellenz, ich habe —"

„Ich weiß es. Sie nahmen ihn aus den Händen der Kurprinzessin, und wollen Sie wissen, woher mir diese Kunde am? Ich selbst war versteckt in dem Gobelinzimmer; ich habe Alles gesehen und gehört. Jenes Schreiben, das mich stürzen oder anklagen soll, ist in Ihren Händen; Sie sollen es dem Könige übergeben, zustecken. — Sie sehen, ich weiß Alles."

Sylvia ließ ihr schönes Haupt sinken, erhob es jedoch mit schneller Bewegung wieder, als jetzt die maskirte Dame, von dem Schmerze der Sängerin ergriffen, zu Brühl trat.

Sylvia stand auf; sie wollte ihrer Angst Herrin werden und dem Gefürchteten muthig entgegentreten. „Nun wohlan,“ sagte sie, „wenn Eure Excellenz den Lauscher gespielt haben, so werden Sie wissen, daß die Kurprinzessin mich in ihren hohen Schutz genommen hat. Ich selbst kann über das, was kommen wird, noch nichts sagen; ich muß erwarten, wie die Dinge sich gestalten werden; dann steht es mir frei, zu handeln.“

„Das heißt, Sie wollen bei günstiger Gelegenheit dem Könige jenen Brief übergeben?“

„Sie haben gehört, daß ich es der Kurprinzessin versprach.“

„Sie sind in vollständiger Unkenntniß der Verhältnisse. Ich bin mächtiger als die Prinzessin. Sie werden nicht vor Seiner Majestät singen. Sie werden überhaupt nie mehr in Dresden singen.“

Sylvia blickte ihn ungläubig an. „Ich berufe mich auf meinen Vertrag mit Herrn von Dieskau.“

„Ich zerreiße ihn.“

„Ich habe Freunde, und diese Freunde wissen, um was es sich handelt.“

„Unter Ihren Freunden sind Staatsverräther,“ rief Brühl aufspringend, „und sie spielen mit Ihnen ein Spiel, mein Fräulein. Für Staatsverräther und deren Genossen gehört aber im gelindesten Falle ein Kerker auf dem Königstein; man wird Sie dahin bringen.“

Sylvia's Lippen entfloh ein matter Ruf des Schreckens.

Sie kannte den Umfang der Intrigue nicht; sie wußte nicht, ob die Anschläge der Prinzessin oder die Brühl's gefährlicher waren.

„Sie können sich retten, sogleich retten," fuhr der Minister fort, „wenn Sie den Brief, welchen die Prinzessin Ihnen gab, mir sofort aushändigen."

Sylvia rief entrüstet: „Oh, Sie muthen mir eine Feigheit zu? Sie wollen mich zur Verrätherin stempeln? Ich werde das Schreiben nicht herausgeben. Es bleibt mindestens in meiner Verwahrung."

„Mademoiselle, ich wende Gewalt an," sprach Brühl drohend. „Geben Sie den Brief oder — —." Er that einen Schritt auf Sylvia zu, aber die Dame hielt ihn zurück.

Sylvia schien jedoch zum Aeußersten entschlossen; denn sie trat mit schneller Bewegung zum Fenster; ihre Hand fuhr in einen Haufen von Zitternadeln, Ketten und sonstigen Theaterschmuck, der auf dem Tische lag, und zog ein Stilet daraus hervor, welches sie erhob. „Treten Sie noch einen Schritt näher, Herr Minister," rief sie, „und ich gebrauche diese Waffe; zugleich werde ich das Fenster öffnen und meinen Hilferuf erschallen lassen. Der Baron von Klingen ist in der Nähe."

Der Minister erbleichte. „Wieder dieser Preuße?" rief er. „Ah, ein neuer Galan; diese Liaison, ich gestehe es, ist schnell gemacht!"

„Herr Minister, Sie sind — —"

„Halten Sie ein, mein Kind," ließ sich jetzt die Dame vernehmen; „Sie sind in einer schwierigen Lage, ich sehe es ein. Gewalt, Excellenz, würde nicht fruchten; wir dürfen den Scandal nicht provociren. Setzen Sie sich, Sylvia, ich

bitte Sie darum." Der sanfte Ton wirkte so beruhigend, so unerklärlich wohlthuend auf Sylvia, daß sie dem Wunsche der Dame Folge gab. „Sie kennen die Tiefe des Abgrundes nicht," begann die Dame wieder, „vor welchem Sie stehen. Leute, die Ihre Unschuld, Ihre Treuherzigkeit benutzen wollen, haben Sie ausersehen, die Mittlerin in einer staatsgefährlichen Sache zu machen. Sie können viel Unheil stiften."

„Die Prinzessin gab mir das Geleit mit Gott."

„Es sind das Redensarten, mein Kind. Oh, trauen Sie mir," rief die Dame, mit zitternden Händen Sylvia's Hand erfassend.

„Madame, wer sind Sie?" fragte die Sängerin, welche die Augen der Fremden durch die Sammetmaske funkeln, von Thränen gefeuchtet sah.

„Ich bin eine Frau, welche das größte Interesse für Sie empfindet, welche sich die Freundin des Ministers nennt, dem man bei seinem Könige eines schweren Verrathes zeihen will. Ich bitte Sie, mein Kind, geben Sie das Schreiben nicht in des Königs Hand; liefern Sie es nur — mir aus." Sie strich sanft über Sylvia's Wange.

„Aber ich versprach doch; und wie käme ich dazu, einer — Sie verzeihen — Unbekannten so großen Dienst zu erweisen?"

„Unbekannt? Ja leider! leider!" rief die Dame. „Sylvia, rufen Sie sich die Zeit Ihrer Kindheit zurück, gedenken Sie des kleinen, freundlichen Hauses, gedenken Sie der Pflege durch die ehrlichen Leute bei Moritzburg; dann gehen Sie weiter und erinnern Sie sich der Tage, wo Sie über Ihre Lage, Ihr Leben nachzudenken begannen. Sie empfanden es, daß Sie trotz aller Sorgfalt dennoch der Mutter=

liebe entbehrt hatten, daß Sie nicht heiter und lächelnd antworten, Namen nennen konnten, wenn Sie befragt wurden: „„Wer sind Deine Eltern? woher kommst Du, schönes Kind?““

Sylvia hatte sich halb erhoben, ihre Brust arbeitete heftig, sie verwendete keinen Blick von der Maskirten. „Ja, ja, das ist wahr!“ rief sie bewegt.

„Gedenken Sie ferner des Zusammentreffens auf Schloß Stolpen mit der Gräfin Cosel. Sagte Ihnen eine innere Stimme nicht, daß die Zärtlichkeit der Gräfin mehr als zufällige Empfindung, mehr als Bewunderung für Ihr Talent sein müsse?“

Sylvia fuhr mit der Hand an ihre Stirn; sie nickte wie träumend.

„Also,“ sprach die Dame weiter, „nun kamen Sie hieher; Sie sollten singen, ja; aber eine Rotte von gewandten Verschwörern will Sie mißbrauchen und ihre Pläne in's Werk richten, einen hohen Mann zu verderben, mit ihm zugleich aber seine Anhänger, seine Freunde, auch mich, Sylvia, die hier zu Ihnen spricht, fleht, auch mich, — und Sie sollen das Werkzeug sein; Sie, weil die Freunde nicht allein von Ihrem Talente, Ihrer Stimme, Ihrem Zusammentreffen mit dem Könige sich Erfolg versprechen, nein, weil Ihre Erscheinung, Gestalt, Ihr Gesicht ganz geeignet sind, mich eines Fehltrittes zu überführen, den das gefräßige Ungeheuer des Scandals mit seinen Zähnen gierig anfassen wird. Haben Sie nicht jenes Geflüster vernommen, jenes Staunen bemerkt, welches Ihre Erscheinung hervorrief? Nun denken Sie ein mit Zuschauern gefülltes Opernhaus. Alles lauscht begierig dem Auftreten der Sylvia, die schon vor dem Könige allein, in dessen Cabinet entzückend gesungen,

welche bei dieser Gelegenheit dem Minister verderblich geworden — da erscheint sie — ein Ruf des boshaften Staunens zischt durch das Haus; denn diese Sylvia sieht einer hochgestellten, angefeindeten Dame, der Freundin des Ministers, täuschend ähnlich; man weiß, woher diese Aehnlichkeit stammt, man hat vollauf Gelegenheit, seinen Geifer auszuspritzen; denn die Sängerin ist die Frucht eines Fehltrittes der angefeindeten Freundin Brühl's; die Mutter dieser Sängerin ist die Gräfin Moszinska — ich bin es!"

Sie riß bei diesen Worten die Sammetmaske herab, welche ihr Antlitz bedeckte, und umschlang Sylvia. Die Sängerin vermochte der leidenschaftlichen Umarmung nicht zu entgehen; sie fühlte, wie eine heiße Thräne aus dem Auge der Gräfin auf ihre Wange tropfte, sie blickte verwundert, erschreckt und doch erfreut in dieses schöne Gesicht, und sie mußte sich in demselben Momente sagen, daß trotz des Unterschiedes der Jahre eine zweite Sylvia ihr dicht gegenüberstand, und diese schöne, hohe Frau war — ihre Mutter. Sylvia hatte die Mutter wiedergefunden, sie vermochte nicht länger die Bewegung zurückzuhalten; die hohe Dame hatte sie, das Kind, nicht verleugnet! Sylvia schlang ihre Arme um den Hals der schönen Frau und lehnte weinend das Haupt gegen die Wange der Moszinska, indem sie lispelte: „Mutter, geliebte Mutter!"

Der Minister war während dieser Scene kalt geblieben; für ihn handelte es sich nur um die Herausgabe des Briefes.

„Sylvia, geliebtes Kind," sagte die Gräfin nach einer Pause, „man wollte Dich zum Werkzeuge gegen Deine Mutter brauchen; durch Dich sollte ich dem böswilligen Angriff meiner Feinde überliefert werden. Hand in Hand

mit meiner öffentlichen Niederlage ging dann der Angriff gegen jenen Mann dort. Würdest Du Deine Hand dazu bieten?"

„Niemals, niemals!" rief die Sängerin entschlossen und von dem Wiedersehen noch ganz mit Freude erfüllt, sprach sie: „Aber ist es denn wirklich so? Sind Sie, die hohe mächtige Frau, meine Mutter? sind Sie es, die mich pflegen ließ? die —"

„Du wirst Alles erfahren, Sylvia; jetzt aber, jetzt mußt Du für Deine Mutter handeln. Es wird Dir schwer, sehr schwer werden; Du mußt Dich zu einem Schritte entschließen, den so talentvolle, begabte Wesen, wie Du es bist, schwer thun mögen; aber bedenke, daß Deine Mutter bittet."

„Alles — Alles, was Sie verlangen, will ich thun!" rief Sylvia. „Ich bin glücklich, wenn Sie mich in Ihre Arme nehmen, mich liebkosen. Ich darf meine Mutter sehen, darf ihre Hand fassen, ich bin nicht mehr ohne Namen, ohne Herkunft; wollen Sie den Brief? jenen Brief, der Sie verderben sollte? Hier ist er." Sie nahm hastig das Schreiben aus einem kleinen Koffer, die Gräfin ergriff es.

„Sylvia," sagte sie, „es ist noch nicht Alles, was ich von Dir verlange. Tritt mit mir vor diesen Spiegel — so. Siehe, wie wir uns gleichen; würden meine Feinde nicht triumphiren müssen? Könnte ich Dich verleugnen?"

„Nein, nein, und Sie würden es auch nicht thun!" rief die Sängerin.

„Ich hätte nicht die Kraft dazu; Du allein kannst diese Wetterwolke an mir vorbeiführen, wenn Du es aufgiebst, in Dresden Dich vor dem Publicum auf der Bühne zu zeigen; wenn Du nicht vor dem Könige singst."

Sylvia's schönes Gesicht überzog ein Schatten des Schmerzes; sie sollte ihr Talent nicht zeigen dürfen, in Dresden, in der Stadt, welche gerade zu jener Zeit der Mittelpunkt für die Kunst des Gesanges war; jetzt, wo alle Welt schon von ihr sprach, wo erwartungvoll Alles dem Auftreten der Sängerin entgegensah, deren herrliche Begabung die Gäste der Kurprinzessin entzückte, sollte sie zurücksinken in das Dunkel, sollte den kleinlichen Neidern weichen müssen, die ihr Erscheinen in Furcht und Sorge versetzt hatte — es war ein harter Kampf. „Sie wollen es, meine Mutter," sagte sie mit dem Ausdrucke des tiefsten Seelenschmerzes; „es soll geschehen."

„Nimm den Dank Deiner Mutter, geliebtes Kind," rief die Gräfin.

„Aber wie, wie soll ich den Leuten gegenüber dastehen, welchen ich mein Wort gab? S e werden mich verdammen!" jammerte die Sängerin.

„Mein Fräulein," nahm Brühl jetzt das Wort, „Sie werden vollständig gerechtfertigt dastehen. Sie verlassen Dresden."

„Wie? ich soll fliehen?"

„Sie gehen fort, weil Ihre Pflicht Sie ruft," sagte Brühl lauernd.

„Kennen Sie den Namen Moretti?"

„Oh, — er — der Impresario —"

„Er ist hier — in Dresden. Er war es, der Sie einst den Nonnen zu Pardubitz in Böhmen entführte. Sie gehören dem Kloster an, und es wird leicht sein, der Menge begreiflich zu machen, daß der entführte Pflegling des heiligen Stiftes dahin zurückgekehrt ist."

„Wie? zwischen düstern Mauern des Klosters soll ich

begraben werden?" rief entsetzt die Sängerin. „Mutter, gnädige Mutter, dulden Sie das nicht!"

„Fürchten Sie nichts. Sie gehen nur fort von Dresden, wo Gefahren aller Art Sie umringen, wo Sie nach der Vereinigung mit Ihrer Mutter den Angriffen jener intriguanten Horde ausgesetzt sein würden. Es wird Ihnen in Zukunft an Nichts fehlen, und ihr Talent wird sich in fremden Landen die Geltung verschaffen. Sie haben die Frau Gräfin Moszinska und mich zu Ihrem Schutze."

„Aber mein Principal und meine Genossen?"

„Man wird für sie sorgen."

„Und dann der Brief, an welchem vielleicht die Ehre vieler Menschen hängt? Oh, Sie werden empfinden, was ich leide, Excellenz. Ich sollte diesen Brief in des Königs Hand geben."

„Mein Fräulein," sagte Brühl, „ich verpfände Ihnen mein Wort als Edelmann, daß dieser Brief in des Königs Hände gelangen soll."

„Sie schwören es mir?"

„Ich schwöre es!"

„Wohlan denn; ich will Dresden fliehen; schaffen Sie mich sicher fort."

Brühl und die Gräfin athmeten auf. „Morgen, bei dem Einbruche der Nacht, pünktlich um zehn Uhr Abends wird am Ende dieser Straße eine geschlossene Kutsche Dich erwarten," sagte die Gräfin; „ich selbst führe Dich aus Dresden."

„Ich gehe gern mit Ihnen, meine Mutter; aber der König?"

„Er wird nichts einwenden können, wenn ich ihm erkläre, daß Sie in das Kloster zurückkehren."

„Und — — dann," sagte Sylvia zögernd, „wenn es möglich ist, bringen Sie dem Baron Robert von Klingen einen Gruß von mir; er war freundlich und gut gegen mich."

„Der Preuße? Derselbe, der mit in das Complot verwickelt war?" rief Brühl. „Er war hier; er wollte zu Ihnen?"

„Ich glaube es; ich weiß nicht mehr; er befand sich wohl unten im Hause."

Brühl wurde unruhig. „Eilen Sie hin," flüsterte er der Gräfin zu.

„Lebe wohl, geliebtes Kind," sagte die Gräfin, die Stirn der Sängerin küssend; „Morgen gehörst Du mir an." Sie nahm ihre Maske vor.

„Licht herbei," rief Brühl zur Thüre hinaus. Menzel, der Kanzelist, und seine Frau erschienen. Brühl und die Gräfin stiegen die Treppe hinab. „Leuchtet auf dem Flur umher," sagte Brühl. Menzel überfiel eine tödtliche Angst.

„Er zittert?" rief der Minister. „Weshalb?"

„Excellenz geruhen sich zu irren," sagte Menzel; „weshalb sollte ich zittern?"

„Vielleicht, weil der Preuße noch hier versteckt ist, — der Attaché."

Menzel hielt seine schlotternden Knie aneinander gepreßt.

„Was wollte der Preuße hier?" rief Brühl.

„Er wollte die Sylvia besuchen," sagte Frau Menzel.

„So — so — spioniren — mit ihr charmiren — hm! hm! — weiter nichts?" Er blickte den Kanzelisten

drohend an. „Er wollte meine Gänge belauern, dachte, mich zu belauschen.“

„Ich kann das nicht glauben,“ sagte Menzel ein wenig freier athmend, „ich ließ ihn zur Thür hinaus, als Excellenz hinauf gingen, da ich von meiner Patrouille durch das Haus zurückkehrte.“

„Ist dem so?“

„Auf mein Wort, Excellenz.“

„Gut denn. Schweigen gegen Jedermann!“ Er ging mit der Gräfin hinaus.

„Allmächtiger Gott,“ murmelte Menzel; „war jener Baron nicht im Auftrage des Gesandten hier? Ich habe die Depeschen in unrechte Hand gegeben.“ Er schüttelte sich wie im Fieberfroste.

„Der Preuße war nur der Sylvia wegen hier — nicht, um zu lauschen,“ sagte seine Frau.

„Desto schlimmer,“ flüsterte Menzel; „so hatte er keinen Auftrag von dem Gesandten.“

„Es ist ein Glück für Sylvia,“ sagte Brühl zur Gräfin, als sie durch die vom Morgenlichte bereits matt erhellten Straßen schritten, „daß sie in Alles willigte; sie hätte sonst morgen ein Quartier auf dem Sonnenstein erhalten.“

„Sie würden es gewagt haben —“

„Ohne Frage. Ich bin mir selbst der Nächste.“

„Ich danke der Vorsehung, die mir dieses schöne Kind erhielt. Was werden Sie thun?“

„Wenn die Officiere bezahlt sind, wenn ich im Stande bin, die ganze Anklage als Lüge hinzustellen, dann erhält der König diesen Brief. Es wird dann klar, daß man ein falsches Spiel gegen mich gespielt, und die Verschwörer sind meiner Rache verfallen. Ich verderbe sie Alle; ihre

Namen wird der Brief entdecken. Ich habe nur noch ein besonderes Augenmerk auf den Preußen zu richten. Wenn Sie mit Sylvia Dresden verlassen haben, beginne ich meine Angriffe."

IX. Die Schläge des Grafen Brühl.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages durchliefen die Stadt Dresden zweierlei Gerüchte. Eines derselben war höchst wichtig für die Müßiggänger; denn es hieß, daß große Conflicte zwischen dem Director der Oper Moretti und dem maitre des plaisirs, Herrn von Dieskau, ausgebrochen seien, und daß die neue, mit vielem Pompe angekündigte Sängerin Sylvia, welche in den Sälen der Kurprinzessin die Hörer entzückt hatte, nicht auftreten werde, weil trotz aller königlichen Befehle Moretti auf sein Privilegium bestehe, nach welchem er durch die Truppe des Herrn Kirsch bedeutende Einbuße erleiden müsse, daß die Albuzzi und die Dennert bei Brühl das Nichtauftreten der Sängerin durchgesetzt hätten. Das zweite Gerücht beschränkte sich nur auf gewisse Kreise. Durch einen Befehl des Generalkriegszahlmeisters waren die Officiere der Dresdener Garnison auf das Büreau der Kriegscasse beschieden worden. Da Brühl durch seine allmächtige Stellung auch als Chef des Militärdepartements im Cabinet fungirte, waren die Beamten vollständig in seiner Hand — seine Creaturen. Die Commandeure und ihre Untergebenen erhielten plötzlich die rückständigen Gagen in den beliebten Steuerscheinen ausgezahlt, und der laufende Monat ward in baarem Gelde übergeben; dafür wurde ihnen auferlegt, eine genaue Quit-

tung über Empfang zu leisten, welche den seltsamen Passus enthielt, daß sie keinerlei Forderung an die königliche Kriegscasse mehr zu erheben hätten, auch mit der richtig erfolgten Zahlung ihrer Gagen vollkommen einverstanden und zufrieden seien. Es ging trotz der, den Meisten willkommnen Abrechnung ein Schrei der Entrüstung durch die Menge; denn offenbar lag irgend ein Manöver des Ministers im Hintergrunde, weil Niemand sich sonst diese vom Himmel fallende Pünktlichkeit erklären konnte; man wollte hin und wieder Protest gegen die Steuerscheine erheben, da sie aber in Sachsen und über dessen Grenzen hinaus Giltigkeit hatten, bequemte sich endlich die Mehrzahl, die Quittung zu leisten. Denn Brühl hielt die Geschicke Vieler in seiner Hand. Als die vierte Nachmittagsstunde herangekommen war, hatte der Minister auf seinem prächtigen Schreibtische den gewaltigen Stoß von Quittungen liegen, und neben demselben lag ein geöffnetes Schreiben, ein Kunststück seines schwarzen Cabinets. Dieses Schreiben hatte der Minister eigenhändig copirt, er lächelte befriedigt und düster; er kannte die Namen seiner verbündeten Feinde. „Schließen Sie sorgfältig das Couvert, Stammer," sagte er, „und dann heut Abend zum Könige mit dem Briefe; er muß ihm auf den Bittschriftentisch gelegt werden."

Der Kammerdiener erschien und hustete leise. „Was giebt's?" fuhr Brühl auf.

„Der Hochwürdigste ist da."

„Führe ihn herein."

Der Pater Guarini trat in das Zimmer. „Kommen Sie, mein Freund", sagte Brühl aufstehend, „ich habe mit Ihnen schnell und wichtig zu reden." Er führte den Pater

in sein kleines Cabinet. Stammer entfernte sich mit dem Briefe. —

Im heftigsten Zorn ging der Rittmeister von Servigni in dem großen Salon seines väterlichen Hauses auf und nieder, zuweilen öffnete er eine Thür und blickte hinaus. „Noch nicht da,“ knirschte er. Sein Spaziergang ward unterbrochen durch den Eintritt Jeanne's und der Mutter.

„Nun, nun, meine Damen?“ rief Anton von Servigni zornig, allen Respect vergessend, „wer hatte Recht? wer war es, der das nahe Unheil voraussagte? Da hast Du, liebste — unbesonnene Jeanne, die Frucht Deines Edelmuthes.“

„Anton, was ist geschehen?“ rief Jeanne.

„Sprich, lieber guter Sohn,“ fiel die Mutter ein, „was ist geschehen?“

„Der elende Baron von Klingen ist ein Verräther.“

„Bruder!“ rief Jeanne, „beleidige den Abwesenden nicht; er wird sich heut noch einfinden; ein Schreiben von ihm ist in meiner Hand. Gestern Mittag hat er es abgesendet.“

„Oh, er komme nur. Wißt Ihr nichts? Der Anschlag gegen Brühl ist verrathen, muß verrathen sein; denn die rückständigen Gelder sind plötzlich gezahlt; das war es, was ihn stürzen sollte. Das hatten wir ausgearbeitet, angezettelt, der Betrug sollte dem Könige offenbar werden; aber der Minister ist gewarnt worden, unser Plan ist zerfallen in nichts, und der, der ihn verrieth, ist der Baron von Klingen.“

Jeanne schüttelte ungläubig das Haupt. „Klingen wird einen Gegner seines Königs vor dem Sturze warnen?“

„Er wird es gethan haben, weil der preußische Gesandte den Minister sicher glauben machen will, daß von

Seiten Preußens keine feindlichen Absichten gegen Brühl gehegt werden. Es wird gegen Sachsen etwas gebraut; wir haben Anzeichen dafür, und um Brühl's Wachsamkeit zu täuschen, opfern sie uns."

Jeanne blickte auf die Uhr. „Er kommt noch immer nicht," murmelte sie; „wenn es wahr wäre, dann seid Ihr Alle verloren. Rette Dich vor Brühl's Rache."

Servigni griff zornig an seinen Degen. „Wackerbarth ist ein Träumer," rief er. „Weshalb zog er diesen Menschen in das Geheimniß?"

„Und war Robert Eure einzige Hoffnung? hattet Ihr keinen andern Weg, dem Könige diesen unerhörten Fall zu melden?" fragte Jeanne aufmerksam.

„Es gab noch einen Weg; wir hatten ihn offen; jetzt aber ist es nutzlos, ihn noch einzuschlagen," rief Anton.

In diesem Augenblicke hielt ein Reiter im Hofe des Landhauses. In der Erregung lief der Rittmeister an das Fenster. „Was giebt es?" rief er hinaus.

„Ein Bote von Dresden. Die reitende Post von Tharandt."

Der Diener brachte zwei Briefe. Die Hand war Jeanne schon bekannt, welche die Adresse des an sie gerichteten Schreibens entworfen hatte. Sie unterdrückte mühsam eine Thräne. Der Brief enthielt nur wenige Zeilen: „Theuerste Jeanne! meine Pflicht ruft mich ab von Dresden. Es ist mir nicht vergönnt, Ihnen noch einmal Lebewohl sagen zu können. Gedenken Sie meiner — gewiß — gewiß — ich finde Sie wieder. Ich küsse Ihrer würdigen Mutter die Hand. Anton möge nicht zürnen. Zwei Stunden nach Ankunft dieses Schreibens bei Ihnen liegt Dresden hinter mir. In Verehrung: Robert." „Er kommt

nicht," sagte Jeanne ruhig, das Papier bei Seite legend, welches Anton ergriff.

„Er kommt nicht?" schrie er. „Er ist ein Verräther; er wagt es nicht mehr, diese Schwelle zu überschreiten; ja, ja, was noch mehr ist, dieses Schreiben an mich macht ihn doppelt verdächtig. Es ist von Watzdorff und erzählt mir die erfolgte Ablöhnung der Officiere, denn da ich fort von Dresden war, konnten meine Freunde nicht wissen, daß ich mich schon im Besitz der schändlichen Neuigkeit befand; es meldet dieses Schreiben aber auch, daß die einzige Person, auf welche wir noch Hoffnungen setzten, ohne Zweifel durch Brühl's Einfluß ferngehalten wird von dem Könige, und daß sie Dresden vielleicht verlassen muß."

„Welche Person? sprich Anton," rief Jeanne.

„Es ist ein schönes, talentbegabtes Mädchen von besonderer, für uns wichtiger Abkunft, die Sängerin Sylvia. Frage mich nicht weiter, — dieses Mädchen lernte Klingen durch Zufall auf Schloß Stolpen kennen, und er erfuhr, daß sie eine Rolle in dem Drama spielen sollte, das wir gegen Brühl in Scene setzen wollten. Er hat sicherlich auch dieses Mädchen verrathen, denn zu derselben Stunde, wo Brühl den Schlag parirte, der durch die Nachweisung des Unterschleifs der Armeegelder gegen ihn geführt werden sollte, verschwindet jenes Mädchen, welches auf Befehl des Königs die Bühne betreten hätte, von dem Schauplatze.

„Das Pferd Euer Gnaden ist bereit," meldete der Diener.

„Hollah, fort denn," rief Anton. „Lebt wohl! ich eile zu den Freunden."

„Anton! Anton!" jammerte Frau von Servigni, „wenn

wirklich Verrath im Werke ist, dann eilst Du in Brühl's Hand — in das Verderben!"

„Bleib zurück," mahnte Jeanne, „Du kannst nicht helfen, es ist zu spät."

„Zurückbleiben?" rief zornig der Rittmeister. „Meine Freunde im Stich lassen? niemals! Ich will, wenn's Noth thut, dem Brühl entgegentreten, mit dem Säbel in der Faust, und vorher — vorher will ich noch ein Wort mit dem Herrn Baron von Klingen sprechen."

„Anton! —"

„Ja wohl, dieses Schreiben dort sagt, daß der Preuße in zwei Stunden Dresden verläßt; ich setze mein Pferd in Galopp und werde ihn noch antreffen, vielleicht wird seine Abreise verhindert."

Ohne auf die Rufe der erschreckten Frauen zu achten, stürmte er aus dem Zimmer, und bald donnerte der Hufschlag seines Rosses über das Pflaster des Hofes. Jeanne drückte ihr Tuch vor die Augen; denn Robert von Klingen schien nicht frei von Schuld. — —

König Friedrich August hielt in seinen vor Zorn und Erregung zitternden Händen ein Schreiben, als der Minister Graf Brühl in des Königs Cabinet trat. Ohne sich auf weitere Begrüßung einzulassen, reichte er dem in Folge seines Befehles erschienenen Minister das Schreiben.

„Lesen Sie — lesen Sie!" stammelte der König, dessen gutmüthige Züge sich auffallend verändert und einen Ausdruck angenommen hatten, der fast an Wildheit streifte.

Der Minister blieb vollkommen ruhig; denn was er hier erfahren sollte, war ihm bereits bekannt; er selbst hatte ja den Brief in des Königs Hand gelangen lassen, um seinen Gegnern das Spiel zu verderben und ihnen neue

Niederlagen zu bereiten. Er hatte sorgfältig während der kurzen Zeit, die ihm geblieben war, durch seine Aufpasser die Schritte derjenigen belauern lassen, welche sich in dem Schreiben als die Ankläger seiner Person bezeichneten. Alle Angehörige des Complottes waren zur Stunde in Dresden; nur Anton von Servigni befand sich außerhalb der Stadt, und gerade ihn vermißte Brühl besonders ungern, denn im Hause des Rittmeisters hatten die Versammlungen stattgefunden, er war gewissermaßen das Haupt der Verschwörung. Der Brief enthielt in genauen Details die furchtbare Anklage der Unterschlagung von Staatsgeldern und den Nachweis, daß diese Gelder in Brühl's Tasche gefallen waren. Löweneck wurde als derjenige bezeichnet, welcher dem Könige mündlich Bericht erstatten könne und der bereit sei, dem Minister entgegenzutreten, ihm die Beschuldigung in's Gesicht zu schleudern. Brühl las zu Ende, während der König keinen Blick von ihm wendete. Der Minister falzte das Papier zusammen und legte es auf den Tisch vor dem Könige nieder.

„Diese Leute sind sämmtlich reif für das Tollhaus," sagte er, ohne eine Miene zu verziehen. „Und ich hoffe, Majestät werden den Aerzten, welche jene Verrückten untersuchen, kein Hinderniß in den Weg legen, wenn diese Einige der Herren dahin schicken; Andere könnten auf den Königstein spazieren."

„Wie?" rief der König, durch Brühl's Ruhe entwaffnet, „diese ganzen, schrecklichen Beschuldigungen — —"

„Sind aus der Luft gegriffen, Majestät. Die Herren Wackerbarth, Watzdorff, Servigni und mehrere Andere kann ich verstehen; sie wollen mir den Todesstoß versetzen, aber Löweneck begreife ich nicht. Dieser Mann ist Pensionär, er

hat mit der Militärcasse gar nichts zu schaffen, seine Pension ist nie durch meine Hand gegangen! Wie kommt er zu dem Complotiren? Wenn Jemand geschädigt worden ist — Löweneck doch wahrhaftig nicht. Majestät sehen, daß meine Feinde nach allen Richtungen hin gegen mich werben."

Der König schritt in größter Unruhe durch das Zimmer, er blieb vor Brühl stehen. „Sie können diesem Ankläger gegenübertreten?"

„Ich bin deshalb hier."

„Aber die Leute können das Alles doch nicht aus der Luft greifen."

„Die Nachwehen des Krieges, Majestät, haben mancherlei Störungen in unserm Finanzwesen erzeugt," sagte Brühl, „und wenn eine Zögerung in den Abzahlungsterminen eingetreten war, so trug ich die Schuld nicht, aber die Herren Officiere sind alle bezahlt, darauf können Majestät sich verlassen."

„Wollen Sie die Sache auf's Aeußerste treiben?"

„Ich bitte, daß dies geschehe."

Der König zog die Glocke. „Man soll den Grafen Callenberg, welcher zu dieser Stunde den Dienst hat, hereinrufen!"

Callenberg trat ein. „Ich befehle, daß Oberst Löweneck sofort zu mir beschieden werde; suchen Sie ihn zu schaffen, wo er sich auch befinde. Er hat sich sogleich hier einzufinden!"

„Ich darf mich wohl bei Majestät auf eine Viertelstunde beurlauben," sagte Brühl. „Ich will mir die Beweise meiner Rechtfertigung holen, um sie bei der bevorstehenden Untersuchung zu benutzen."

Der König nickte zustimmend. Brühl verließ mit Cal-

lenberg das Gemach. „Mein lieber Graf,“ sagte der Minister, als Beide im Vorzimmer waren, „Sie werden den Herrn von Löweneck in dem Schachclub im Werner'schen Garten in der Rampe'schen Straße finden. Bringen Sie ihn sogleich mit. Es wäre recht gut, wenn Sie von nichts wüßten. Verstanden?“ Der Graf Callenberg verneigte sich, bereitwillig den Auftrag übernehmend.

Oberst Löweneck hatte soeben eine Partie beendet, als der bedienende Kellner ihm leise den Arm berührte. „Eine hohe Person wünscht Euer Gnaden zu sprechen.“ Löweneck erhob sich schnell und ging hinaus. Er fand Callenberg im Vorzimmer. „Herr Oberst,“ sagte der Graf, „nehmen Sie schnell Hut und Degen und folgen Sie mir zu Seiner Majestät, mein Wagen steht bereit.“

„Hat es schon gefangen?“ rief Löweneck. „Ich hoffe, es wird gut gehen. Sie wissen wohl Graf, daß —“

„Ich weiß von nichts.“

„Aber der König war gnädig?“

„Ich weiß es nicht.“

Löweneck stutzte. Er blickte umher, keiner seiner Freunde war in der Nähe, und der Oberst vermochte die Kunde seiner Berufung nicht mitzutheilen. „Kann ich nicht eine Viertelstunde Aufschub erhalten?“ fragte er.

„Meine Ordre lautet, Sie sogleich vor Seine Majestät zu bringen.“

Löweneck folgte dem Grafen. Sie stiegen in den Wagen, der sich in Bewegung setzte. Der Graf war schweigsam, aber Löweneck behielt seinen guten Muth. Ohne Zweifel hatte die Sängerin das Schreiben in des Königs Hand gegeben, es hatte gewirkt, und nur Eines verdüsterte die frohe Stimmung des Obersten, er hatte während des Tages sich

sorgfältig verborgen gehalten, da eine Entdeckung des Anschlages durch Brühl's Spione nicht unmöglich, eine dreiste That gegen die Verschwornen dem Minister zuzutrauen war, deshalb blieb man gegenseitig ohne alle Mittheilung. Jetzt, wo die Sache eine günstige Wendung zu nehmen schien, bereute er seine Zaghaftigkeit; denn den Genossen hätte er gern von dem bevorstehenden wichtigen Momente Mittheilung gemacht, indessen war es zu spät.

Nach kurzer Fahrt rollte der Wagen in den Hof des königlichen Schlosses. Graf Callenberg eilte mit Löweneck in das Meldezimmer, wo der vorgerückten Zeit wegen bereits Kerzen brannten. Die Angekommenen wurden sogleich gemeldet, und Löweneck in des Monarchen Cabinet geführt. Er prallte ein wenig zurück; denn neben dem Könige stand der Graf Brühl in zwangloser Haltung, seinen Arm auf eine große rothe Mappe stützend, die er auf den Schreibtisch des Gebieters gestellt hatte. Der König erwiderte den militärischen Gruß Löweneck's artig, dann sagte er: „Sie haben mir da einen ganz seltsamen Brief geschrieben — Sie und Ihre Freunde. Wenn diese Angaben richtig sind, so bin ich genöthigt, ein strenges Gericht zu halten."

„Ich kann für die Wahrheit des Angegebenen bürgen," erwiderte Löweneck mit festem Tone.

„Wie kommen Sie, mein Herr, aber dazu, die handelnde Person abgeben, die Sache der hier in diesem Schreiben Unterzeichneten vertreten zu wollen, da Sie nicht mehr activ in der Armee sind?"

„Es bedurfte eben eines Mannes, der fern von Privatinteressen stand, den keine Rücksichten auf Beförderung oder Hintansetzung bestimmten, und der den Muth besaß, einem so gefürchteten Manne, wie der Herr Graf Brühl es ist,

entgegentreten zu können.“ Brühl lächelte und machte ein leichtes Geräusch mit seiner Mappe.

„Zur Sache!“ fuhr der König fort; „Sie sollen also nun hier, in diesem Augenblicke das bestätigen, was Sie und Ihre Freunde in dem Briefe behauptet haben. Das Ganze ist übrigens eine Verschwörung; es giebt nicht wohl ein anderes Wort dafür.“

„Majestät, es ist ein Zusammentreten von Männern, welche leider nicht täglich das Ohr Eurer Majestät offen finden.“

Der König blickte finster und verlegen vor sich hin. „Ich habe den Herrn Minister rufen lassen, damit er sich persönlich von dem Allen überzeuge, was wider ihn vorgebracht wurde. Fassen Sie sich kurz und bündig, mein Herr.“

Löweneck legte die linke Hand auf seinen Degengriff. „Majestät,“ begann er, „von der Sachlage selbst sind Sie vollkommen durch den Brief unterrichtet, und ich darf annehmen, daß Eure Majestät ihn genau gelesen haben. Ich brauche mich deswegen nicht näher auszusprechen. Aber ich muß mich über die Gründe aussprechen, welche uns bewogen, eine Verbindung zu schließen, die leider Verschwörung genannt wird. Jener Herr dort, der allmächtige Minister, schließt uns von einem Monarchen ab, den wir alle verehren, der Einzelne steht machtlos dem strengen und mit großer Klugheit gehandhabten Systeme gegenüber, welches Graf Brühl sich gebildet hat, dessen Trefflichkeit im Sinne des Herrn Minister ich anerkennen muß, dessen gefährliche Consequenzen jedoch auf der Hand liegen. Wo der Klageruf des Einzelnen aber nutzlos verhallt, da müssen doch die vereinten Nothschreie wirken, gehört werden: des-

halb thaten wir uns zusammen, eine Mauer zu durchbrechen, die der geschickte Baumeister um den Herrn des Landes zog, welche keine Klage zu durchdringen oder zu übersteigen vermochte. Nur dadurch war es bisher möglich, Euer Majestät die Eingriffe in Rechte, Verträge, selbst in das Eigenthum zu verbergen; ja, Herr Minister, in das Eigenthum, denn wenn lange Monate hindurch kein wohlverdienter, verbriefter Lohn gezahlt wurde, wenn bis zu dieser Stunde, Majestät, die Officiere Ihrer treuen Armee noch Rückstände zu fordern haben, dann darf ich dreist aussprechen: die Verwaltung der Finanzen dieses Landes ist nicht nur eine unzweckmäßige, nein, sie ist mehr als das, sie ist eine strafwürdige — eine — —"

„Halten Sie ein, mein Herr," rief der König; „ich werde das schwerste Wort allein aussprechen, nicht Sie." Er blickte auf Brühl, der keine Miene verzog. Der König gab Löweneck ein Zeichen, fortzufahren.

„Ich gesellte mich," fuhr dieser fort, „deshalb gern der Verbindung bei, welche dem Unwesen steuern wollte, und als unter Vieren von uns durch das Loos die Person bestimmt ward, welche vor Eurer Majestät erscheinen sollte, traf mich der immerhin ehrenvolle Auftrag, die Sache der Gekränkten zu vertreten. Ich hätte jenes Schreiben Eurer Majestät persönlich übergeben können, aber wie leicht wäre es dem Herrn Minister gelungen, mich daran zu hindern und das wichtige Actenstück in seine Hand zu bekommen. Dies ist der Grund, weshalb wir den anklagenden Brief durch eine Person übereichen ließen, die in unmittelbare Nähe Eurer Majestät gelangte, durch keine Wächter, selbst nicht durch den Herrn Minister gehindert. Die Verhältnisse, die Noth der Bittsteller mögen bei Eurer Majestät

diesen Schritt entschuldigen, wenn derselbe Mißfallen erregte."

Der König blickte den Sprecher erstaunt an; dann schaute er fragend auf Brühl, der ebenso betroffen zu sein schien. „Eine Person, die in meine Nähe kam, hat jenes Schreiben mir übergeben? Ich soll einen seltsamen Schritt entschuldigen? Ich verstehe Sie nicht, mein Herr."

Löweneck ward unruhig, und Brühl's Augen trafen ihn wie die eines Basilisken; der Ankläger selbst arbeitete ihm in die Hand.

„Nun — ja — es — da —" stotterte Löweneck, „Euer Majestät würden, wir wußten das aus sichrer Quelle — die Sylvia empfangen, und deshalb legten wir das Schreiben zur Uebergabe an Eure Majestät in ihre Hände."

Der König trat mit heftiger Geberde von dem Tische fort. „Mir gegeben? Die Sängerin Sylvia?" rief er zornig, „mir? Ich habe jene Person noch nie gesehen, nie gesprochen. Was fabeln Sie da, Herr von Löweneck? Dieses Schreiben ist auf geradem Wege in meine Hände gelangt. Reden Sie doch, Brühl."

Der Minister legte sein Gesicht in die Falten der Redlichkeit. „Was soll ich reden, Majestät?" sagte er. „Das Schreiben ist auf demselben Wege in Eurer Majestät Hände gelangt, auf dem alle an Ihre erhabene Person gerichtete Schreiben in Höchstihre Hände gelangen. Es ward in meiner Kanzelei abgegeben, und ich beförderte es in Eurer Majestät Cabinet."

Löweneck erbebte und erbleichte; die ganze, sorgfältig überlegte Sache war verunglückt, die Verbündeten compromittirt — hatte ein Verräther das Spiel verdorben? War die Sängerin eine Creatur Brühl's? Der unglückliche

Löweneck vermochte nicht zu antworten, seine Gedanken verwirrten sich.

„Was Eure Majestät jetzt schon ganz klar einsehen werden," fuhr Brühl fort, dem seines Gegners Verwirrung nicht entging, „das ist die abscheuliche Cabale meiner Gegner. Jene Herren scheuen kein Mittel und sie bedienen sich sogar der Bühnenheldinnen, um einen Mann zu stürzen, der das Vertrauen Eurer Majestät genießt."

„Das ist wahr!" rief der König. „Es ist eine Intrigue im Werk!"

„Die ich vollständig vernichten und offen darlegen kann," fiel schnell der Minister ein. „Denn die ganze Anklage ist nur ein Anschlag meiner Feinde, mich bei Majestät zu stürzen — hier die Beweise." Er öffnete schnell die Mappe und schüttete, wie aus einem Sack Getreide geschüttet wird, eine große Menge von Papieren auf den Schreibtisch. „Treten Majestät gnädigst näher," rief er, „und untersuchen Sie jene Papiere; auch Sie, mein Herr von Löweneck; es sind die Quittungen der Herren Officiere über den richtigen Empfang ihrer Gefälle und Gagen bis auf den heutigen Tag."

Der König griff in die Papiere und prüfte eilig verschiedene der Unterschriften. „Es ist richtig," sagte er, „die Quittungen sind geleistet; man hat Sie gröblich verleumdet."

Löweneck stand wie vom Donner gerührt und vermochte sich nicht zu sagen, woher all dieses Unheil über ihn gekommen sei; ob er selbst der Spielball einer höllischen Intrigue geworden. Er starrte auf die ihm zunächstliegenden Blätter; er erblickte bekannte Namen, Unterschriften, Siegel und er sah ein, daß er verloren war.

„Nun, mein Herr?“ sprach der König streng, „was sagen Sie jetzt?“

Löwenek stammelte einige Worte: „Ich bin — wohl selbst getäuscht,“ und ließ sein Haupt sinken.

Der König, dessen gutes Herz sich nie verleugnete, betrachtete den armen Mann mit inniger Theilnahme. Brühl ergriff gewandt genug die Gelegenheit. Er konnte sich mit diesem Siege begnügen, der König dachte nicht weiter an eine Prüfung der Papiere, und die jungen Officiere, welche keine Quittung geleistet hatten, die Verschwornen, hielt er jetzt sicher von dem Könige fern; keine Klage konnte nunmehr der Wachsamkeit des Ministers entgehen. Er sah ein, daß er sich dem Könige doppelt verbindlich machte, wenn er ihn und den unglücklichen Löweneck aus der augenblicklichen Situation befreite. „Mein Herr Oberst,“ sagte er ruhig, „ich will nicht so schlimm von Ihnen denken, als Sie wohl von mir; ja, ich nehme an, Sie sind getäuscht, und hohe Personen wie untergeordnete Individuen haben Sie zum Werkzeuge gebrauchen wollen, welches meinen Sturz herbeiführen sollte. Sie sind in einer schlimmen Lage. Vor unserm Allergnädigsten Herrn stehen Sie als ein Werkzeug der Verschwörer, als ein falscher Ankläger da, und vor der Cosel werden Sie durch Ihre Genossen als Verräther gebrandmarkt werden. Sie müssen einen Ausweg finden. Erklären Sie kurz und bündig, daß Sie an Melancholie leiden, daß eine geistige Verstimmung Sie mit ihren Banden umstrickte und zu dem gefährlichen Unternehmen trieb, daß Sie in dieser trüben, menschenfeindlichen Stimmung sich hinreißen ließen, Schritte gegen mich, den Minister, zu thun.“

Löweneck starrte den Minister mit weit geöffneten Augen

an. Er blickte in einer Art Geistesabwesenheit auf die Papiere, und es begann sich in ihm der Gedanke zu regen, daß er wirklich von den Dämonen des Irrsinns erfaßt werden könne. Was ihm heut widerfahren, was er hier auf dem Tische liegen sah, das Alles war wohl geeignet, seinen Geist zu verwirren. Er blickte auf den König.

„Sie haben die Wahl zwischen der angegebenen Erklärung und strenger Untersuchung, auf welcher ich bei Seiner Majestät bestehen würde," sagte Brühl.

Löweneck richtete noch einmal seine Augen auf den König, der ihm gnädig zuwinkte und dann sagte: „Es war eine Verirrung; ich bleibe Ihnen deswegen doch wohlaffectionirt."

Löweneck raffte sich empor; er war verlassen, geopfert. „Ich werde also sagen, wie Eure Excellenz mir vorgeschrieben haben," stammelte er.

„Morgen werden wir Ihren Entschuldigungsbrief haben?"

„Morgen," hauchte Löweneck.

„In Gnaden entlassen," sagte mild der König, und der Oberst taumelte zum Zimmer hinaus. — —

„Brühl! Brühl!" rief Friedrich August, als Beide allein waren, „was sind das für schreckliche Dinge."

„Majestät sehen, daß die Feindschaft meiner Neider keine Grenzen kennt," antwortete Brühl, die Quittungen in seine Mappe schließend. „Sie werden mir nicht Gerechtigkeit versagen, Majestät."

„Was soll ich thun?" sagte der König besorgt. „Es scheint, daß selbst Mitglieder meiner Familie damit verbunden sind."

„Gewiß, Majestät. Sie sollen nicht compromittirt

werden; aber es ist deshalb nothwendig, daß wir die Anstifter der Verschwörung zur Rechenschaft ziehen, ehe sie im Stande sind, Allerhöchste Personen zu nennen. Der Rittmeister von Servigni und die Watzdorffs müssen in Gewahrsam genommen werden."

„Es soll geschehen; aber was hakt sich da Alles ineinander? Jene Sylvia — die Sängerin, sie darf nicht in die Oeffentlichkeit treten, sie ist ohne Zweifel ein Werkzeug der Intrigue."

Brühl trat an den Sessel, auf welchem der König sich niedergelassen hatte. „Majestät," sagte er, „sorgfältig die Sicherheit Allerhöchst Ihrer Person, die Wohlfahrt des Staates überwachend, hatte ich bereits Schritte gethan, das gefährliche Treiben einer Partei, welche die Ruhe unseres Landes gefährdet, wirkungslos zu machen. Jene Sängerin war mir seit ihrem Eintritte in sächsisches Gebiet als Agentin der wühlerischen Partei bekannt. Sylvia sollte Eurer Majestät die falsche Anklage überreichen, der ich ruhig entgegensehen konnte," er wies auf seine Mappe. „Ich würde aber keinen Schritt gethan haben, wenn Löweneck nicht selbst die Entscheidung herbeigeführt hätte."

„Also jenes Mädchen wollte meine Neigung zur Musik benutzen, den Augenblick einer Zusammenkunft ergreifen?"

„Es ist so, Majestät."

„Nun denn, wie kam das Schreiben in mein Cabinet, und weshalb wagte die Agentin nicht, es mir zu übergeben?"

„Das Schreiben wurde, wie ich vorhin sagte, in meinem Büreau abgegeben, und da ich keine Kenntniß von dem Inhalt hatte, auch nie die Gesuche, welche an Majestät gerichtet sind, vorzuenthalten wage, ward es Eurer Majestät

durch die Amtsdiener überbracht. Weshalb die Sängerin sich nicht zur Intrigue verstehen wollte? darüber kann wohl Pater Guarini Eurer Majestät Auskunft geben."

Der König nickte mit dem Kopfe. „Sie wird auf den Rath des Paters diesen gefährlichen Schritt unterlassen, das Schreiben direct an Ihr Büreau gegeben haben," sagte er; „aber diese seltsame Person darf nicht in die Scene treten; die ganze Angelegenheit giebt Stoff zu Scandal."

„Sie wird nicht in die Oeffentlichkeit treten, jene Sängerin," sagte Brühl mit fester Stimme.

„Wie wollen wir das aber hindern? Ganz Dresden ist gespannt auf die seltene Erscheinung."

„Die Sängerin Sylvia wird Dresden auf eignen Wunsch verlassen; denn das Nonnenstift zu Pardubitz, aus welchem Moretti einst jenes Mädchen entführte, macht seine Ansprüche an die Entflohene geltend."

„Wie?" rief der König; „sie gehört dem Kloster an?"

„Auch darüber wird Pater Guarini Eurer Majestät berichten. Er ordnet die Sache mit der Sylvia."

Der König schien zufrieden. Brühl erheiterte sich durch seine Siege. „Für mich," sagte er, „bliebe nur die Verpflichtung, die gefährlichen Herren von Servigni und Watzdorff in Sicherheit zu bringen; Majestät werden dazu den Befehl ertheilen."

„Das ist schwierig," rief der König; „mögen sie gegen Euch sich vergangen haben — dann aber ist doch erst eine Anklage zu erheben."

„Meine Person ist Nebensache; aber ich habe guten Grund, zu behaupten, daß jene Conspiration nicht nur mich, sondern, wie ich andeutete, auch den Staat in gewisser Hin=

sicht bedroht, weil im Hause Servigni's bei den Complottirern auch preußische Agenten thätig gewesen sind."

„Das geht immer weiter," fuhr der König fast erschreckt auf.

„Es ist die größte Wachsamkeit geboten," mahnte Brühl, „denn ein höchst zweideutiger Mann, der Attaché Robert von Klingen, bestimmter Bräutigam des Fräulein von Servigni, hat Theil an den Versammlungen genommen; die Arretirung des Herrn von Servigni ist deshalb dringend nothwendig, und eine Untersuchung wird herausstellen, ob nicht mit dem Plane zu meinem, des heftigsten Preußenfeindes, Sturze auch eine Conspiration gegen den Staat Hand in Hand ging."

„Wäre es möglich!"

„Die kurprinzliche Partei ist nicht gegen Preußen, und es dürfte die größte Vorsicht, die strengste Ueberwachung um so mehr anzurathen sein, als wir seit gestern dicht an der Schwelle der Entscheidung stehen." - Brühl zog ein Papier aus seiner Brusttasche.

„Was ist vorgefallen?" fragte der König.

„Hier ist der Bericht des Grafen Rancillé, daß zwischen Wien und Versailles ein Defensivbündniß abgeschlossen worden ist, zu welchem Sachsen der Beitritt offen gelassen wurde. Wenn König Friedrich der Zweite eine Nachricht von diesem Bunde erhält, dann würde er sicherlich nicht abwartend bleiben können; für uns ist es aber von größter Wichtigkeit, ihn in sorglose Sicherheit gewiegt zu sehen. Ein plötzliches Vorgehen mit unseren Verbündeten öffnet uns die Thore Berlins."

Der König nahm das Papier, durchlas es und reichte es Brühl zurück. „Sie haben Recht," sagte er; „der Augen-

blick ist wichtig. Ich werde alle Ihre Vorsichtsmaßregeln billigen."

Brühl schob dem Monarchen einen Stuhl vor den Schreibtisch, legte Feder und Papier zurecht, und der König begann zu schreiben. — — —

Oberst von Löweneck war nach der schrecklichen Scene wie ein Trunkener die Treppe hinabgestürzt und hatte die Straße gewonnen. Er irrte in der Dämmerung zwecklos umher, denn er vermochte nicht einen bestimmten Entschluß zu fassen, seine Willenskraft schien gebrochen, und nur zuweilen überlegte er, auf welche Weise er sich wohl an den treulosen Genossen rächen könne. Er ging auf's Gerathewohl durch die Vorstadt, kehrte wieder in die Stadt zurück, dann noch einmal denselben Weg und befand sich plötzlich auf der Landstraße, wo ihn die Dunkelheit der einbrechenden Nacht überraschte. Während dieser Zeit hatte die Frau Kanzelistin Menzel vor ihrem Hause einen Wagen halten sehen. Sie öffnete behutsam das Fenster und bemerkte, wie der Schlag dieses Wagens aufgerissen wurde. Ein Mann stieg heraus und half einer Dame aus dem Wagen. Die Dame trug eine Maske, und die Frau Kanzelistin erkannte ohne Schwierigkeit an der Gestalt jene Dame wieder, welche in Gesellschaft Brühl's der Sängerin Sylvia in der Nacht einen Besuch gemacht hatte. Die Maskirte zog die Glocke des Hauses, und Frau Menzel öffnete, aus Furcht und Respect vor Brühl, sogleich. „Ist Fräulein Sylvia zu sprechen?" fragte die Dame. Als Frau Menzel dies bejahte, eilte die Dame die Treppe hinauf. Die Kanzelistin blieb im Hausflure. Es verging einige Zeit, dann sah sie, wie die Maskirte in Begleitung Sylvia's, welche tief verschleiert war, wieder erschien. Frau Menzel wollte sprechen,

aber die Dame mit der Maske trat schnell auf sie zu. „Madame Menzel," sagte sie, „wenn Sie nur den geringsten Lärm verursachen, so wird der Graf Brühl ein ernstes Wort mit Ihnen reden; Mademoiselle Sylvia verläßt Dresden." Bei diesen Worten ließ die Dame eine schwere Geldrolle in die Hand der Kanzelistin gleiten.

„Aber Gnädigste —" stammelte Frau Menzel, „was geschieht denn mit Fräulein Sylvia?"

Die Dame neigte ihr Haupt zum Ohre der Kanzelistin. „Sie geht ihrem Glücke entgegen," flüsterte sie. „Sahen Sie nicht den Baron von Klingen von der preußischen Gesandtschaft?"

Frau Menzel schreckte ein wenig zusammen. „Wenn man Sie fragen sollte," fuhr die Dame fort, „so sagen Sie nur, daß die reizende Sängerin dem Baron von Klingen fortan gehören wird. Wohin sie von ihm gesendet und wo sie von ihm verborgen gehalten werde, das wissen Sie nicht, liebe Frau Menzel."

Die Dame zog Sylvia mit sich fort. Diese grüßte noch einmal mit der Hand, dann stieg sie in den Wagen, die maskirte Dame folgte ihr, und ehe noch die Kanzelistin sich von ihrem Staunen erholt hatte, rollte der Wagen schon die Straße hinunter.

Der Herr Kanzelist Menzel aber, der gerade jetzt aus dem Archive zurückkehrte, sank bei der Mittheilung, welche ihm seine Frau machte, vor Entsetzen auf die Flurbank.

„Barmherziger Heiland!" stammelte er, „so bin ich verloren. Wenn das so ist, dann ist der Baron von Klingen ein Freund Brühl's und er wird mich als einen Verräther bei dem Minister denunciren; ich gab ihm die Depeschen."

„Aber, Mann," rief die Frau, „der Minister sprach ja

zu Dir, als fürchte er die Person des preußischen Barons; er warnte Dich vor ihm."

„Weib, was verstehst Du von den Scheingründen der Politiker! Gerade das bestärkt mich in meinem Verdachte."

In diesem Augenblicke ward die Hausglocke heftig gezogen, die zitternde Kanzelistin öffnete die Thür. Mit Staub bedeckt, geröthet und wankenden Schrittes stürmte der Rittmeister von Servigni in den Hausflur.

Um dieses plötzliche Eintreffen zu dieser Stunde im Hause Menzel's zu verstehen, müssen wir einige Zeit zurückgehen. Wie erzählt, befand sich Oberst von Löweneck in höchst erregter Stimmung auf der Landstraße, als die Dunkelheit ihn überraschte. Er ging, ohne zu wissen, wohin, als er, in der Nähe des Neustädter Zollhauses angekommen, den Trab eines Pferdes vernahm. „Platz da!" schrie der Reiter ihm entgegen. Löweneck sprang auf die Seite und erkannte beim Scheine der Laterne des Schlagbaumes den Rittmeister von Servigni.

„Sind Sie es, Anton?" rief der Oberst.

„Sie hier, Löweneck?" schrie zu gleicher Zeit der Rittmeister.

„Verrath, Verrath!" brüllte Löweneck.

„Ich komme deshalb im Trabe nach Dresden," rief Anton.

„Halten Sie an," mahnte Löweneck, „ich bin noch im Taumel, in Verzweiflung."

Servigni sprang vom Pferde, und in keuchendem Tone die Worte herausstoßend, berichtete Löweneck, was ihm vor kurzer Zeit im Cabinet des Königs begegnet. Servigni fuhr sich wüthend in die Haare; er riß den Zügel des Pferdes, daß dieses sich hoch aufbäumte.

„Höllen Element, was haben Sie gethan, Oberst?“ rief er. „Sie hätten sich weigern müssen; wir sind jetzt Alle verloren — Brühl hat gesiegt; aber der Verrath ist schändlich. Oh, weshalb verbargen Sie sich? Man konnte Ihnen keine Nachricht geben von dem, was geschehen, aber jene Sylvia, sie ist erkauft, ich will sie — ich muß sie sprechen, von ihr allein sind Aufklärungen zu erlangen. Hin zu ihr, kehren Sie zur Stadt zurück, Oberst; ich werde für die Freunde handeln.“ Er warf sich auf sein Roß und gab ihm die Sporen; in Galopp fallend, jagte er nach Dresden hinein. Er trabte durch die Gassen und in der Nähe des Schlosses hielt er keuchend an.

„Halte das Pferd,“ rief er dem Soldaten zu, der die Wache im Schilderhaus hatte, „ich bin gleich zurück.“ Der Rittmeister eilte zum Hause des Kanzelisten; er riß an dem Glockenstrange, und als ihm sogleich geöffnet ward, stürzte er in den Hausflur. „Wo ist die Sängerin Sylvia?“ brüllte er der erschrockenen Frau entgegen.

„Herr Rittmeister,“ — entgegnete Menzel, der sich erhob.

„Führe Er mich zu ihr,“ schrie Anton außer sich.

„Gemach, gemach!“ fiel Frau Menzel ein. „Sie können die Dame nicht mehr sprechen, denn sie hat Dresden verlassen.“

„Ah! sie ist fort?“ rief Servigni, sich an die Wand lehnend.

„Ja, Herr Rittmeister.“

„Sie ist eine Verrätherin!“ röchelte Anton. „Sie ist fort? wie? jetzt? soeben, oder vor längerer Zeit?“ fragte er wieder.

„Herr Rittmeister,“ sagte die Kanzelistin halblaut. „Sie haben wohl die schöne Sylvia gesehen? Sie hat Ihnen den

Sinn verwirrt. Geben Sie die Sängerin auf — sie verläßt Dresden unter dem Schutze der preußischen Gesandtschaft; der Baron Robert von Klingen läßt sie hinwegführen."

„Er?" donnerte Servigni; „Er? ah, es ist klar; Alles ist offenbar. Er verläßt Dresden mit ihr; er ist ein doppelter Verräther, aber ich werde ihn aufhalten!"

„Thun Sie das! schnell!" rief Menzel, der wieder Hoffnung schöpfte. Vielleicht konnte dieser Schritt des Rittmeisters ihm, dem Kanzelisten, zu Gute kommen.

Servigni stürzte aus dem Hause zu dem Wachtposten hin, er schwang sich auf sein Pferd und trabte zur Wohnung Robert's. „Baron von Klingen ist auf der Gesandtschaft," lautete die Weisung. Servigni ritt vor das Hotel der preußischen Gesandtschaft. Er hatte sich trotz der Aufregung überlegt, daß er ein wenig besonnener handeln müsse, wenn er zum Ziel kommen wollte. Der Rittmeister wähnte, daß Robert die von ihm geliebte Sylvia entführen und zugleich nach dem Verrathe, den er ausgeübt, durch Vermittlung seines Gesandten Dresden verlasse, und wenn die Zeitangabe in dem Briefe Robert's an Jeanne richtig war, dann konnte der Baron, der in Anton's Augen ein doppelt Treubrüchiger war, kaum Dresden verlassen haben; er konnte mindestens nicht weit von der Stadt sein.. „He, mein Freund," rief der Rittmeister den Schweizer an, „Er kennt mich; ich bin der Schwager des Barons von Klingen. Dieser soll droben bei dem Herrn Gesandten sein; ich muß ihn schnell sprechen."

„Sie kommen ein wenig zu spät, Herr Rittmeister," sagte der Schweizer. „Der Baron hat vor einer Viertelstunde Dresden in dienstlichen Angelegenheiten verlassen."

Anton schlug auf den Sattelknopf; aber er bemeisterte

sich schnell. „Ist es ein Geheimniß, wohin er gefahren? Ich hätte meinen lieben Schwager nothwendig zu sprechen."

„Ich weiß," sagte der Schweizer, dicht an das Pferd tretend, „daß der Postillon die Straße nach Langebrück eingeschlagen hat."

„Großen Dank," rief Anton, sein Pferd wendend. „Ich werde ihn einholen," murmelte er, indem er das Thier wieder in Trab setzte. Er war kaum um die Straßenecke verschwunden, als von der entgegengesetzten Seite vier Dragoner, von einem Lieutenant commandirt, vor dem Hotel der Gesandtschaft anlangten. „War das der Rittmeister von Servigni?" fragte barsch der Lieutenant den Schweizer.

„Er war es," lautete die Antwort. „Vorwärts," commandirte der Lieutenant.

Die Reiter folgten Servigni. Sobald dieser im Trabe über die Elbbrücke geritten war, trieb er sein Pferd zu größter Eile an. Er wollte und mußte Robert von Klingen einholen, er mußte Rechenschaft von ihm fordern, und er hoffte nach Allem, was er in der Eile vernommen, Sylvia bei dem Treulosen zu finden. Die Nacht war nicht vollständig dunkel, und der Rittmeister vermochte alle Gegenstände auf der Landstraße vor sich zu unterscheiden. Er galoppirte scharf, fragte einige Male die nächtlichen Wanderer, ob sie einen Reisewagen gesehen; und nach zwei oder drei verneinenden Antworten erhielt er endlich Auskunft, daß ein großer Wagen mit Laternen am Bocke, bei dem Posthause von Langebrück haltend, gesehen worden sei. Servigni jagte weiter; er blickte nicht hinter, nicht neben sich; scharf lugte er in die Ferne. Da tauchte heller Lichtschein auf, deutlich sah er die Umrisse eines Wagens. „Er ist es! er ist es!" rief er; einen Pallasch

ziehend und dem Pferde die Sporen einhauend, befand er sich bald neben der Kutsche. „Halt!“ donnerte er dem Postillon zu. Dieser, der beim Schimmer der Laternen die Gestalt eines Officiers erblickte, hielt erschrocken die Pferde an. Zu gleicher Zeit aber ward der Wagenschlag geöffnet, Robert von Klingen lehnte sich heraus.

„Ha, mein Herr Baron,“ keuchte Servigni wüthend, „habe ich Sie endlich? Wo ist sie, wo ist Ihre Begleiterin?“

„Anton! Anton!“ rief Robert erstaunt und betroffen, „halten Sie meine Fahrt nicht auf; welche Begleitung? Sie reden irre“

„Die Sylvia.“

„Sie sind wahnsinnig; blicken Sie herein, ich bin allein; Niemand ist bei mir.“ Er öffnete weit die Wagenthür, und Anton sah, daß der Baron allein im Wagen saß.

„Nun denn, so sind Sie immerhin doch ein Verräther, und jenes schändliche Geschöpf ist durch Sie geborgen vor unserer Rache. Steigen Sie aus, Herr Baron, Sie müssen Ihre Fahrt um eine Stunde verschieben; Sie müssen mir Rede stehen.“

„Ich habe höhere Pflichten in diesem Augenblicke zu erfüllen,“ rief Robert vor Zorn und Besorgniß, die gefährlichen Documente entdeckt zu sehen, mit der Stimme zitternd. „Ich reise im Dienste meines Herrn, halten Sie mich nicht auf.“

„Wie? Sie denken, mir zu entschlüpfen mit dieser Lüge? Sie haben uns verrathen!“

„Ich? Sie sind toll — sage ich noch einmal!“

„Brühl ist uns zuvorgekommen, Sie — Sie sind der Verräther!“

„Ich der Verräther an Sie? ich Brühl's Freund?“ Der Rittmeister ließ den Pallasch funkeln.

„Ich würde von Ihnen Genugthuung fordern,“ rief Robert; „aber mein Auftrag ist so wichtig, daß ich keine Minute länger zaudern darf. Sie werden später erfahren, daß ich schuldlos an allem Unheil bin, welches Sie getroffen; geben Sie die Straße frei, Herr von Servigni! gedenken Sie Jeanne's.“

„Sie erwähnen diesen Namen noch?“ rief der Rittmeister außer sich. „Ich fordere Sie auf, mir zu folgen!“

„Nun denn; es muß sein,“ rief Robert. „Zurück, Herr Rittmeister, oder Sie sind zum letzten Male diese Straße geritten!“ Er lehnte sich ganz zum Schlage hinaus, ein Pistol blitzte in seiner Hand; er hielt es auf die Brust Servigni's gerichtet.

„Teufel!“ schrie der Rittmeister, sein Pferd antreibend.

„Halt! halt! im Namen des Königs!“ tönte es plötzlich, und im Nu war der Wagen von einem Reitertrupp umzingelt.

„Was soll das?“ rief Servigni, den Pallasch senkend, während Robert sein Pistol zurückzog.

„Sie sind der Herr Rittmeister von Servigni?“ fragte der den Trupp commandirende Officier.

„Ich bin es, mein Herr,“ antwortete der Rittmeister.

„Dann bitte ich um Ihren Degen; Sie sind mein Gefangener.“

„Wie? ich? und Ihre Ordre?“

„Hier. — Im Namen Seiner Majestät des Königs!“

Servigni blickte auf den verhängnißvollen Zettel, welchen der Lieutenant ihm entgegenhielt. „Ich bin Ihr Gefangener,“ sagte Anton, ruhig den Pallasch hinreichend. „Sie

sehen, Herr von Klingen, Ihre Sache hat guten Fortgang; ich werde Jeanne grüßen," rief er bitter lächelnd.

„Anton, ich bin schuldlos an Allem!" rief der Baron schmerzlich.

„Führen Sie mich schnell fort, Herr Lieutenant!" befahl Servigni.

„Und Sie, mein Herr, wer sind Sie?" fragte der Lieutenant, an den Wagenschlag reitend.

„Courier der Gesandtschaft Seiner Majestät des Königs von Preußen."

„Vorwärts dann," commandirte der Officier. Die Reiter umringten Servigni.

Robert warf die Thür des Wagens in das Schloß.

„Vorwärts, Postillon!" rief er, schmerzerfüllt sein Antlitz verhüllend. Der Wagen fuhr schnell davon — die Reiter trabten mit dem Gefangenen in die Stadt zurück. — —

Gegen die böhmische Grenze zu rollte das schwerfällige Fuhrwerk, welches Sylvia und ihre Mutter, die Gräfin Moszinska, von Dresden entführt hatte. — — —

Noch zitternd nach aller Aufregung, die ihn fast überwältigte, kehrte der Kanzelist Menzel spät in der Nacht in seine Wohnung zurück. Die geängstigte Frau empfing ihn an der Thür. „Es ist vorüber, das Unheil," sagte Menzel aufathmend. „Hart ging es an Allen vorbei. Dieser Baron Klingen hat die Sylvia gar nicht entführt; er befördert vielmehr die wichtigen Depeschen an seinen König. Brühl und die Gräfin haben ein sonderbares Spiel getrieben. Plaßmann hat mir Alles erklärt."

„Und der Rittmeister?" fragte die Frau.

„Er ist verhaftet und schläft diese Nacht auf der Schloßwache." —

X. Der erste Schuß im siebenjährigen Kriege.

Das Verschwinden Sylvia's hatte nicht geringes Aufsehen gemacht. Die verworrensten Gerüchte kreuzten sich; aber der Pater Guarini wußte in geschickter Weise unter der Hand zu verbreiten, daß Sylvia ein früheres Gelübde gebrochen und auf Antrieb ihrer ehemaligen, geistlichen Behörden Dresden verlassen habe. Der König war zufrieden, daß die unangenehme Sache in dieser Weise Erledigung gefunden, und nur die stattgefundenen Arretirungen mehrer Officiere und höherer Beamten beschäftigten noch die Menge. Man sprach von einem Complot gegen den Minister, und die Schuldigen harrten im Militärgewahrsam ihrem Richterspruche oder der Untersuchung, welche Brühl durch seinen Rath Stammer betreiben ließ. Die Feste bei Hofe begannen inzwischen von Neuem. Brühl gab wieder Soiréen, und man vergaß die kleinen Angelegenheiten; nur die verhafteten Gegner des Ministers harrten noch immer ihres Schicksals.

Ein glänzender Ball versammelte die Elite des Hofes, des Adels, die höchsten Beamten im Palaste des Ministers. Strahlend, in einem Meere von Licht schwimmend, erschien das prachtvolle Gebäude auf der Terrasse; weit hinaus in die laue Augustnacht warfen durch die hohen Fenster tausende von Kerzen ihren Schein, und die rauschende Musik tönte wie bezaubernd zu den staunenden Elbschiffern hernieder, welche, den Strom hinabfahrend, ihre Blicke zu dem hell erleuchteten Feenpalaste erhoben.

„Lust — Pracht — Herrlichkeit überall," sagte die Gräfin Sternberg. „Graf, Sie sind ein Zauberer; Sie verstanden es, Alles durchzusetzen."

„Ich bin glücklich,“ lächelte Brühl. „Das ist vielleicht mein Verdienst, daß ich mein Glück zu schmieden verstehe, und dadurch befördere ich das der Andern ebenfalls.“

„Der König ist in heiterster Laune,“ sagte Gersdorf, herantretend; „sehen Sie nur, wie sehr ihn die kleine Lotterie amüsirt, welche jene prachtvollen Gewinnste in den Schooß der Glücklichen wirft.“

„Der König kann auch heiter sein,“ sagte Brühl; „Alles ist geordnet, und wir werden binnen Kurzem einen großen Triumph feiern; dann erst sollen Sie einer wirklichen Festlichkeit beiwohnen, wenn Sie mir die Ehre Ihres Besuches schenken.“

„Sie spielen den Geheimnißvollen,“ sagte Frau von Bünau, die noch des Ministers letztes Wort erhaschte. „O, theilen Sie uns Näheres mit.“

„St,“ machte Brühl, „es ist eben ein Geheimniß; aber Sie werden bald genug erfahren, wie man den dreisten Gegner züchtigt. Sagen Sie Ihrem Herrn Vetter, daß er seine beiden Güter in Schlesien binnen kurzer Zeit wieder in Besitz nehmen werde.“

„Bravo! Bravo!“ riefen die Damen.

Während dieser Worte kam die Frau Ministerin Brühl zur Gruppe. „Mon cher,“ sagte sie, ihrem Gatten winkend, „Seine Majestät verlangen Dich zu sprechen.“ Brühl eilte durch die Gruppen der Gäste.

„Brühl,“ rief der König sehr heiter, „die Kurprinzessin theilt mir soeben mit, daß wir heut noch eine dramatische Ueberraschung zu erwarten haben.“

„Ich nahm mir die Freiheit,“ sagte Brühl. „Ich habe auf meinem Palais-Theater ein kleines Intermezzo arrangirt, und zwar werden es die Schauspieler der Truppe des

Principals Kirsch ausführen. Ich glaubte dem Manne diese kleine Genugthuung schuldig zu sein.

„Das ist ein guter Gedanke, für den ich Ihnen besonders erkenntlich bin," rief der König. „Was giebt man?"

„Oh, es ist ein italienischer Unsinn, betitelt „Harlequin, der lustige Dragonerhauptmann." Ein Scherz, aber ganz geeignet für den heitern Abend und für die fröhliche Stimmung, in welcher Majestät sich befinden, da wir alle Ursache haben, fröhlich zu sein. Denn," fügte er leise hinzu, „die preußischen Störenfriede werden nun nicht mehr die Ruhe unterbrechen. Ohne eine Ahnung von der Alliance der Großmächte gegen ihn zu haben, sitzt Friedrich der Zweite ruhig in Potsdam, und Majestät sehen, wie richtig ich combinirte."

„Desto besser! desto besser!" sagte der König. „Lassen Sie das Schauspiel beginnen."

Brühl eilte weiter; er war heute ganz der elegante Wirth, der liebenswürdigste Salonmensch.

„Ah," sagte Frau von Stubenberg zur Gräfin Rex, „ist dort nicht Graf Maltzahn in den Saal getreten?"

„Wahrhaftig! es scheint also Alles gut zu stehen in der Politik; man sprach noch vorgestern Allerlei — bah — Gerüchte."

Die Ouvertüre zu der Harlequinade begann. In diesem Augenblicke entstand in der Nähe der beiden prächtigen Eingangsthüren des Theatersaales ein Gedränge. Einige Stimmen tönten so laut, daß die Nächstsitzenden Ruhe zischten; Brühl, der hinter den Stühlen der königlichen Familie Platz genommen hatte, wendete sich erzürnt um; das Gedränge an der Thür war stärker geworden, und er bemerkte inmitten des Knäuels den Rath Loß, der

ihm Zeichen machte. Brühl erhob sich schnell und ging durch die Seitenhalle zur Thüre. Hier empfingen ihn schon bleiche Gesichter. Loß ergriff ohne Weiteres seine Hand und zog ihn in den Nebensaal.

„Was hat es denn gegeben?“ rief Brühl unwillig.

„Hier, hier ist der Courier,“ stammelte Loß. „Die Preußen sind gestern in drei Colonnen in Sachsen eingerückt; die Kriegserklärung Friedrich's des Zweiten ist unterwegs.“

Brühl taumelte. „Die — die Preußen?“ stotterte er. „Ihr seid toll!“

Loß winkte den Courieren. „Hier der erste, den Graf Puebla abfertigte.“

„Heran!“ rief Brühl. Der Courier überreichte eine Depesche. Sie war aus Berlin datirt und lautete: „Am 27. sind alle Infanterie-Regimenter der Berliner Garnison, die Gensdarmerie, die Husaren um 5 Uhr früh aus verschiedenen Thoren ausmarschirt. Marschrouten und Rendezvous sind das größte Geheimniß. Die Potsdamer Garnison ist gleichzeitig aufgebrochen; am nächsten Morgen verläßt der König Potsdam. Sein erstes Quartier ist Belitz.“

„Und jetzt, jetzt erhalte ich die Depesche?“ rief Brühl zornig.

„Ich wurde schon von den preußischen Vorposten angehalten,“ sagte der Courier.

„So nah? so nah sind sie?“ tobte Brühl.

„Hören Sie den zweiten Boten. Sachsen ist bereits in den Händen des Feindes,“ sagte Loß.

Der zweite Courier kam aus Leipzig. Der Bürgermeister Küstner hatte ihn gesendet. Er war direct an den

König gewiesen, und sein Bericht lautete: „Euer Majestät melde in Unterthänigkeit, daß heut Nachmittag 4 Uhr der Oberstlieutenant Braunitz den bereits 2½ Uhr eingerückten Husaren gefolgt ist, um Quartier für 8 Bataillone Infanterie, 2 Regimenter Grenadiere, 2 Escadrons Husaren, 6—800 Stück Artilleriepferde zu bestellen. Der Herzog von Braunschweig hat auf dem Rathhause gemeldet, er sei auf Befehl Seiner Majestät von Preußen mit den Truppen gekommen."

Die Nachrichten waren so ungeheuer, so unerwartet, daß Brühl nicht genug Athem schöpfen konnte; er zerknitterte die Depeschen, jede Vorsicht und jedes Geheimhalten hatte er bei Seite gesetzt, und wie ein Lauffeuer rollte die Schreckensnachricht durch die Gesellschaft: „Die Preußen sind da!" Alles erhob sich, Alles lief wild und angstvoll durcheinander. Der König und seine Familie verließen ihre Sitze, sie gingen dem geisterbleichen Brühl entgegen, der die Nachrichten mit zitternder Lippe bestätigte. „Er hat Verräther gewonnen," knirschte Brühl. „Oh, Herr Graf Maltzahn," rief er, dem Gesandten sich nähernd, „das ist also Ihre freundschaftliche Politik, oder — ha! ha! — wissen Sie vielleicht auch noch nichts von dem Einfalle Ihres Königs in Sachsen?"

Maltzahn blieb ruhig. „Ich habe heut eine Erklärung meines Souverains erhalten, welche ich Seiner Majestät morgen überreichen wollte. Ich wußte freilich nicht, daß der Einmarsch unserer Truppen so schnell erfolgen würde, aber mein Herr muß eben die größte Eile nothwendig gehalten haben; er mußte seinen Gegnern zuvorkommen, nachdem wir in Berlin mit Bestimmtheit wissen, daß ein Alliancevertrag zwischen Wien und Versailles abgeschlossen ist."

„Ha, woher, woher kam Ihnen diese Kunde?“ rief der Minister.

Maltzahn zuckte die Achseln. „Ich muß die Antwort darauf schuldig bleiben,“ sagte er.

Der König und die Familie desselben, die Gäste, Alles stob auseinander, die Bedienten mischten sich unter die Herrschaften; man rief nach Mänteln, Hüten. Unten rollten die Kutschen zwecklos hin und her. Die Sänftenträger waren nirgends zu finden, denn auf ein so schnelles Ende der Festlichkeit hatte Niemand gerechnet. Bald sah man eine Menge von Gästen vor dem Palais, auf der Terrasse. Bediente hatten die Nachrichten eiligst verbreitet, schon waren sie in den Gassen bekannt, die dem Palais Brühl's zunächst lagen, die Stadt ward lebendig. „Die Preußen kommen!“ tönte es überall. Nun fuhren die königlichen Wagen vor, der Monarch verließ das Fest, seine Familie folgte ihm. Schrecken und Verwirrung überall. Die Gäste strömten angsterfüllt nach Hause, die unglücklichen Schauspieler der Kirsch'schen Truppe begannen ihre Sachen einzupacken; Niemand kümmerte sich um sie.

Die letzten Gäste eilten aus dem Palast; dann erschien eine Sänfte, der zwei Fackelträger vorausgingen; Brühl ließ sich zum Könige tragen. Die Straßen waren noch sehr belebt, denn die Schreckensbotschaft hatte Alles aus den Häusern getrieben. Verwünschungen gegen den Minister wurden laut, die Nähe des preußischen Heeres schien den Leuten Muth zu geben, die Zungen waren gelöst. Man spottete über den glänzend erleuchteten Palast; aber nach und nach erlöschten die Lichter, und in kurzer Zeit stand das Gebäude finster und schweigsam auf der Terrasse.

Die Nacht war schnell genug vorüber. Am folgenden

Tage wußte man, daß der König von Preußen ein Schreiben an Friedrich August erlassen, worin er erklärte, wie er, durch die hinter seinem Rücken geschlossenen Bündnisse wider ihn, gezwungen sei, den Feinden seines Staates und seiner Person zuvorzukommen. Er werde Sachsen nur in Depot nehmen und er werde einen „unschädlichen Durchmarsch“ halten.

Die Dresdener konnten nicht mehr zweifeln, daß die Preußen der Residenz einen Besuch abstatten würden. Schon verbreiteten sich ihre Truppen überall. Die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde, und jetzt traten die Folgen der schrecklichen Finanzwirthschaft Brühl's hervor. Keine Vorbereitung der Armee für den Kampf, kein Geld in den Kassen. In rathloser Hast wurde die sächsische Armee, kaum 17,000 Mann stark, zusammengezogen; kein Mensch vermochte zu sagen, was mit ihr werden, was der Zweck sein sollte, um dessen Erreichung man die braven Leute hin- und herschob. Sie zogen sich gegen Pirna zurück.

In der kleinen Stadt Stolpen herrschte die größte Bestürzung; Markt, Gassen, Landstraße, die Höfe in den Häusern — Alles wimmelte von preußischen Truppen. Das Zuströmen der neu ankommenden Regimenter, der furchtbare Lärm des schweren Geschützes, welches heranrollte, Trompetengeschmetter und Rufe aller Art betäubten die Einwohner und jagten sie trotz der guten Disciplin der Preußen in unsägliche Angst. Inmitten dieser Verwirrung gewahrte man einen zwar derbgebauten, aber doch sehr eleganten Reisewagen. Dieser Wagen hielt vor dem kleinen Rathhause. „Ach, die Herren sind schnell bei der Hand,“ sagte der Husaren-Oberst von Warnery, welcher die Treppe hinabstieg. „Aber meine Leute sind auch fertig.“

Es stiegen aus dem Wagen zwei Herren, der eine war Robert von Klingen, der andere Regimentsauditeur Praß. „Seine Majestät haben zu befehlen geruht, daß ich dem ersten Acte der militärischen Gewalt beiwohnen soll, um die Relation darüber zu machen, welche in der Zukunft nöthig sein dürfte,“ äußerte Klingen.

„Herr Baron,“ sagte Warnery, „ich freue mich, Sie damit betraut zu sehen.“

Er gab einige Befehle, und von zwölf Husaren begleitet, traten der Oberst, Robert und Praß ihren Marsch an. Er führte zum Schlosse hinauf, es war derselbe Weg, den Robert einst in der Nacht mit Wackerbarth eingeschlagen hatte.

Der Baron ging still und nachdenklich zwischen seinen Begleitern; die Zeiten waren ernst; Leute, welche ihm werth und theuer waren, sahen einem ungewissen Schicksale entgegen, unter ihnen Anton von Servigni, und Brühl's Rache konnte den Gefangenen verschwinden lassen, ehe die Preußen in Dresden waren. Man näherte sich dem Schlosse. Warnery ließ trompeten, worauf der Generalmajor von Libenau, Commandant des Schlosses, erschien.

Warnery grüßte artig. „Herr Kamerad,“ sagte er, „ich bin von Seiner Majestät, dem Könige von Preußen, gesendet, dieses Schloß zu besetzen.“

„Es ist besetzt, Herr Kamerad,“ erwiderte Liebenau.

„Ja, aber nicht mit Preußen.“

„Es soll auch nur mit Sachsen besetzt sein.“

„Darüber ließe sich streiten, aber ich habe dazu keine Zeit. Sie werden die Güte haben, Ihren Leuten Räumung des Schlosses anzubefehlen. Achtung!“ commandirte er seinen Husaren.

Auf diesen Befehl, dem ein Commando „Vorwärts“

folgte, fielen die Husaren über die Schildwachen her und entwaffneten sie. In demselben Augenblicke jedoch gab Liebenau Befehl, die Alarmtrommel zu schlagen, und von allen Seiten eilte die Besatzung des Schlosses herbei.

„Sie wollen also ein Gefecht um das Schloß etabliren?“ rief Warnery.

„Das ist mein Wille,“ antwortete Liebenau.

„Zurück, Herr Generalmajor, sparen Sie Menschenblut. Es ist Unsinn, sich zu vertheidigen; drunten liegen zwanzig Tausend Mann. Geben Sie Raum.“

Der Generalmajor von Liebenau schien indeß nicht der Mann der Furcht zu sein, er zog seinen Degen und mit dem Rufe: „Auf sie!“ stürzte er vorwärts. Schneller, als er, hatte jedoch Warnery sein Pistol aus dem Gürtel gezogen — ein Schuß krachte, mit leisem Wehrufe brach Liebenau zusammen; die Kugel des Preußen war in seine linke Hüfte gedrungen, der erste Schuß im siebenjährigen Kriege war gefallen. — Die Besatzung wich zurück. Einige eilten Liebenau zu Hilfe. „Streckt das Gewehr!“ rief Warnery. Die Leute dachten nicht länger an Widerstand, und in wenigen Minuten lagen alle Waffen am Boden. Jetzt öffnete sich die Thür eines Seitenthurmes, und zum Staunen der Anwesenden trat eine hohe, geisterhafte weibliche Gestalt heraus. „Blut — Blut ist geflossen!“ rief sie. „Es wird der Anfang sein zu schrecklichen Dingen — und hier, gerade hier!“

„Ja wohl, hier,“ sagte Robert vortretend, „wo sich ein Complot entspann, welches, richtig geleitet, vielleicht große Dinge bewerkstelligt und viel Blut verhindert haben würde.“

„Herr von Klingen,“ rief die Gräfin Cosel, „Sie hier? Seit der Nacht, in welcher wir uns zum ersten Male

sahen, hat sich viel geändert. Ich bin eine streng bewachte Gefangene."

„Sie sind es nicht mehr, gnädige Gräfin, seitdem die Preußen Sachsens Grenze überschritten."

„Oh, ich will es sein," sagte die Gräfin. „Zeiten werden heraufsteigen, deren Schrecken noch dereinst die Mütter ihren Kindern berichten werden; es ist besser, eine freiwillige Gefangene zu bleiben, als die Tage des Blutes mit durchleben zu müssen." Sie nahm, während Warnery die Besatzung musterte und Liebenau weggeschafft wurde, Robert bei Seite. „Wo ist Sylvia?" fragte sie.

„Verschwunden," antwortete Robert mit fester Stimme.

„Wie? Sie sang nicht in Dresden? Sie ward nicht dem Könige vorgestellt?"

„Nichts von Alle dem; sie ward entführt, noch ehe sie ein Werkzeug der Verschworenen geworden; durch die Gräfin Moszinska ist sie aus Dresden geschafft."

„Ich preise Gott dafür!" rief die Cosel. „So hat die Mutter ihr Kind gerettet; ich danke Ihnen für die Kunde. Das Schicksal aller dieser Leute ist erfüllt, Brühl's Sturz ist vollendet, seitdem die Preußen dem Verrathe des Ministers zuvorgekommen sind, und ich lebe von nun an nur noch dem Gebete." Sie ging hastig in den Thurm zurück, und gleich darauf ertönte jene seltsame feierliche Musik, welche Robert einst in der Nacht vernommen. Er hat die Gräfin nie wieder gesehen.

Spät Abends verließ er das Schloß, nachdem er mit Praß ein Verzeichniß aller Geschütze und sonstiger Vorräthe aufgenommen.

Die, übrigens leichte, Verwundung Liebenau's hatte eine gewaltige Bestürzung in Dresden hervorgerufen. Es war

der erste scharfe Schuß gefallen; die Preußen hatten Blut vergossen, ein königliches Schloß war besetzt worden, und die königliche Familie hielt sich nicht mehr sicher in Dresden. Im Dunkel der Nacht regte es sich rings um das Schloß her, Pferde und Diener tummelten sich durcheinander, Fackeln glänzten, einige Schwadronen Garde zu Pferde setzten ihre Reihen zusammen, dann wurden wieder Koppeln von Hand- und Wagengäulen herangeführt, endlich sah man eine lange, schwarze Reihe sich über die Elbbrücke hinbewegen, diese Reihe bestand aus Wagen aller Art, die Gardisten tummelten ihre Pferde zwischen den Fuhrwerken hin und her; aber trotz des Gewimmels war es dennoch ein trauriger Zug. — Friedrich August und sein Hof verließen Dresden, um sich vor dem herannahenden Feinde zu sichern, der jedoch noch immer als Freund angesehen sein wollte. Nur die Königin mit den jüngsten Kindern, der Kurprinz und die Kurprinzessin blieben in Dresden zurück. Brühl floh mit dem Könige. Er hatte hundert und fünfzig Pferde bei sich — der König führte nur fünfzig aus Dresden. Der flüchtende Zug begab sich nach Struppen, wo die sächsische Armee lagerte. — — —

Brühl hatte in der Eile Alles vergessen — auch die Verhafteten. Die Freunde Servigni's und dieser selbst, waren in dem Militärgefängnisse auf der Baierschanze verblieben. Die überhandnehmende Verwirrung entging ihnen nicht, aber da Niemand wußte, was aus der ganzen Sache werden solle, und die Officiere auf Ehrenwort jeden Fluchtversuch zu unterlassen versprochen hatten, blieben sie in der Haft. — Da tönten Trommeln und Pfeifen, da schmetterten die Trompeten und mit dem festen Tritte, welcher die Sieger der ersten schlesischen Kriege in das Feuer geführt

hatte, rückten die Preußen in Dresden ein. Zwölf Bataillone Infanterie und drei Schwadronen Cavallerie bildeten das Besatzungscorps. Endlich aber, am zehnten September, war ganz Dresden auf den Beinen, denn Friedrich hielt in Person den Einzug. — Es war nicht das erste Mal, daß sie ihn sahen, aber dieses Mal erblickten sie den Helden, der sich eine Provinz gegen die übermächtigen Feinde behauptet hatte, der gekommen war, um mit einer halben Welt den Streit zu beginnen, der, schnell wie der Blitz, die Ränke seiner Feinde zerstörte und dem betroffenen Gegner keine Zeit ließ, Athem zu schöpfen. Der König grüßte freundlich, blieb lange unter den Leuten, die ihn staunend betrachteten, und nahm Quartier im Moszinski'schen Palaste, den die Gräfin seit der Entführung Sylvia's nicht wieder betreten hatte. — Die Einwohner Dresdens sahen keinen Feind in der Person Friedrich's, trotz aller der Kriegsdrangsale erblickten sie in dem Könige einen Retter vom Brühl'schen Joche.

Um die vierte Nachmittagsstunde dieses Tages erschienen die Wächter der gefangenen Complotirer in der Baierschanze. „Herr von Servigni," sagte der diensthabende Beamte, „Sie sind frei auf Befehl Seiner Majestät des Königs von Preußen."

Der Rittmeister trat in den Gang, der vor seinem Gefängnisse hinlief, und plötzlich stand er Robert von Klingen gegenüber.

„Sie hier, mein Herr?" rief er. „Ich erwartete nicht, daß Sie sich mir noch einmal entgegenstellen würden; es sei denn, Sie wollten mir Genugthuung geben."

„Anton," sagte freudig erregt der Baron, „ich bitte Sie um eine Gunst; darf ich Sie in den kleinen Kerker zurück-

führen? Sie sollen an meiner Hand, Arm in Arm mit mir dieses Gefängniß verlassen, sobald Sie mich angehört und meine Rechtfertigung vernommen haben."

Der Rittmeister ließ sich mit Widerstreben zurückführen. Die Thür schloß sich noch einmal, aber nach einer halben Stunde öffnete sie sich wieder, und der Baron hatte richtig prophezeit: er ging mit Servigni Arm in Arm aus dem Gefängnisse zurück. „Wer konnte diesen seltsamen Zusammenhang ahnen," sagte Anton, als Beide in den bereitgehaltenen Wagen stiegen. „Ich war nicht im Stande, die Aufklärung zu geben," versetzte Robert; „denn wohin ich auch blickte, — überall sah ich eine befehlend ausgestreckte Hand, welche mich zurückwies; das tiefste Schweigen war mir geboten."

Sie rollten die Landstraße entlang; immer näher kamen sie dem reizenden Landhause, und die Pferde hielten vor dem Hofthor. Auf der Veranda saß eine Dame, in einem Buche lesend, sie blickte auf, und als sie die Ankommenden erkannte, that sie einen lauten Schrei der Freude. „Robert! Anton!"

„Jeanne! geliebte Jeanne!" antwortete es von der Gartenpforte her. — —

„Die Preußen sind gekommen," sagte der alte Diener des Hauses, als er aus dem Salon in die Küche trat; „sie haben den Rittmeister frei gemacht."

Als der Mond bereits auf die Zweige schimmerte, saßen Jeanne, Frau von Servigni, Anton und Robert noch auf der Terrasse. „Ich scheide für heut," sagte Robert; „ich sehe Euch Alle bald wieder."

„Glücklicher Tag!" rief Jeanne, „daß ich den Mann wieder fand, den der seltsame Wunsch der Väter zu meinem

Glücke mir bestimmte, und den ein neidischer Zufall mir fast entrissen hätte. Der Krieg kann uns nicht trennen."

Anton erhob sich. „Du weißt, Schwester," sagte er ernst; „wir können nicht vereint bleiben. Der König von Preußen hat mich frei gemacht; aber er bleibt ein Feind für mich, so lange er der Feind meines Königs bleibt. Brühl's Haß oder Liebe kann mir gleichgiltig sein, aber nicht so die Lage meines Herrn, dem ich als Soldat geschworen. Die sächsische Armee ist um ihren König geschaart, und nur dort ist auch mein Platz. Robert kann nicht anders denken, nein, er müßte mich verachten, wollte ich fern bleiben. Mein Arm, mein Blut gehören Friedrich August. Ich gehe, um meinen Degen wieder anzubieten, und wir sehen uns vielleicht heut zum letzten Male."

Robert reichte ihm stumm die Hand, Jeanne und die Mutter umarmten ihn schweigend.

„Bleib' Du der Beschützer, Robert; — lebt wohl!" fuhr der Rittmeister fort. „Es wird eine gewaltige Zeit über Deutschland kommen; finde sie Jeden von uns an seinem Platze." Er verließ schnell die Terrasse.

„Es ist ein braves Blut," rief Robert; „aber ich fürchte, die guten, wackern Officiere werden nicht viel mehr ausrichten können. Brühl's Schändlichkeiten haben die Armee ohnmächtig gemacht."

Dresden befand sich nicht allzu wohl bei den folgenden Ereignissen. Der Krieg erheischte große Opfer, aber die Einwohner sahen, wie der König von Preußen, nur der Nothwehr gehorchend, den Einfall in Sachsen gethan hatte, wie er seinen Feinden zuvorgekommen war, denn wenige Tage nach seiner Ankunft in Dresden nahm er die Archive in Beschlag, in denen sich jetzt erst die detaillirten Belege

für das Bündniß der Mächte wider Preußen fanden. Sachsen war freilich diesem Bunde noch nicht beigetreten, aber nur die Unentschlossenheit Brühl's und des Königs Zaghaftigkeit hatten den Beitritt noch nicht geschehen lassen, als schon Friedrich, durch die letzte Depesche Menzel's, welche Klingen überbracht, von den Plänen seiner Feinde unterrichtet, Sachsen mit seinen Truppen besetzte. Der König war unbarmherzig gegen Brühl, den er mit vollem Rechte als einen der schlimmsten Rathgeber und als seinen boshaftesten Feind betrachtete. Brühl's prächtiges Palais war Anfangs die Wohnung des Königs von Preußen, dann ein Wachthaus und im Laufe der Begebenheiten ein Spital. Viele Kunstschätze ließ der König nach Berlin schaffen. Als er die ungeheure Garderobe Brühl's vor sich erblickte, die Haufen von Kleidern, Schuhen, Röcken und Wäsche, fanden sich auch 1500 Perrücken, welche Brühl gehörten. Der König betrachtete sie lachend und sagte: „Wie viel Perrücken für einen Menschen ohne Kopf!"

Robert von Klingen hatte richtig prophezeit. Kurze Zeit nach Anton's Abzuge zur sächsischen Armee streckte diese bei Pirna die Waffen; aber der Rittmeister von Servigni war glücklich entkommen, noch ehe die Capitulation geschlossen ward; er trat in österreichische Dienste und focht die Schlachten gegen Preußen als braver Officier rühmlich mit. Den Kanzelisten Menzel sah Robert von Klingen nicht wieder. Sein Verrath wurde in Warschau entdeckt, wohin er mit seinem Könige gegangen. Er endete auf dem Königsteine nach vierzigjähriger Haft. — — —

Eine herrliche Sommernacht ruhte auf dem prachtvollen Golf von Genua. Die Strahlen des Vollmondes zitterten in den Wellen und vertheilten sich in hundert blitzende

Linien, die zu feurigen Reifen wurden, welche die Kiele der vielen Boote umspannten, wenn diese die mondbestrahlten Lagen durchschnitten. Aus den, am Strande des ruhigen Meeres liegenden Gärten tönten die sanften Klänge der Mandolinen, ein würziger Hauch durchzog die Lüfte, und im silbernen Nebel dieser lauen, italienischen Nacht schwamm Genua mit seinen Häusern, Thürmen und Lichtern. Wie immer, so war auch im Jahre 1764 die herrliche Stadt der Anziehungspunkt für viele Fremde, welche aus allen Ländern herbeikamen; mehr aber als je war in diesem Jahre Genua mit Besuchern aller Stände und Nationen angefüllt; denn nach dem Schlusse des furchtbaren Krieges, der sieben Jahre Europa erschüttert hatte, schien es, als wolle Jeder sich Erholung, Frieden und Ruhe, diese langentbehrten Güter, wieder zu eigen machen. Man sah Prinzen und Fürsten, die noch vor einiger Zeit in den Reihen der Soldaten gefochten; da schleppte sich ein Schwerverwundeter an Krücken hin, der in der milden Luft Italiens Heilung suchte; dort schlich mißvergnügt ein gelblicher, feingekleideter Herr am Ufer entlang; die Kriegswirren hatten ihm seine Stammgüter genommen, und er beschloß den Rest seiner Tage und seines Vermögens in Italien zu verbringen. Ueberall aber war der Name Friedrich's des Zweiten, den man jetzt schon den Großen nannte, auf den Lippen, überall sah man die Bilder des Gefeierten, des Angestaunten, von den Erzeugnissen des Kupferstechers an bis hinab zum groben Machwerk des Holzschneiders. Dieser Glanz, diese Verehrung für den König warfen auch Seitenstrahlen auf all' seine Unterthanen, und die Preußen erfreuten sich besonderer Hochachtung, und so kam es denn, daß die in Genua anwesenden

Unterthanen des großen Friedrich zu den gesuchten Personen gehörten.

An jenem Abende ward erst spät ein großes Diner beendigt, welches der Marchese di Martino Paluci in seiner Villa gegeben hatte. — An der breiten Marmortreppe, deren Fuß das Meer bespülte, wartete das Boot, welches drei Personen tragen sollte, die soeben aus dem reizenden Palais kamen. „Nimm die Mantille um, theure Jeanne," sagte einer der Herren zu der Dame, welche zwischen ihren beiden Begleitern schritt.

„Oh, nicht doch — die Luft ist warm — fast schwül," entgegnete die Dame. „Vielleicht braucht Anton eine Mantille, er ist ja noch immer Reconvalescent."

„Tausend Dank," rief dieser, „ich bin geheilt; aber wenn meine Wunde aufbrechen könnte, dann wäre es nach den Lobeserhebungen gewesen, welche der Marchese den Preußen machte; das ging den ganzen Abend so fort."

„Anton," rief Baron Robert von Klingen, „haben denn unsere Leute nicht tapfer gefochten? Habt Ihr nicht auch Eure Schuldigkeit gethan? So laßt Jedem das Seine. Es sind zwei tüchtige Feinde gewesen, die sich aneinander rieben. Einer war des Andern werth, und da wir nun einmal nach langer Kriegszeit hier unter diesem schönen Himmel uns von allen Mühen erholen, wollen wir jede herbe Erinnerung verscheuchen."

„So sei es," rief Jeanne; „ich dictire Jedem, der sich noch ein einziges Mal über Politik ärgert, als Strafe einen vierundzwanzigstündigen Arrest zu. Er darf keine Ausflüge machen."

Anton von Servigni lachte, und alle drei stiegen in das Boot, welches die Wellen durchschnitt, begleitet von vielen andern Gondeln.

Baron Robert von Klingen, Jeanne, welche seit drei Jahren ihm als Gattin angehörte, und Anton von Servigni genossen das entzückende Schauspiel dieser nächtlichen Meeresfahrt. Allmälig entfernte sich die Gondel von den übrigen Schiffen, nur eines derselben blieb in der Nähe. Robert, Jeanne und Anton plauderten von den vergangenen Tagen, wie der Wille der Väter den Baron und Jeanne zusammengeführt und wie Alles, trotz der argen Mißverständnisse, so glücklich sich gefügt.

„Horch!“ rief plötzlich der Baron, „hört Ihr jene Stimme? Sie kommt dort von dem Boote her.“

Eine wundervolle Frauenstimme sang eines jener schwermüthigen, spanischen Lieder, deren Klage zuweilen das tolle Jauchzen durchbricht. Es war eine Stimme, welche alle Fibern erbeben machte.

„Himmel,“ sagte der Baron, „wo habe ich jene Töne schon einmal gehört?“

Alle lauschten; die Schiffer hoben ihre Ruder aus dem Wasser; langsam zog das Boot bei den Dreien vorüber, die Sängerin hatte sich mit leichtem Schleier verhüllt; ihre Begleiter trugen runde Hüte. Als das Schiffchen schon entschwunden, tönte noch der Gesang über die Wellen dahin.

„Rudert schnell nach!“ gebot Robert, „ich ahne, wer die Sängerin ist.“

Pfeilschnell schoß die Gondel durch die Wellen, und man kam gerade am Landungsplatze an, als die Sängerin aus ihrem Boote stieg. Einer der Begleiter gab ihr den Arm. „Vorsichtig, mein Engel,“ sagte ein älterer Herr in reicher Cavalierkleidung, der hinter ihr ging. Sie wendete sich dankend um, bei dieser Gelegenheit schlug sie den

Schleier zurück. „Sylvia!" rief Robert laut und unwillkürlich. Die Sängerin ließ schnell den Schleier fallen, wendete das Haupt und zog ihren Begleiter mit sich fort. Sie verschwanden in dem bläulichen Halbdunkel der Straße della Bissa.

„Heda!" rief der Baron einem Diener zu, der offenbar zu dem Hause der Herren gehörte, „wer ist jene Dame?" Er ließ einen Ducaten in die Hand des Burschen gleiten.

„Signor," sagte der Diener, „es ist die Frau Marquise von Saint Aignan, eine reiche Dame. Der Herr, der sie führte, ist ihr Gatte. Die Marquise ist eine Deutsche und soll früher Sängerin gewesen sein. Der Marquis hat sie vor fünf Jahren geheirathet, da sie" — er flüsterte das Folgende — „von hoher Abkunft ist; denn jener ältere Herr ist ihr Vater, der Marquis de Monti, welcher einst in Dresden Ambassadeur war. Dort soll auch die hohe Mutter weilen. Morgen reisen sie alle Drei mit dem Früheſten nach Frankreich." Er eilte hinweg.

„Es war Sylvia," wiederholten Robert und die Seinen. „Ein ganzer Roman liegt vor uns."

Als sie in ihrem Hotel ankamen, fand Robert ein Schreiben. „Geliebte Jeanne," sagte er, „ich werde nach Berlin zurückgerufen. Meine Beförderung zum Ober-Domänenrath ist vom Könige unterzeichnet." Jeanne umarmte den Gatten. Robert blieb noch eine Zeit lang in dem Gemache allein. Er starrte vor sich hin; dann löschte er die Kerze aus, mit der Hand einen Gruß winkend, rief er leise: „Sylvia!"

Berlin, Druck von W. Bürenstein.